

W ³ / 9574

Christoph Friedrich Neander,
ein Beitrag
zur Geschichte der Aufklärung in Kurland
von
Dr. Irene Neander

Herausgegeben
von der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst.

Mitau 1931

Buchdruckerei „Kurseme“ Mitau.

W $\frac{3}{9574}$

W
9

Christoph Friedrich Neander,
ein Beitrag
zur Geschichte der Aufklärung in Kurland
von
Dr. Irene Neander

Herausgegeben
von der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst.

Mitau 1931
Buchdruckerei „Kurseme“ Mitau.

B-1
W-
there

Vija Leša Lefv. POK
VALŠTS BIBLIOTEKA

~~79-14008~~

0309087220

86

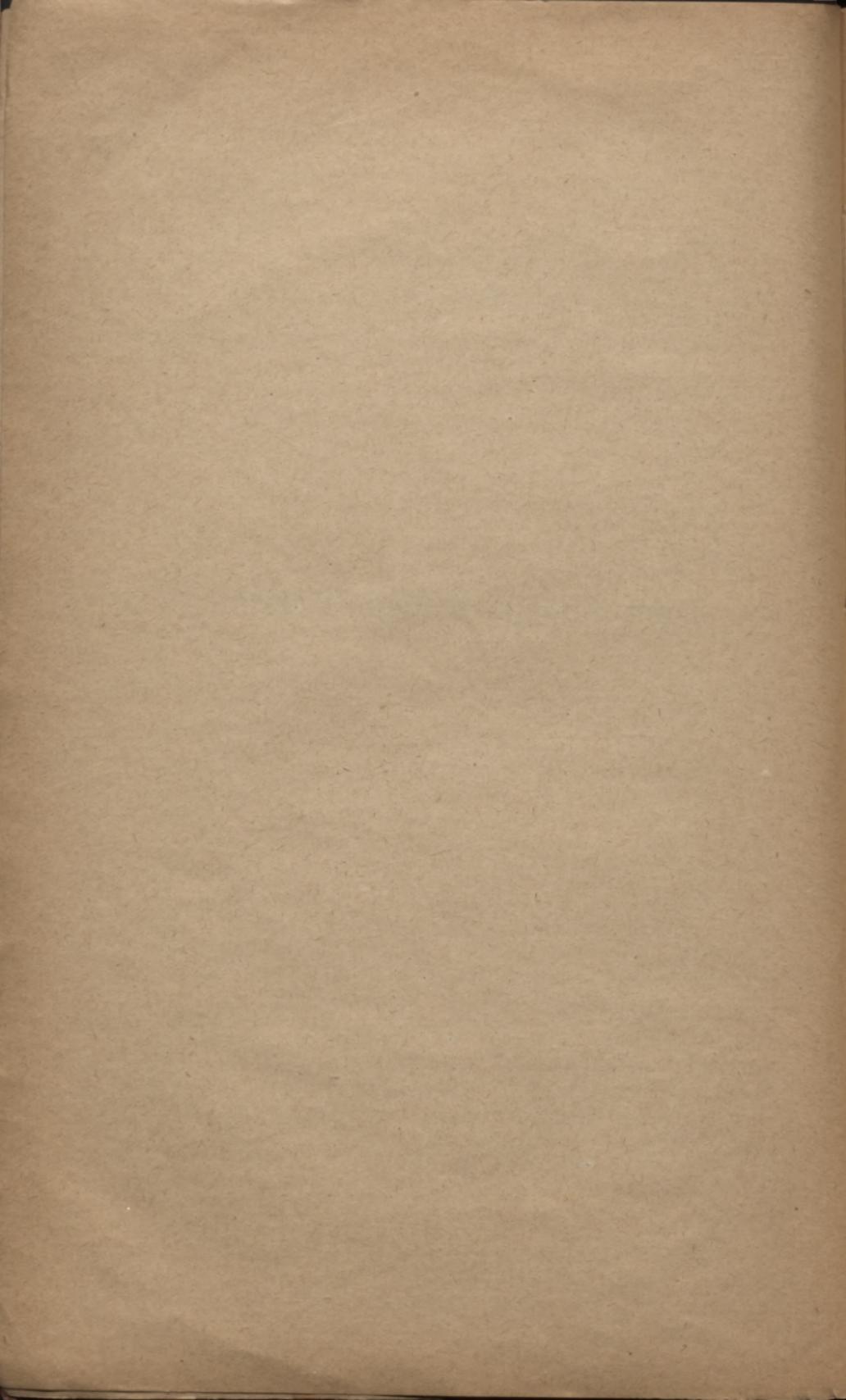
Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät
der Universität Jena.

Referent: Prof. Dr. Leitzmann.

Jena, 7. Oktober 1931.

gez. Barwick
Dekan.

Dem Andenken meines Vaters.



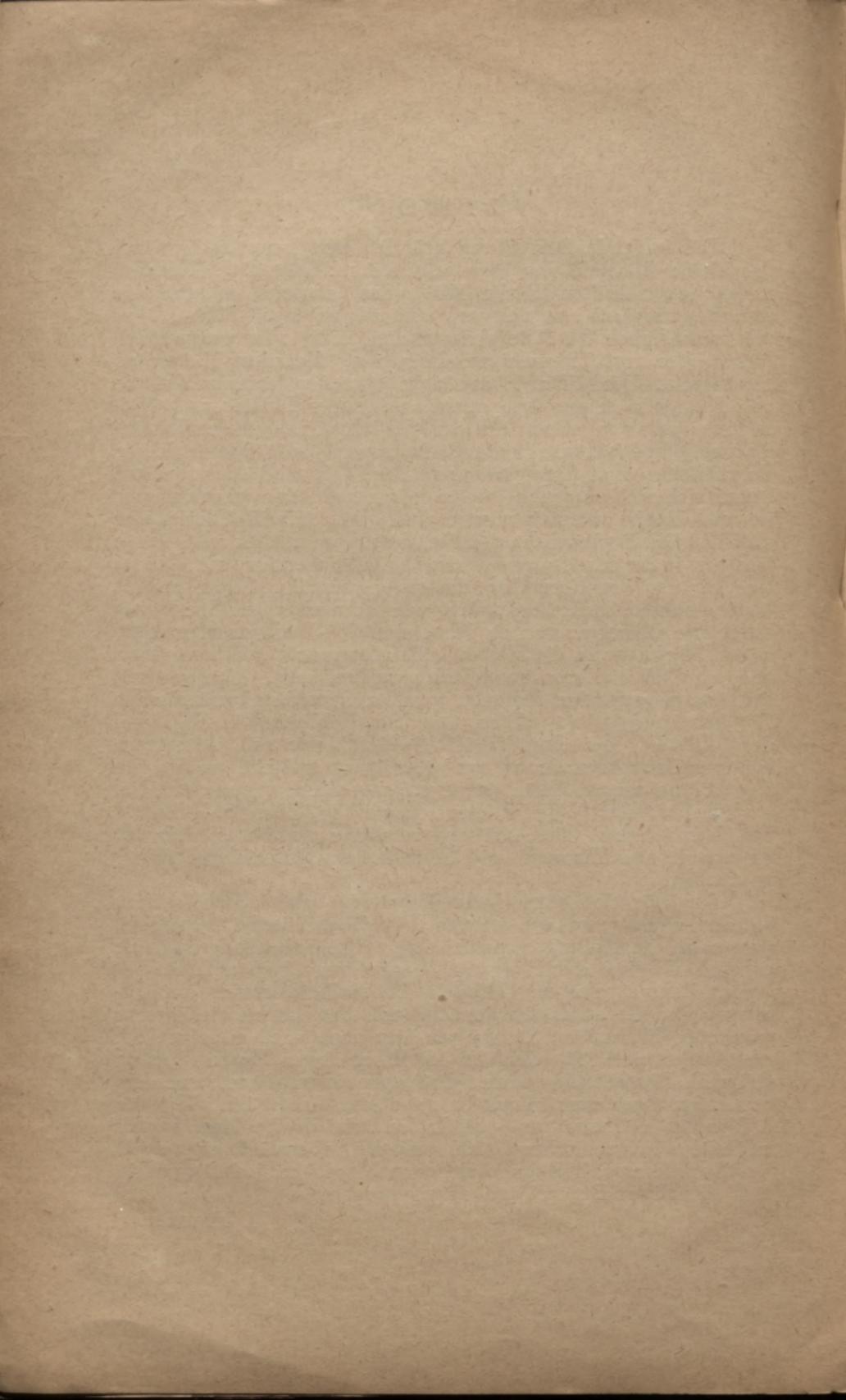
Vorwort.

Die folgende Darstellung gründet sich hauptsächlich auf das kleine Büchlein von Elisa v. d. Recke: Über C. F. Neanders Leben und Schriften (Berlin 1804), das, obgleich in manchen Angaben kritisch zu nehmen, die zuverlässigste Quelle für Neanders Leben ist. Alle anderen sind mehr oder weniger von dieser oder von den wenigen anderen zu Neanders Lebzeiten erschienenen Darstellungen abhängig. Von den letzteren sind die von Kütner in seinen Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten und vor allem die von Gadebusch in dessen Livländischer Bibliothek die wertvollsten und zuverlässigsten. In die Schriftsteller- und Gelehrtenlexika der Zeit und auch spätere haben sich z. Teil grobe Fehler eingeschlichen, ausgenommen ist das Recke Napiersky'sche baltische Schriftstellerlexikon v. 1827. Die Ergänzungen und Berichtigungen zu Elisa v. d. Recke beruhen in der Hauptsache auf handschriftlichen Quellen. Leider war mir das Familienarchiv, das sich zuletzt im Besitz meines Vaters befand, nicht zugänglich, weil es nach seiner Ermordung durch die Bolschewisten im November 1917 und unserer mühevollen Rückkehr in die Heimat in Russland zurückbleiben musste und wohl als verloren angesehen werden kann. Das von mir benutzte ungedruckte Material wurde mir von dem kurländischen Provinzialmuseum in Mitau, der Stadtbibliothek in Riga und der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga freundlichst zur Verfügung gestellt, wofür ich den Leitern dieser Anstalten zu größtem Dank verpflichtet bin.

Insbesondere habe ich Herrn Stadtbibliothekar Dr. N. Busch, von dem ich auch die Anregung zu dieser Arbeit erhalten, für viele wertvolle Hinweise und Hilfe bei der Materialbeschaffung zu danken.

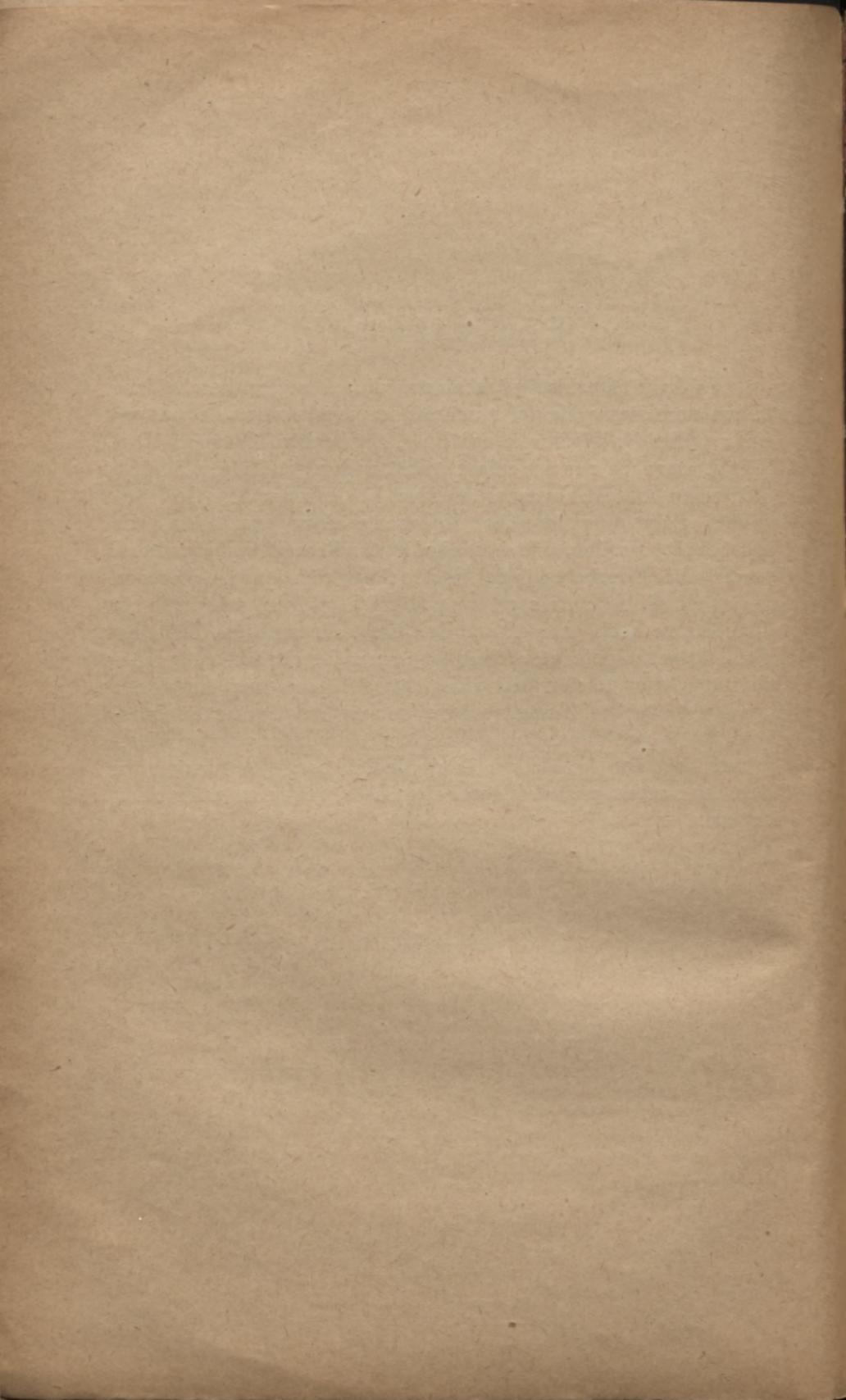
Auch für die Zeitgeschichte konnte aus den handschriftlichen Quellen vieles gewonnen werden. Für die politische Geschichte, aber auch die Kulturgeschichte sind, wo keine besondere Quelle angegeben wird, durchweg die Werke von Cruse und A. Serraphim benutzt worden. Hippels Lebensläufe waren zur Erfassung des Gesamtbildes der Zeit und des Landes ein überaus wertvolles Hilfsmittel. Sie müssen hier auch noch als eines der vielen Beispiele für den im 18. Jh. so engen Zusammenhang zwischen Deutschland und den Ostseeprovinzen gewertet werden, den aufzuzeigen eine Hauptabsicht dieser Arbeit ist. Wie der Kurländer Tellheim und die Livländerin als die Hauptgestalt in Gellerts Schwedischer Gräfin, sind die Lebensläufe ein Beweis für das Interesse, das man baltischen Menschen und Dingen in dem damaligen Deutschland entgegenbrachte.

I. Neander.



Einleitung.

Es kann überflüssig scheinen, dieses stille, bescheidene Leben und dieses kleine, bescheidene Werk vor die Augen einer prüfenden Nachwelt ans Licht zu ziehen. Es wäre überflüssig, wenn es nur um seiner selbst willen geschähe, in dem Folgenden soll aber versucht werden, beides unter dem Gesichtswinkel allgemeiner deutscher Kulturentwicklung zu sehen. Es soll gezeigt werden, wie deutsches kulturelles und im besonderen literarisches Geschehen in den letzten Ausläufen des geschlossenen deutschen Kulturraumes gelebt und erlebt wurde, wie man in dem letzten noch wenigstens de jure selbständigen Teil der alten Ostseekolonie versuchte, in dieses Geschehen tätig einzugreifen, zum letzten Mal vielleicht sich so ganz innig des grossen deutschen Zusammenhang bewusst wurde, bevor Russland die grosse chinesische Mauer um seine neuerweiterte Westgrenze zog, und in den nunmehr wieder vereinigten Provinzen sich ein neues, speziell baltisch-deutsches Leben zu entwickeln begann.



I.

Kindheit, soziale und politische Zustände.

Christoph Friedrich Neander wurde am 28. Dezember 1723 im Pastorat Eckau, dem Hause seines Grossvaters, des Mag. Melchior Lutter, geboren. Über die Jahreszahl herrscht einige Unstimmigkeit, indem bald 1723 bald 1724 angegeben wird. Doch kann man nach seinem eigenen Zeugnis in einem Brief an Elisa von der Recke vom 3. od. 5. Februar 1783 mit Bestimmtheit 1723 ansetzen. Eine Erklärung für diese Unstimmigkeit ist darin zu finden, dass in Kurland damals noch der gregorianische Kalender galt und nach 1795, d. h. nach der Vereinigung mit Russland, der julianische eingeführt wurde. Auch ein Zeichen übrigens für den im 18. Jh. noch so starken Zusammenhang mit dem Westen. Wenn man nun zu dem Geburtsdatum die fehlenden 11 Tage hinzurechnet, fällt es ins nächste Jahr.

Es ist nun wohl nicht unwichtig, einen Blick auf die Welt, in die der Knabe hineingeboren wurde, zu werfen. Zunächst die enge Welt der Familie.

Leider war es nicht möglich, etwas persönlichere und wirklich charakterisierende Züge ihrer Glieder zu erfahren, ausser den trockenen Daten, die E. Seuberlich in seinen Baltischen Stammtafeln¹⁾ oder das kurländische Prediger-Lexikon von Kallmeyer-Otto²⁾ bringen, und den sehr allgemeinen und stark poetisch gefärbten Äusserungen Elisas v. d. Recke in ihrem Büchlein: Über C. F. Neanders Leben und Schriften³⁾, das sie dem Andenken ihres Lehrers und väterlichen Freundes widmete.

Der Vater ist Gotthard Friedrich Neander, geb. um 1685 gest. 1730, also kaum sieben Jahre nach der Geburt des ältesten Sohnes. Er hatte Theologie studiert, wurde am 28. Sept. 1703 an der Universität Königsberg und am 14. Okt. 1707 in Rostock immatrikuliert. 1704 wird ein Hochzeitscarmen von ihm auf die Hochzeit eines Pastor Grüner gedruckt. Wann er in die Heimat zurückkehrt, ist unbekannt, jedenfalls vermag er 1710 das väterliche Pfandgut zu übernehmen. Sein Vater, Johann

¹⁾ Stammtafeln Deutsch-Baltischer Geschlechter 2. Reihe, Riga 1927.

²⁾ Die ev. Kirchen und Prediger Kurlands 2. Aufl., Riga 1910.

³⁾ Berlin, Fröhlich 1804.

Friedrich Neander, geb. Windau 1657, hatte, nachdem er Amtsverwalter des herzoglichen Gutes Jungfernhof gewesen war, vom Herzog Ferdinand Klein-Memelhof bei Bauske für 2800 Rthlr. in Pfandbesitz erhalten. Er starb 1710 an der Pest, die, eine Folge des nordischen Krieges, in den Jahren 1710/11 das ohnehin verwüstete Land entvölkerte. Es starben, soweit es sich nach den mangelhaften Statistiken der Zeit feststellen lässt ca. 200.000 Menschen, ungefähr die Hälfte aller Einwohner, darunter auch ungefähr die Hälfte der ganzen Geistlichkeit¹⁾.

In dieser schweren Zeit übernahm Gotthard Friedrich als einziger Sohn das väterliche Pfandgut. Warum er den Predigerberuf aufgegeben hat, ist schwer festzustellen, Pfandbesitz war nicht unbedingt erblich. Es mag aber damals ebenso schwer gewesen sein, von den Einkünften einer Pfarre zu leben als ein Gut zu bewirtschaften, das die Hälfte seiner Bauern verloren hatte, der übriggebliebene Teil verwildert, roh, die Gebäude zerstört, das Vieh requiriert oder einfach vertrieben. Noch immer zogen fremde Truppen durchs Land, und die Nähe der litauischen Grenze bringt es mit sich, dass auch innerlitauische Kämpfe auf kurländischem Boden ausgetragen werden. Es klingt fast ironisch, wenn Elisa v. d. Recke sagt²⁾: «Er lebte auf seinem Pfandgute Memelhof als praktischer Landwirt und Freund der Natur, in stiller, philosophischer Ruhe (!). Er genoss mit einer Gattin, die seinen Wert fühlte, in edler Genügsamkeit das Höchste, was dies Leben gewährt, eine glückliche Ehe!»

Es war ein schweres Wiederaufbauwerk, an das der junge, noch nicht 30 jährige Mann ging, ein Leben voll Entsagung und Arbeit, voll Mühen und Gefahren, das ihn und seine tapfere Frau wohl so mitgenommen hat, dass sie beide kein hohes Alter erreichten. Das Datum seiner Vermählung ist nicht bekannt. Es ist wohl anzunehmen, dass sie erst zwischen 1720/22 erfolgt ist, da Christoph Friedrich das erste Kind dieser Ehe ist. Ausserdem bringt das Jahr 1721 endlich den langersehnten Frieden und mit ihm eine endgültige Sicherung und Konsolidierung der Verhältnisse. Gotthard Friedrichs Frau wird Margarete Gottlieb Lutter, Tochter des Eckauschen Pastors Melch. Lutter und Maria Bernewitz.

Es ist nicht unwichtig, gerade diesen mütterlichen Stammesbaum zu verfolgen, weil er für die soziale Stellung Christoph Friedrichs wichtig ist in dem ständisch so streng gegliederten Kurland. Die Lutters sind in der dritten Generation Pastoren, die Bernewitz eine der ältesten Pastorenfamilien Kurlands überhaupt. So ist Neander mütterlicherseits ganz tief verwurzelt in dem sog. Literatenstande, einem nur Kurland eigentümlichen soziologischen Gebilde, dem «Stamme Levi», dessen sich die

¹⁾ Kallmeyer-Otto a, a. O. Seite 37.

²⁾ a. a. O. S. 8.

Pastorin der Hippelschen Lebensläufe mit solchem Stolze rühmt. Väterlicherseits steht es anders. Zwar ist der erste Neander, der im ersten Jahrzehnt des 17. Jh. aus Hessen einwandert, Pastor, aber seine Linie stirbt schon in der nächsten Generation aus. Sein Bruder, der nach ihm ins Land kommt, ist Kaufmann. Er lässt sich in Windau nieder, ist 1630 bereits Ratsverwandter, und seine Nachkommen sind dann fürstliche Beamte, Kaufleute, Ratsglieder, Caspar Neander (gest. 1672) Bürgermeister von Windau, dann schliesslich Domänenpächter, gehören somit zu dem fluktuierenden und schwerbestimmbaren Stand der bürgerlichen Gutsbesitzer, der teils politisch und wirtschaftlich nichts bedeutet, teils aber doch eine gewisse Brücke zum Adel bildet; zumal sich darunter manche ritterbürtige Geschlechter befanden, deren Adel in Kurland nicht anerkannt war. So z. B. die Biron od. Bühren, die später kurländische Herzöge wurden. Das Theologiestudium des Vaters ist der erste Versuch, in den Literatenstand zu gelangen. Um dieselbe Zeit gibt es auch den Pastor Heinrich N., der aber ein unstetes Leben führt, teils durch Charakteranlagen teils durch Kriegswirren verursacht. Um die Bedeutung alles dessen zu verstehen, ist es notwendig, einen Blick auf die soziale Struktur des Landes überhaupt zu werfen.

In keiner der drei Ostseeprovinzen war die ständische Gliederung so streng durchgeführt wie in Kurland. J. Eckardt¹⁾ spricht von einem förmlichen Kastenwesen, das nur «aus der Verkehrtheit kurländischer Zustände alten Stils» erklärt werden kann. Die Verkehrtheit der Zustände war durch die politische Lage gegeben, und darum ist der Literatenstand vielleicht doch organischer erwachsen, als Eckardt es meint. Meiner Ansicht nach kann man sein Entstehen auch nicht nur aus der ungünstigen wirtschaftlichen Lage des kurländischen Bürgertums und der Exklusivität des Adels erklären, wie es W. Wachtmuth tut²⁾, sondern aus der politischen Lage des ganzen Landes. Kurland war durch seine lange Zugehörigkeit zu Polen am meisten der Entdeutschungsgefahr ausgesetzt. Freilich hatte Livland unter den polnischen gegenreformatorischen Massnahmen mehr zu leiden, doch wurde es ja schon 1621 durch Gustav Adolf davon befreit. Für Kurland galt es nun, um jeden Preis das Eindringen polnischer Elemente fernzuhalten. Zunächst für den Adel, der sich 1620 in der ersten kurischen Ritterbank zusammenschloss und den für Kurland so überaus wichtigen Begriff des «Indigena» prägte. Ausser dem, dass damit ein gewisser numerus clausus des Adels errichtet wurde (wer seinen Adel nicht genügend beweisen konnte, wurde ausgeschlossen und der Zugang für Fremde ungeheuer erschwert) es wird auch eine scharf trennende Grenze zwischen Adel und Bürgertum gezogen. In den Streitigkeiten mit dem Herzog

1) Baltisch-russische Kulturstudien, Leipzig 1869. S. 115 ff.

2) Adel und Literatentum. Balt. Monatsschrift 1928. Heft 2/3.

wird es zu einem bequemen Mittel, politisch unliebsame Elemente fernzuhalten und die herzogliche Partei zu schwächen. Sehr bald beansprucht der immatrikulierte Adel das ausschliessliche Güterbesitzrecht und, da er die Macht hat, kann er es auch behaupten, eine neue berufliche Scheidewand entsteht, während in Livland der Übergang vom landbesitzlichen wohlhabenden Bürger zum Adel durch die leicht käuflichen Wiener Diplome nicht schwer war. Ganz natürlich entwickelt sich auch im Bürgertum ein ebenso ausgesprochenes Standes- und Nationalbewusstsein. Doch die Städte sind klein und zur Zeit der Staatsbildung noch kaum von Bedeutung, wenn sie auch ursprünglich die Landtage beschicken. Die spätere Entwicklung zur ausschliesslichen Adelshegemonie und die mächtige Konkurrenz von Riga lässt kein gedeihliches Städtelieben aufkommen. Das Leben, das vorhanden ist, hat seine festgefügteten Formen in den Gilden und Zünften, auch ein Mittel zur entschiedensten Abwehr aller fremdstämmigen Elemente. Während im Mutterlande die korporativen Bindungen sich zu lockern beginnen, werden sie hier immer fester gefügt. Es bleibt aber ein grosser Teil des Bürgertums von diesen Korporationen ausgeschlossen und zwar einer, der dank seiner Bildung ein berechtigtes Selbstgefühl in sich trägt und durch seinen Beruf am meisten mit dem Adel in Berührung kommt, an dem er ständig das Beispiel potenziertesten Standesbewusstseins vor Augen hat. Es ist das studierte Bürgertum, das in der Geistlichkeit und dem Beamtentum vertreten ist. Unter der Geistlichkeit spielt bei dem vollständig agraren Zuschnitt des Landes die Landgeistlichkeit die Hauptrolle. Ärzte kommen damals noch nicht in Betracht, es sind meist vorübergehend ins Land gezogene Ausländer. Aus diesem studierten Bürgertum entwickelt sich nun der sog. Literatenstand, ein spezifisch kurländisches und nur in Kurland mögliches Gebilde, dieser «Rinnstein zwischen Adel und Bürgertum» nach Hippel, diese «Nobilität 2. Klasse» (Eckardt), dem der Anschluss nach oben und unten versagt ist. «In edler Genügsamkeit», um das Wort Elisas in diesem Zusammenhange zu gebrauchen, steht dieser Stand, der die Hauptarbeit im Staate leistet, von jeder eigentlichen politischen Wirksamkeit fern, gleichsam nach dem Wort: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Bei Hippel heisst es einmal: «Man lasse ihnen das Von und uns den Verstand». Im 17. Jh. beginnt er sich auszubilden, wie alle Erscheinungen des kurländischen Staatslebens, im 18. Jh. steht er bereits geschlossen da in seiner ganzen «Verkehrtheit» als ein rechtlich anerkanntes Gebilde vor Gericht¹⁾, vor der Kirche, so in der Piltenschen Kirchenordnung von 1756, die die Pflicht des dreimaligen Aufgebots bei Trauungen dem Adel und dem Literatenstande erlässt.

¹⁾ Richter Geschichte der Ostseeprovinzen 1858 III. S. 154. Ziegenhorn Staatsrecht der Herzogtümer Curland und Semgallen, Königsberg 1772. § 686 ff

Eigenartig ist, dass dieser Stand sich fortwährend aus Ausländern rekrutierte. Nur ganz allmählich entstehen Literatenfamilien, wird Literatentum Tradition, und bis zum Ende des 18. Jh. hört der Strom der Zuwanderer aus dem Reich nicht auf. Trotzdem ist ein ganz ausgesprochenes Standesbewusstsein vorhanden mit allen Begleiterscheinungen von Standesdünkel, Beschränktheit und Hochmut, das jeden Neueintretenden in seinen Bann zieht. Es besteht kein äusserer Zusammehang zwischen den einzelnen Gliedern ausser der Berufsgemeinschaft, und dieses Band konnte besonders bei der weit im Lande zerstreut lebenden Geistlichkeit nur locker sein. Es ist überhaupt zum Verständnis aller kirchlichen Zustände bis in die jüngste Vergangenheit unbedingt notwendig, sich vor Augen zu halten, dass das ganze Leben sich auf dem Lande abspielte. Das ganze Land, das übrigens an Grösse das Kgr. Württemberg übertraf, war eine grosse Landgemeinde, in der die einzelnen Glieder weit von einander entfernt wohnten, denn auch die Letten kennen keine geschlossenen Siedelungen. Die Städte, auch wo sie seit Ordenszeiten Stadtrechte besaßen (z. B. Goldingen), sind nicht viel mehr als kleine Marktflecken, die sich um die Ordensburgen gebildet hatten. Die Seestädte hatten etwas mehr Bedeutung, aber doch auch hauptsächlich nur als herzogliche Werften oder Stapelplätze für die Erzeugnisse der adligen Güter. Der Adel vermochte es immer wieder trotz aller Proteste der Kaufleute durchzusetzen, dass er seine Waren direkt an die fremden Schiffer ohne Vermittlung der Städte verkaufen durfte. Manchmal tritt der Herzog selbst und einmal die Herzogin (Elisabeth Magdalene) als mächtiger Konkurrent im Handel der Städte auf¹⁾. Mit dem städtischen Handwerker konkurrierte der umherziehende, z. T. jüdische Kleinhandwerker. Keine Suppliken an den Herzog, keine noch so drakonischen Verordnungen der Magistrate vermochten die politische und wirtschaftliche Bedeutungslosigkeit der Städte zu heben. Man hat sie nicht mit Unrecht Absteigequartiere des Adels genannt, und darin liegt ihre kulturelle Bedeutung, dass sie Sammelpunkte zum geistigen Austausch der «Landschen» bildeten, zu diesen gehören Adlige wie Literaten. Die politischen und sozialen Vorbedingungen für die Entstehung des Literatentums haben wir aufgezeigt. Den historischen Verlauf schildert Th. Neander in seinem Vortrag über den Mitauschen Buchadel²⁾. Danach bildeten den Kern die acht bürgerlichen Justizräte am Mitauschen Oberhofgericht, die richterlichen Posten waren dem Adel vorbehalten. Diese bilden zunächst nur eine ganz kleine Berufsgenossenschaft. Sie fühlen sich durch ihre Bildung und einflussreiche Stellung nicht nur dem Bürgertum sondern auch dem Adel überlegen und erlangen

¹⁾ A. Wegner: Gesch. d. Stadt Libau 1898. S. 26 f.

²⁾ 18. u. 25. März 1886 vgl. Zeitg. f. Stadt u. Land 1886 № 80.

bald gesellschaftliche Gleichstellung und rechtliche Bevorzugung z. B. das Appellationsrecht nach Warschau und die Titulatur «Edel». Diese Vorrechte werden allmählich auch auf die anderen herzoglichen Räte und Beamten ausgedehnt, ganz zuletzt wird auch die Geistlichkeit hinzugezogen. Im 18. Jh. ist der «Literatus» ein feststehender Begriff, der Typ des kurischen Menschen, den Hippel so unvergleichlich geschildert hat. Das Literatentum ist in seiner nationalen Existenz nicht bedroht. Polnische Juristen sind unmöglich, weil das deutsche Rechtswesen durch das Privilegium Sigismundi Augusti bei der Unterwerfung 1567 gesichert ist, der Predigerberuf durch den Glaubensunterschied. Damit fällt das nationale Moment weg, der Blick weitet sich, und der Kosmopolitismus des 18. Jh. fällt auf fruchtbaren Boden. Er trägt seine wertvollen und verhängnisvollen Früchte. Literatentum ist staatsrechtlich Bürgertum, faktisch lebt der grösste Teil seiner Glieder auf dem Lande in engster Verbundenheit mit Scholle und, Bauer, zu letzterem in fast demselben rechtlichen Verhältnis stehend, wie der Adel. War es da nicht doch ganz natürlich, dass er sich entwickelte, als der Rinnstein rechtlich, aber auch als die Brücke geistig gefasst?

Für die baltische Kultur aber ist diese enge Verbundenheit gerade des Literatenstandes mit Bauer und Scholle von grösster Bedeutung geworden, denn sie hat es verhindert, dass diese Kultur nicht das Kunstgewächs einer dünnen Oberschicht geworden ist, als der Zusammenhang mit dem Mutterlande sich lockerte. Es hat ja bis zur junglettischen Bewegung des 19. Jh. ein inniger Zusammenhang auch geistiger Art zwischen Lettentum und Deutschtum auf dem Lande bestanden, und wenn A. Bielenstein sagt, der Lette wäre bis auf seine Sprache germanisiert, konnte er darum nicht in gewisser Weise den fehlenden deutschen Bauern ersetzen?

Übrigens war die nationale Abwehr der anderen Stände durchaus erfolgreich, denn weder in Matrikel noch Bürgerlisten finden sich polnische Namen, wo diese uns begegnen, sind ihre Träger meist Einwanderer aus Preussen.

Nachdem wir die engere Welt der Familie und des Standes betrachtet haben, werfen wir nun einen Blick auf die historische Situation jener Zeit.

In die frühe Kindheit C. F. Neanders wetterleuchten noch die Flammen des nordischen Krieges hinein. 1721 war erst der Nystädter Friede geschlossen worden, der den baltischen Provinzen endlich die langersehnte Sicherheit brachte. Das Land hatte unter dem Kriege unsagbar gelitten. Das Elend ist so oft geschildert worden, dass es hier unterbleiben kann, doch muss es erwähnt werden, weil die Nachwehen des Krieges auf allen Gebieten noch bis in die Mitte des Jahrhun-

derts zu spüren sind. Bedeutsamer aber ist die neue politische Konstellation, die der verhängnisvolle Schuss von Fredericks-hall, der dem kühnen Reiterleben Karls XII. ein Ende gemacht hatte, bewirkte. Mit dem Nystädter Frieden tritt ein neuer Machtfaktor in die europäische Geschichte, dem europäischen Bewusstsein zunächst kaum gewärtig. Im Osten ist das moskowitzische Reich in Wallung geraten, eine dämonische Masse unter einem dämonischen Führer. Es war bisher dem gemeinen Europäer kaum bekannt, dem Politiker seit den Tagen Iwans des Grausamen, ausgeschaltet durch die Wirren der zarenlosen Zeit und die schwache Politik der ersten Romanows. Dieses sagenhafte Reich tritt nun wieder in die europäische Politik und nach 1½ Jahrhunderten zum zweiten Mal bestimmend in die baltische Geschichte. Wieder steht der Moskowiter, der «Erbfeind des christlichen Namens», vor dem Gotthard Kettler einst verzweiflungsvoll das Land in die Arme des anderen Erbfeindes, Polen, gerettet hatte, an den Grenzen, und immer entscheidender wird sein Einfluss auch im Lande selbst.

Das unheimlich rasche Anwachsen der russischen Macht ist in Europa seltsam wenig beachtet worden. Kaum einer der führenden Politiker hat Verständnis dafür gehabt, kaum einer die wohlberechtigten Befürchtungen vor einer solchen Verschiebung des europäischen Gleichgewichts geäußert. Einer der wenigen Ahnungsvollen war Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, der nichts mehr fürchtete als einen Krieg und der trotz richtiger Einsicht nicht wagte, die antirussischen Bestrebungen Schwedens zu unterstützen. Dieses hatte seine Grossmachtstellung an der Ostsee verloren, und Russland das «Fenster nach Europa» gewonnen, eine endgültige Sicherung seiner neuen Hauptstadt, Petersburg, durch die Gewinnung Livlands, Estlands und Ingermannlands. Mit dem «Fenster» war nicht nur der Ausgang sondern auch der Eingang in das bis dahin verschlossene, unendliche Land eröffnet, und es beginnt der gewaltige Strom der Ausländer — hauptsächlich Deutscheneinwanderung.

Kurland war durch die kurzsichtige Politik Herzog Ferdinands früher als sein Lehnsherr Polen in den Krieg hineingezogen worden, obgleich es wie schon früher im schwedisch-polnischen Erbfolgekriege wenigstens offiziell seine Neutralität hätte bewahren können. 1703 wird durch den Handstreich eines Kurländers in russischen Diensten, des Generals v. Roenne, Mitau erobert, und von dieser Tat eines Kurländers her datiert der immer grösser werdende Einfluss Russlands.

Die zweite Etappe auf diesem Wege bedeutet die Vermählung des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm mit der Brudertochter Peters des Grossen, Anna Iwanowna, (1710). Sie brachte zunächst keine sichtbaren Erfolge, denn schon im Frühling 1711 starb der junge Herzog auf der Rückreise von

St.-Petersburg. Die unmässigen Genüsse der Hochzeitsfeierlichkeiten hatten seine Gesundheit untergraben, vielleicht hat auch Menschikow, der seit dem Feldzug selbst ein Auge auf Kurland geworfen hatte, etwas mitgeholfen. An den jungen Herzog, der auch russischer Generalvikar von Livland werden sollte, hatten sich viele Hoffnungen geknüpft, und er schien auch der Mann zu sein, sie zu erfüllen. Man träumte bereits von einem neuen Grosslivland. Nun zieht Anna als Witwe in Mitau ein. Zu ihrem Schutz stehen russische Truppen im Lande, und ihr Hofmarschall Bestushew-Rjumin ist die einflussreichste Persönlichkeit, während offiziell die Regierung wieder an Ferdinand, den Oheim Friedrich Wilhelms, den letzten männlichen Kettler, fällt, der ja schon die Regentschaft geführt hatte.

Ferdinand aber ist alt und unverheiratet, lebt seit 1701, nachdem er sich in den Kämpfen vor Riga nicht sehr rühmlich ausgezeichnet hatte, im Auslande (Danzig) und will nicht zurückkehren, weil er sich schon vorher mit dem Adel überworfen hat. Über seinen Kopf hinweg beginnen Verhandlungen über die Sukzession. An der Regelung sind interessiert: Polen als Lehnsherr, Russland, Preussen und Sachsen. Die Republik Polen will Kurland inkorporieren und nach dem Erlöschen des Kettlerschen Stammes nicht mehr als Lehen vergeben. Der polnische König aber, August II. von Sachsen, will Kurland gern an einen Angehörigen seines Hauses bringen um damit seine Stellung in Polen zu stärken. Peter der Grosse denkt zunächst noch nicht an den Besitz sondern mehr daran Kurland als Mittel für seine anderen Pläne zu benutzen. Friedrich Wilhelm I. ist durch seine nahe Verwandtschaft mit den Kettlers interessiert, hält Kurland für einen «fetten Bissen» und meint, dass es unverantwortlich wäre, wenn er und sein Haus, ihn sich «gleichsam vor dem Maule wegnehmen lassen würde¹⁾». Auch fühlt er sich als Gegenspieler Russlands verpflichtet, jedem neuen Machtzuwachs zu steuern.

Während alle diese Verhandlungen hin und her gehen, und über die Zukunft des Landes beschlossen wird, liegt dieses erschöpft und entvölkert am Boden, zu müde und zu geschwächt, um allen immer zunehmenden fremden Einflüssen energisch entgegenzutreten zu können. Die Regierung führen offiziell die 4 Oberräte, nach dem Herzog die oberste und, da dieser ausser Landes weilt, die einzige Regierungsinstanz. Die finanzielle Lage des Herzogs ist trostlos, seine Versuche, sie durch Ablösung und Verpfändung der Domänen zu heben, stossen auf Widerstand des Adels, der dadurch vielfach geschädigt wird. Die Beziehungen werden verschärft durch die wiederholten Weigerungen Ferdinands, ins Land zurückzukehren, und seinen Starrsinn und unkluges Verhalten überhaupt. 1737 stirbt er, und nun zeigt sich der entscheidende Einfluss Russlands, denn

¹⁾ A. Seraphim: Deutsch-baltische Beziehungen III. S. 71. Preussen und die baltische Frage, Berlin, Leipzig, Riga 1918.

der Landtag wählt Ernst Johann Biron, den Günstling Anna Iwanownas, die mittlerweile (seit 1730) Zarin geworden ist, zum Herzog.

In diese an den Wunden des Krieges noch schwer tragende Zeit fällt die Kindheit Chr. Fr. Neanders, die er auf dem väterlichen Gute verbringt. Noch zwei Geschwister folgen ihm: eine Schwester, Maria Gottlieb (geb. 1726) und ein Bruder Johann Gotthard, der noch jünger ist, dessen Geburtsdatum aber nicht feststeht. Die Schwester spielt im Leben Christoph Friedrichs noch eine bedeutsame Rolle, und ein sehr inniges Verhältnis verband die beiden bis zu seinem Tode. Über den Bruder ist wenig überliefert. E. v. d. Recke sagt von ihm, er wäre Christoph Friedrich «an Geist und Charakter ähnlich» gewesen, hätte im Auslande gelebt und wäre vor dem 30. Lebensjahre gestorben. Sonst liegen nur noch ein paar Daten über ihn vor, die uns aber nur an die Schwelle seines Lebens führen. In einer Einladung zum öffentlichen Examen in der grossen Mitauschen Stadtschule aus der Zeit des Rektorats von Mag. Maczewski (1742—1748) ohne Jahreszahl, wahrscheinlich von 1744 heisst es: «his scholae nostrae vale dicentibus gratulabitur Johannes Gotthardus Neander in oratione de rei publicae flore per scholas bene constitutas promovendo¹⁾». Unter den Abiturienten befindet sich übrigens auch Sig. G. Schwander, der väterliche Freund Elisäs. Dann eine Notiz aus dem «Verzeichnis baltischer Persönlichkeiten aller Zeiten» gesammelt von H. J. Woldemar²⁾: „Joh. Gotth. Neander, der die Mitausche grosse Schule absolviert hat und nun im Begriff ist, zur Fortsetzung seiner Studien die Universität Jena zu besuchen, erhält hierzu von der kurl. Regierung einen Reisepass 20. Aug. 1746.“ Und schliesslich seine Eintragung in die Jenasche Universitätsmatrikel vom 27. Sept. 1746 als Joh. Gotth. Neander Mitavia Curonus³⁾.

Er ist danach wohl um 1728 geboren und jünger als Christoph Friedrich, nicht wie Seuberlich, der nicht einmal seinen Namen kennt, angibt älter als dieser.

1730 stirbt Neanders Vater. Christoph Fr. ist kaum 7 Jahre alt. So konnte die Persönlichkeit des Vaters noch keinen bleibenden Eindruck auf ihn hinterlassen. Die Grösse des Verlustes ist ihm auch erst später an dem Schmerz der Mutter klar geworden. Diese war eine geistvolle Frau und, trotzdem ihr persönlicher Einfluss auch nicht sehr bedeutend sein konnte, denn sie stirbt drei Jahre später, ist doch ihr Bild und die Erinnerung an ihr edles Wesen dem Sohn unvergesslich geblie-

¹⁾ Sammelband von Schriften der grossen Mitauschen Stadtschule im kurl. Provinzialmuseum.

²⁾ Original im kurl. Provinzialmuseum.

³⁾ Originalmatrikel in Jena und J. Eckardt Livland im 18. Jahrh. Auszüge aus der Universitätsmatrikel Jena.

ben. Sie war eine fromme, gläubige Seele, vielleicht schon von dem in den 30er Jahren auch in die Ostseeprovinzen dringenden Pietismus Zinsendorfscher Färbung angehaucht. Sie sucht oft Trost und Kraft für ihr gewiss nicht leichtes Witwenleben im Gebet. Einmal belauscht der etwa 8 jährige Sohn sie dabei und der Anblick der in tiefem Schmerz und inbrünstigem Gebet auf den Knien liegenden Mutter macht einen tiefen Eindruck auf seine empfindliche Seele. Er fühlt zum ersten Mal «die Allgegenwart Gottes» und «dieses selige Gefühl» verlässt ihn nicht bis an das Ende seines Lebens. Das Bild dieser Mater dolorosa und der Gedanke: Durch dich soll die Teure keine Tränen vergiessen, bewahren ihn später in allen Versuchungen der Jugend. Die Kraft des Gebetes, an der Mutter ihm zuerst klar geworden, wird dann auch sein Trost in allen Kümernissen des Lebens und die betende Mutter wird die Muse seiner geistlichen Dichtung. «Mit heiliger Rührung» spricht er später zu seinen Kindern von der «mütterlichen Weihe» ohne die keines seiner Lieder entstanden wäre¹⁾.

Sonst ist an einzelnen Episoden aus seiner Kindheit wenig zu berichten. Nach Elisas Zeugnis hat er selten über sein Werden gesprochen, und, was sie darüber berichtet, ist durchaus kritisch zu nehmen, denn ihr Büchlein ist voll von poetischen Asschmückungen.

So berichtet sie, dass er schon damals «im Anschauen der Natur seine süssesten Genüsse zog». Die schlichte, liebliche und so ganz sensationslose kurische Landschaft ist ja auch besonders geeignet, das innige Verwachsen von Mensch und Natur zu fördern, die Liebe zum Kleinen zu wecken, eine fast physische Verbundenheit zwischen Mensch und Landschaft zu schaffen, jedoch alles andere als die Reflexion anzuregen, wie Elisa dieses Naturerlebnis schildert. «Alles, alles führte seine junge Seele dahin, die Kraft, welche Welten schuf und erhält, in ihren sichtbaren Wirkungen zu ahnen zu lieben und ihrer Huld ruhig zu vertraun». Alle Naturereignisse sind Offenbarungen dieser Macht. Auf einem Spaziergange stellt er Betrachtungen über das Wachsen des Kornes an und, wie er dann einem Leichenzuge begegnet, begreift er plötzlich den Zusammenhang von Leben und Tod und ahnt Unsterblichkeit. Ist dass das Naturerlebnis eines auf dem Lande aufwachsenden, mit den Naturdingen von vornherein nahest verbundenen Kindes? Sicherlich nicht. Es ist der empfindsame, reflektierende erwachsene Mensch des 18. Jh., der so erlebt, und nicht ein kurisches «landsches» Kind. Und doch ist dieselbe Elisa als ein ebensolches «landsches» Kind aufgewachsen, und, wenn wir ihre Jugend und den Kreis ihrer schwärmerischen Freunde betrachten, so sind das doch alles Menschen, deren erstes Naturerlebnis auch nicht so war sondern viel «natürlicher und realistischer».

¹⁾ E. v. d. Recke: a. a. O. S. 9. ff.

Es ist interessant zu sehen, wie hier unter dem Einfluss von Dichtung und Zeitstimmung ein, fast könnte man sagen, angeborenes Verhältnis zu den Dingen sich wandelt, wie die Natur entrealisiert wird, ihren schlechthinnigen Daseinswert verliert und einen ideellen aus der Reflexion erhält. Wie sie von neuem gleichsam mythologisiert wird, nun nicht wie in der alten Welt aus einer Ahnung von einem Mehr-Sein der Dinge, sondern indem Gefühls- und Reflexionsinhalte des Menschen in sie, die an sich wesentlich Geist-lose hineinprojiziert werden. Es ist auch interessant zu sehen, wie so ganz anders die Wirkung und Auswirkung der Empfindsamkeit hier ist als in Deutschland mit dessen städtischer Kultur. Dort wird sie der erste Anstoss zum Wiedererwachen des Naturgefühls, führt über eine idealisierte und mythologisierte Natur zum Erlebnis ihrer Realität. Hier wird ein ursprünglich in aller Reinheit und Lebensfülle vorhandenes Verhältnis verfälscht. Aus dem anspruchslosen Urdsenwäldchen bei Alt-Autz wird ein Klopstockischer Hain, in dem Nymphen und Dryaden spielen. Bardiete singt im Gebüsch ihr melancholisches Lied, und Luna segnet mit ihren Strahlen die sich ewige Freundschaft schwörenden jungen Leute. Wenn Werther und Lotte beim Anblick des Gewitters der Name: Klopstock aufsteigt, so ist Klopstock für sie der Naturverkündiger überhaupt, während er hier gleichbedeutend mit Umdeutung eines immer Gewussten und immer Gehabten ist, Erhebung der Natur in eine ihr wesentlich nicht zukommende Sphäre. Auch bei Neander finden wir diese Umdeutung, aber erst viel später in seinen ersten Gedichten in den «Belustigungen des Verstandes und Witzes», noch später in der «Einladung zum Genuss des Frühlings». Sie wird bei Betrachtung der Gedichte zur Sprache kommen. Es ist aber wohl anzunehmen, dass sein erstes Begegnen mit der Natur anderer Art gewesen ist, frei von allen literarischen Einflüssen, vielleicht verklärt durch die pietistische Frömmigkeit der Mutter, doch unbedingt ungrüblerisch, was ja auch gar nicht in seinem Wesen lag.

Den Unterricht besorgen Hauslehrer, deren Geschick gerühmt wird. Es ist wahrscheinlich, dass die ersten Anfänge schon vom Vater gelegt wurden. Die Wirksamkeit der Mutter beschränkt sich auf die eigentliche Erziehung, doch ist diese nicht von langer Dauer, denn sie stirbt schon im Frühling 1733. Die drei Kinder, von denen der älteste, Christoph Fr., erst 10 Jahre alt ist, bleiben als Vollwaisen zurück. Zu ihren Vormündern werden der herzogliche Rentmeister Joh. Chr. Lupelow und Joh. Wilh. Brandt konstituiert. Ausserdem lebt noch ihre Grossmutter Lutter (gest. 1745) und eine Schwester ihres Vaters (gest. 1756), die an einen Pastor Diétr. Badendiek verheiratet ist.

Die beiden Vormünder sind entfernte Verwandte und beide, besonders Lupelow, angesehene Persönlichkeiten. Lupelow

hat in Königsberg studiert (im. 31. Juli 1708¹⁾), war dann Besitzer von Breeden und herzoglicher Rentmeister, was ihm bedeutende Reichtümer einbrachte. Brandt ist auch Gutsbesitzer (Ixtumünde und Kirchhof) und mit Dor. Euph. Lutter, wahrscheinlich einer Tochter des Eckauschen Pastors, verheiratet²⁾. Ob diese beiden Persönlichkeiten irgendwelchen Einfluss auf die Erziehung gehabt haben, ist unbekannt. Elisa erwähnt sie gar nicht, ihre Einsetzung als Vormünder bringt nur Seuberlich auf Grund von Mitauschen Kameralhofsakten. Es ist wahrscheinlich, dass Christoph Fr. bald nach dem Tode der Mutter auf die grosse Mitausche Stadtschule kam und in der Zeit vielleicht auch im Lupelowschen Hause lebte.

II.

Schulzeit.

Die Mitausche Stadtschule war eine der 5 Lateinschulen des Landes, die schlecht und recht aber im Allgemeinen wohl recht kümmerlich den Bildungsbedarf zu decken hatten. Ausser ihnen gab es noch deutsche Schreib- und Rechenschulen in allen grösseren Orten, auf dem Lande wohl keine ständigen, sondern nur wenn die Kirche einen deutschen Küster hatte, der dann die deutschen Kinder im Lauf des Winters in etwas Lesen, Schreiben, Katechismus und Liedersingen unterrichtete, sehr primitiv und ohne viel Erfolg, denn es wird noch bis ins 19. Jh. hinein über den tiefen Bildungsstand der sogenannten «deutschen Leute» auf dem Lande geklagt, der häufig niedriger als der der Letten war, für die freilich in dieser Zeit noch kaum etwas getan wurde. Später ist es interessant zu sehen, wie sich alle humanitären Bestrebungen der deutschen Oberschicht auf den Undeutschen konzentrieren, diesem die ganze Sorge gilt und die eigenen Volksgenossen der niederen Schichten fast vollkommen ignoriert werden. Während man sonst darauf aus ist, seine nationale Reinheit auf jeden Fall zu wahren, sieht man ruhig zu, wie ein Teil des eigenen Volkstums im fremden aufgeht. Das Fehlen jeglicher Germanisierungsbestrebungen wird an diesem Umstand wohl besonders klar. Die 5 Stadtschulen waren die einzigen höheren Bildungsstätten des Landes auch für den Adel, denn der Hauslehrer ist damals noch eine seltene Erscheinung. Trotz mancher Ansätze im 17. Jh. hatte sich die Hofmeistererziehung noch nicht einbürgern können³⁾, jetzt in dieser Zeit der allgemeinen Verarmung, denn noch sind die Wunden des Krieges lange nicht geheilt, können die wenigsten daran denken, für die Ausbildung ihrer Kinder mehr

¹⁾ A. Seraphim: Liv- Est- Kurländer auf der Univ. Königsberg i. Pr. Riga 1893

²⁾ Buchholtzsche Sammlung zur Personenkunde. Riga, Stadtbibliothek.

³⁾ Vgl. Seuberlich: Baltische Hauslehrer im 17. u. 18. Jh. Riga 1920.

zu tun als sie in die Stadt zu schicken und dort von den «Schulkollegen» mehr oder weniger geschickt unterweisen zu lassen. Das Bedürfnis nach höherer Bildung ist auch noch erschütternd gering und wird erst gegen Mitte des Jahrhunderts geweckt.

Das Ansehn, die Frequenz und die Bedeutung der Stadtschulen steht und fällt mit ihrem Rektor. Es kommt vor, dass sie durchaus das Niveau eines Gymnasiums erreichen und ihre Zöglinge direkt auf die Universitäten schicken können. Sonst musste man, da es andere Anstalten im Lande nicht gab, wenn sie versagten, ins Ausland: nach Riga ans Lyceum, wie es z.B. der Grossvater Lutter 1686 getan hatte¹⁾, oder an das Kollegium Fridericianum in Königsberg. Auch in dem Franckeschen Pädagogium in Halle finden sich Kurländer, beides kann auch als Hinweis zu der bisher noch wenig erforschten Geschichte des Pietismus in Kurland gewertet werden. Später kommen noch das Braunschweiger Carolinum, Closter-Bergen und noch später das Dessauische Philanthropinum hinzu, letzteres freilich nicht mehr als blosse Schule sondern hauptsächlich als Erziehungsanstalt.

Die Mitausche Stadtschule war 1567, also gleich nach Errichtung des kurländischen Herzogtums gegründet worden, seit 1678 in einem neuen Gebäude unweit der Trinitatiskirche untergebracht, das gleichzeitig als Sitzungslokal für die Landtage diente. Sie hatte ihre Blütezeit unter dem Rektor Thilo (1716—1730) erlebt. Ihm folgte 1731 Joh. Hnr. Metz, der sein Amt so nachlässig verwaltete, dass er schliesslich abgesetzt werden musste. In diese unglückliche Periode und gerade in ihr letztes Stadium gerät Neander. Der Rektor Metz war durchaus kein unbedeutender Mensch. Er besass «nicht gemeine Kenntnisse besonders in den alten Sprachen aber auch im Französischen und Italienischen». Czarnewski²⁾ rühmt seine «seltenen Lehrertalente», auch I. Bauer, der 1735—38 Prorektor war, lobt seine Fähigkeiten und schiebt die Schuld an dem Herunterkommen der Schule auf den Magistrat. Es ist aber wohl anzunehmen, dass Metz, dessen «erzbeissiger» Charakter, Zank- und Verläumdungssucht mehrfach erwähnt werden, sich seine Stellung selbst verdorben hat. Er gerät zunächst mit dem freilich auch sehr herrschsüchtigen und selbstbewussten Superintendenten Gräven in Streit, dann mit dem Magistrat, der sich schliesslich 1739 an den Herzog wendet. Dieser verordnet eine Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit. Darüber kommt das für Ernst Johann Biron so verhängnisvolle Jahr 1740 heran. Am 28. Okt. stirbt Anna Iwanowna, nachdem sie Biron zum Regenten des russischen Reiches für ihren Gross-

¹⁾ Jahrbuch f. Genealogie. 1901, S. 171.

²⁾ Nachrichten über den Zustand der Schulanstalten des Mitauschen Kreises. Mitau 1805, S. 16.

neffen, Iwan II., eingesetzt hat. Diesem ungeahnt hohen Aufstieg folgt schon im November der jähe Sturz, Biron wird verhaftet, zum Tode verurteilt und schliesslich zu Sibirien begnadigt. Die Eingabe der Kommission bleibt unbeantwortet und der Mitausche Magistrat sieht sich nun gezwungen, selbständig zu handeln. Metz wird seine Entlassung angekündigt, Michaelis 1740 erfolgt die letzte Gagenzahlung, doch er bleibt trotz allem in seiner Amtswohnung wohnen. Da werden ihm auf Befehl des Magistrats Fenster und Türen ausgehoben. Mitau erlebt aber noch das merkwürdige Schauspiel, dass der Rektor die Öffnungen mit Decken und Bettüchern verstopft und trotzdem wohnen bleibt, bis ihn schliesslich die Winterkälte zum Auszug zwingt.

Trotz all dieser nicht sehr erfreulichen Umstände sind gerade unter Metz viele tüchtige Männer herangebildet worden. Es mag sein, dass seine Streitigkeiten mit Superintendent und Magistrat zunächst ohne Wirkung auf seine pädagogische Tätigkeit blieben. Vor allem ist es aber das Verdienst der beiden Prorektoren: Isaak Bauer (1735—1738) und Paul Fr. Reimer (1738—1742), dass in der Schule trotz allem Bildungsarbeit geleistet wurde. Es gelang ihnen nicht, die Schülerzahl zu heben, und, da davon auch ihre Einnahmen abhingen, haben sie nicht viel Lohn für ihre mühevollen Arbeit erhalten. So sind 1740 immer noch bloss 7 Schüler in der Prima, (1737 unter Metz waren es 5) Umso stärker war wohl der persönliche Einfluss beider Männer auf ihre Schüler und besonders Reimers Persönlichkeit ist gewiss nicht ohne Wirkung auf Neander geblieben. Reimer stammte aus der Schule des ostpreussischen Pietismus als Zögling des Königsberger Fridericianums (1725—31) und als Schüler von F. A. Schultz, dem einflussreichsten Pietisten an der Königsberger Universität. Schultz ist freilich nicht mehr reiner Pietist sondern doch schon etwas von dem sieghaft vordringenden Rationalismus beeinflusst, dem er freilich nur das methodische Rüstzeug entlehnt¹⁾. Später sagt Hippel von ihm, er hätte in die Theologie soviel Philosophie hereingebracht, «dass man glauben musste, Christus und seine Apostel hätten in Halle unter Wolff studiert». Allerdings hat Hippel Schultz nur in dessen letzten Lebensjahren gehört²⁾.

Der ostpreussische Pietismus hatte sein eigentümliches Gepräge, er war frei von aller mystischen Schwärmerei, erdhafte und bodenständig wie die Menschen, die seine Träger waren. So bringt er nicht nur eine religiöse Erneuerung, sondern auch eine Wiedererweckung des praktischen Bildungslebens in der grossen Schulreform unter Heinr. Lysius, der auch Reimers Lehrer am Fridericianum war. Damit ist in Reimers Vorbildung

¹⁾ F. J. Schneider: G. Th. v. Hippel in den Jahren 1741—1780. Prag 1911, S. 3 f.

²⁾ ebenda S. 8.

gleichsam auch ein Programm für seine spätere Tätigkeit gegeben, denn kaum 26-jährig wird er an die Mitausche Stadtschule berufen, nachdem er als Hauslehrer ins Land gekommen war, und beginnt sein schweres Reformwerk mit dem Sendungsgefühl des Erweckten und preussischer Gründlichkeit und Tüchtigkeit.

Durch Reimer ist nun Neander, wie fast alle seine Zeitgenossen, durch die Schule des Pietismus gegangen, was sie allerdings nicht gehindert hat, später ganz andere Wege einzuschlagen. Seine tiefe Gläubigkeit und Orthodoxie, in der er stärker befangen war, als seinen Verkündern bewusst war, ist ihnen allen verlorengegangen. Tiefer wirkte die Nichtachtung äusserer Formen, zu denen der Pietismus noch nicht das Dogma rechnete. Geblieben ist aber allen der tiefe sittliche Ernst, die praktische Nächstenliebe, die zeitweise die Religion selbst verdrängte, und die warme Gefühlslebendigkeit, mag sie auch später vielfach in Empfindsamkeit und Empfindelei ausgeartet sein.

Wann Neander die Stadtschule bezog, ist schwer festzustellen, da keine Matrikeln oder Schülerlisten erhalten sind. Es geschah wahrscheinlich nach 1735, also gerade zu der Zeit, als der Verfall einsetzte. Eintritt und Austritt war zu jeder Zeit möglich, weil es keine offizielle Ferienordnung gab.

Die Schule war dreiklassig, jede Klasse führte einer der 3 Schulkollegen: Rektor, Konrektor und Kantor. Die Oberinspektion hatte die Kirche, obgleich es eine Stadtschule war, und auch der Unterricht stand noch ganz unter kirchlichem Einfluss. Alle Gottesdienste werden in corpore besucht: sonntags zweimal und zweimal in der Woche. Die konfirmierten Schüler gehen mit den Lehrern viermal im Jahr zum Abendmahl und auch sonst wird ihre Lebensführung streng überwacht. Noch müssen sämtliche Schüler bei Leichenbegängnissen mit ihren Lehrern zum Kirchhof ziehen und singen. 1766 werden adlige Kinder davon befreit. Auch in der Stundenverteilung macht sich der streng kirchliche Charakter geltend, später jedoch die zunehmende Verweltlichung. So ist 1740 das Verhältnis der theologischen Fächer zu den philosophischen 6:3, 1751 bereits 2:4, und es treten Mathematik, Geschichte und Geographie als obligatorische Fächer auf, während sie bisher nur fakultativ und nur für besonders Begabte gelehrt wurden. Das Hauptgewicht wird auf Beherrschung des Lateinischen gelegt, während Griechisch und Hebräisch zurücktreten. Auch Philosophie und Poetik sind Lehrfach. Im Lateinischen werden auch wirklich bedeutende Fertigkeiten erzielt, was die mehrfach erhaltenen Abschiedsreden beweisen, die die Schüler beim Abgang aus der Schule zu halten hatten, denn sie sollten nicht als «ingrati cuculi» davonschleichen sondern sich in einer «wohlgesetzten Rede» für die genossenen Wohltaten bedanken. Das Latein hatte für Kurland eine besondere Bedeutung, weil es

noch immer die offizielle Verhandlungssprache mit Polen war, darum nicht nur für den Gelehrten sondern auch für jeden Edelmann als zukünftigen Landtagsdeputierten unerlässlich. Auch im mündlichen Verkehr mit polnischen Juristen war das Lateinische noch ganz lebendig¹⁾.

Der streng religiöse und kirchliche Charakter der Schule ist von Reimer wohl nur noch verstärkt worden. Die äussere Ordnung entspricht wahrscheinlich den Leges von 1721, die von Herzog Ernst-Johann 1766 verliehenen spiegeln zu sehr die Zustände der herzoglosen Zeit und der erstarkenden Adels-herrschaft wieder.

Im Frühjahr 1740 verlässt Neander die grosse Stadtschule, also noch vor dem letzten Akt des Metzschens Dramas. Am 14. Juli wird ihm auf ein Schreiben der Oberräte hin vom Rat der Stadt Mitau ein Stipendium von 80 Rthlr jährlich ausgezahlt.

Tilmann Nystädt, ein reicher Mitauscher Kaufmann und Bürger, hatte 1699 4000 Fl. zu einem Stipendium für Theologie studierende Glieder der Familien Meier, Fabricius und Bernewitz vermacht, das der Mitauer Rat verwalten sollte²⁾. In Ermangelung anderer Bewerber wird nun «dem C. F. Neander aus der weiblichen Linie der Bernewitz» das Stipendium zum ersten Mal ausgezahlt. Die Summe von 80 Rthl jährlich war im Testament bestimmt und mag damals zum Unterhalt eines Studenten ausgereicht haben.

III.

Studienzeit und erste dichterische Versuche.

Im ersten Jahre der Regierung Friedrichs des Grossen kommt Neander nach Preussen, und zwei Monate nach seiner Immatrikulation in Halle (4. Okt. 1740³⁾) wird der zurückkehrende Chr. Wolff im Triumphzug von den Studenten eingeholt und in die Stadt geleitet. Beides ist gleichsam symbolisch für die Richtung, die Neanders geistige Entwicklung in Halle nehmen sollte.

Es ist schwer zu sagen, was ihn überhaupt bestimmte, diese Universität zu wählen, und in welcher Richtung der Einfluss Reimers, dessen Rat bei der Wahl der Hochschule doch wahrscheinlich eingeholt wurde, geltend geworden ist. War für ihn Halle die Hochburg und heilige Stadt des Pietismus, dessen streitbarer Held, J. Lange, ja noch lebte und lehrte, trotz seiner 70 Jahre, oder war es die Stätte der

¹⁾ Briefwechsel der Professore F. Schultz und Beitler 1791 92. Orig. im kurl. Provinzialmuseum.

²⁾ Jahrbuch für Genealogie 1909 S. 106.

³⁾ laut Originalmatrikel Halle.

Wirksamkeit Sigm. Jac. Baumgartens, in dessen milder und weicher Persönlichkeit, ähnlich wie in F. A. Schultz, dem Königsberger, Pietismus und Rationalismus vereinigt waren? In seinen Vorlesungen hatte die Wolffsche Philosophie während Wolfs Verbannung aus Halle eine Heimstatt behalten, zwar gemildert und verborgen aber nicht minder wirksam. Ob diese Wandlung in der Halleschen Theologie und die Verhandlungen, die schon der alte König mit Wolf angeknüpft hatte, in Kurland bekannt waren, ist nicht zu entscheiden, jedenfalls wusste man nichts von dem ganz radikalen Umschwung, der nun mit der feierlichen und ehrenvollen Restitution Wolfs eintreten sollte.

Zwar enttäuschte er selbst seine Zuhörer, die die ersten Vorlesungen füllten, durch seine Vortragsart und durch den Umstand, dass er sich selbst gleichgeblieben war, während seine Philosophie in den Spezialwissenschaften überall weitergebildet und umgebildet worden war, so dass der Meister selbst veraltet und zurückgeblieben erscheinen musste. Doch nun wurde der Rationalismus die herrschende Geistesrichtung in Halle, und wenn auch die überwiegende Mehrheit der Theologen pietistisch gesinnt war, so war keiner von ihnen ganz unberührt von den neuen Ideen. Selbst der Senior der Fakultät, Joach. Lange, der greise Kämpfer, hatte seine Gesinnung gewandelt und war friedlicher geworden. Unter den anderen Professoren war Gotthilf Aug. Francke als Sohn seines Vaters am stärksten Pietist und gleichsam berufen, Wahrer der Tradition zu sein. Ihm fehlte jedoch die Grösse des Vaters, auch war er durch das Waisenhaus zu sehr von der Universität abgelenkt zudem auch noch durch die persönliche Antipathie des Königs gegen ihn, die sich bei jeder Gelegenheit zeigte, an energischem Auftreten gehindert. In des grossen Orientalisten, Chr. Ben. Michaelis, kritischer Bibelforschung sind aber schon einige Spuren neuzeitlichen Denkens zu finden, ebenso ist Joh. G. Knapp ein Pietist der «mittleren Linie», wenn auch Bekehrung und Wiedergeburt, Grenzen des menschlichen Verstandes etc. den Hauptstoff seiner Vorlesungen bilden¹⁾. Die beiden anderen Theologen: Joh. Heinr. Callenberg und Ben. Gottl. Clauswitz sind weniger bedeutsam. Der einflussreichste Theologe aber ist Baumgarten, der sich nun ungehindert durchsetzen kann, während er früher vorsichtig laviert musste, um seine Fakultätsgenossen nicht zu reizen. Als dem, in dem am stärksten die neue Zeit zu spüren war, gehörte ihm die Jugend und er war der beliebteste Lehrer der Universität, zudem las er auch deutsch (nicht wie noch viele andere lateinisch), klar und langsam, wie öfters gerühmt wird. In seinem äusseren Auftreten zeigt er noch viel Pietistisches: erbauliche Andachten und andächtige Ermahnungen leiten

¹⁾ Lektionsverzeichnisse der Univ. Halle 1698—1768.

seine Kollegs ein, die aber selbst ganz frei davon und rein wissenschaftlich sind. Zwar liest er noch Dogmatik nach Freylinghausen, also auf pietistischer Grundlage, doch kam es ja bei ihm hauptsächlich auf das «wie» an, auf die Methode, die ganz Wolffisch war und bei konsequenter Durchführung, vor der er selbst zurückschreckte, allerdings zu wesentlich anderen Resultaten führen musste. In seinen Schriften wahr Baumgarten dieselbe Vorsicht, indem er die gefährlichen Dogmen (Dreieinigkeits, Freiheit des Willens etc.) oberflächlich behandelt und sich um die Entscheidungen drückt, während er sonst seine Gelehrsamkeit und philosophische Schulung gern in ihrer ganzen Tiefe und Umfassenheit leuchten lässt. Am beliebtesten und wirksamsten waren seine Privatissima und Disputationsabende, an denen er einen gewissen Stamm von Anhängern um sich sammelte. Auch stellte er seine bedeutende Bibliothek den Studenten zur Verfügung, weil die Universitätsbibliothek damals noch recht kläglich war¹⁾.

Es ist wahrscheinlich, dass auch Neander an Baumgartens Übungen teilgenommen hat, zumal 1743 eine Dissertation von ihm: «Cogitationes nonnullae de obligatione ad religionem omnium maxima»²⁾, die vielleicht für einen solchen Disputationsabend geschrieben worden war, 1743 gedruckt wird. Leider ist sie nicht auffindbar. Bei den damaligen Dissertationen war es üblich, dass der Dozent Thesen aufstellte, und der Student ihnen opponierte. Wenn man annehmen könnte, dass Neander in näheren Beziehungen zu Baumgarten gestanden hat, so fände auch der Ruf, den er 1750 nach Halle erhielt, eine gewisse Erklärung, indem Baumgarten ihn vielleicht protegiert hat.

Authentische Zeugnisse Neanders über seine Studienzeit sind nicht überliefert. Elisa berichtet nur, er hätte die Vorlesungen der berühmtesten Professoren gehört und sich durch seinen Fleiss ausgezeichnet. So sind wir nur auf Vermutungen angewiesen, wie weit er von der einen oder von der anderen Richtung beeinflusst worden ist, doch zeigt sein ganzes späteres Verhalten zu deutlich, dass er in der Hauptsache ein Schüler Baumgartens war, ja dass er später noch weit über Baumgarten hinausgegangen ist, wie ja auch aus derselben Schule die radikal-aufklärerischen Theologen, Semler und Nösselt hervorgingen. Aus dem in der Hallischen Universitätsbibliothek vorhandenen Lectionsverzeichnis von 1698—1768 lässt es sich ersehen, welche Bahnen die einzelnen Lehrer zu der Zeit gingen.

Lange und Francke fühlen sich als die Hüter des Pietismus und lesen neben Dogmatik und anderen theologischen Disziplinen, bald der eine bald der andere neueste Kirchengeschichte, «in quam vita D. P. J. Speneri incidit».

¹⁾ Vgl. Lebensbeschreibung des Joh. Dav. Michaelis. Rinteln-Leipzig 1793.

²⁾ Zitiert in Meusels Gelehrtem Deutschland 5, 390, und bei Recke-Napierski: Schriftstellerlexikon III, S. 306.

Während an der theologischen Fakultät der Rationalismus nur in der gefühlswarmen Richtung eines Baumgarten oder Knapp zum Vorschein kam, konnte er sich jetzt an den anderen Fakultäten frei entfalten. Daniel Strähler, selbst ein Schüler Wolffs, obgleich Parteigänger Langes in dessen Streit mit Wolff, liest jedes Semester über irgendeinen Zweig der Philosophie an Hand von Wolffschen Schriften, immer als «*magnifici huius viri scripta*» angezeigt. Auch Joh. Fr. Striebritz liest über Wolff, und vor allem war er ja selbst wieder da und las Naturrecht, Philosophie, Mathematik, ja auch Architektur. Mathematik las auch Joh. Joach. Lange, daneben das System der Naturwissenschaften und einzelne Zweige, so z. B. 1740 Astronomie, eine Wissenschaft, die Neander bis ins hohe Alter hinein lebhaft beschäftigte.

Am bedeutsamsten aber von allen Vorlesungen der philosophischen Fakultät wurden für Neander die Kollegia Just. Isr. Beyers, die ihm die erste Bekanntschaft mit der deutschen Literatur und den sprachlichen Bestrebungen der Zeit brachten. Beyer war ein eifriger Gottschedianer und hielt regelmässig Übungen über deutsche Stilistik nach Gottsched und Neukirch ab. So kündigt er 1742 an: *Praecepta styli Germanici, Epistolographiae Germanicae fundamenta atque exercitia*. Daneben auch praktische Übungen in Poetik und Rhetorik.

Hier wurde Neander zum ersten Mal sprachliche Schulung zuteil. Dass er sie ausgenutzt hat und sich von ihr anregen liess, beweist der Umstand, dass er in dieser Zeit seine beiden ersten Gedichte schreibt, und diese in einem Gottschedischen Journal erscheinen.

Von dem mit ihm gleichzeitig immatrikulierten Kurländer Gotth. Fr. Stender berichtet seine Biograph¹⁾, er hätte erst spät in seinem Leben die deutsche Sprache wirklich erlernt, denn in seiner Jugend hätte er nur «schlechtes Plattdeutsch» gesprochen, «das noch vor 20 Jahren in unseren Seestädten heimisch war»²⁾. Überhaupt wäre zu jener Zeit der Zustand der deutschen Sprache in Kurland der «kläglichste» gewesen, in Halle aber hätte Stender nur die schwülstige Sprache der Pietisten gelernt und sich erst spät davon losmachen können. Man kann wohl annehmen, dass auch Neander weder durch die Schule, die ja hauptsächlich auf das Lateinische eingestellt war, noch durch das Haus besondere sprachliche Pflege genossen hat, erlebte er doch auch diesen «kläglichen» Zustand in der Heimat. Dennoch zeigen seine Gedichte keine Spuren davon,

¹⁾ Czarnewski: Stenders Leben. Mitau 1805. S. 71.

²⁾ Spuren nd. Sprachgebrauchs in der Gesellschaft finden sich im Briefwechsel des Advokaten Tetsch mit Carl v. Sacken. Original im kurl. Provinzialmuseum (Brief vom 29. Jan. 1788). Auch sonst ist das Nd. in den Ostseeprovinzen ausser in Provinzialismen, die noch heute erhalten sind, bis ins 19. Jh. hinein lebendig geblieben.

auch verfällt er niemals in das andere Extrem des pietistischen Schwulstes, sondern schon jetzt ist seine Sprache, und noch viel mehr später, klar und flüssig und erfüllt bei aller poetischen Unbeholfenheit der Jugend die Regeln Gottschedischer Stilistik.

Über Neanders Privatleben in Halle ist ausser einzelnen Äusserungen Elisav. d. Recke nicht viel bekannt. Er scheint mit genügenden Geldmitteln ausgerüstet gewesen zu sein, denn bei der Einschreibung bezahlt er ordnungsgemäss die Gebühren, die Theologen gewöhnlich erlassen wurden. Auch sonst scheint er keine Wohlfahrtseinrichtungen in Anspruch genommen zu haben. So findet sich sein Name nicht in den Listen der Hilfsinformatoren des Waisenhauses auch nicht in denen der Freitischteilnehmer, obgleich dort mehrere bedürftige Balten verzeichnet sind¹⁾. Allerdings sind es meist Liv- und Estländer, wie ja Halle überhaupt eine von den beiden nördlichen Ostseeprovinzen bevorzugte Universität gewesen zu sein scheint, Kurländer treten in der Matrikel viel seltener auf.

Unter den mit Neander gleichzeitig immatrikulierten Landsleuten ist der bedeutendste der schon erwähnte Gotth. Fr. Stender, der Begründer der lettischen Literatur und einer der ersten und bedeutendsten Vorkämpfer für die religiöse und moralische Bildung der Undeutschen. Wichtiger für Neanders späteres Leben ist die Bekanntschaft und Freundschaft mit den Brüdern Joh. Fr. und Chr. Dietr. von Medem, von denen der erstere der Vater Elisav. d. Recke wurde. Sie kommen allerdings erst im Sommer 1743 nach Halle, doch da Neander wahrscheinlich noch bis zum Sommer 1744 studiert hat, und nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, bis 1743, hatten sie Zeit genug, sich kennen zu lernen und einen jener enthusiastischen Freundschaftsbünde zu schliessen, wie es in jener freundschafts-süchtigen Zeit so leicht geschah. Elisa hat Unrecht, wenn sie berichtet, auch ihr Freund, der Hofrat Schwander, hätte zu diesem Bunde gehört. Er ist, wie schon erwähnt wurde, erst 1744 auf die Universität gezogen, hat in Halle nie studiert, sondern ist gleich nach Jena gegangen, wohin auch die Brüder Medem 1744 übersiedelten²⁾. «Zwischen Neander, meinem Vater, dessen Bruder und dem verstorbenen Hofr. Schwander entstand daselbst (d. h. in Halle) eine Freundschaft, wie nur edle Menschen sie zu fühlen vermögen, deren Seelen nicht durch Egoismus für echte Tugend verschlossen sind», berichtet Elisa S. 167. «Freundschaft veredelt und beseligt diejenigen, die Freunde zu sein wissen und in zarter Seelenvereinigung nach innerer Vervollkommnung streben. Bis in den Tod lebten diese Freunde nach gleichen Grundsätzen und liebten sich selbst

¹⁾ Frdl. Mitteilung des Archivars, Prof. K. Weiske.

²⁾ Originalmatrikel Jena.

im Alter mit jugendlichem Enthusiasmus, der ihre Tage verschönerte. Jeder freute sich des Guten, welches der andere wirkte und durch Umtausch ihrer Gedanken verbreiteten sie jeder in seinem Kreise viel Gutes.» «Noch in hohem Alter sprach Neander mit jugendlichem Enthusiasmus von dem Geiste strenger Sittlichkeit, der bei einigen seiner Universitätsfreunde geherrscht hat.» Dass er in dem Metropolitens Platon, dem russischen Schöngestirne und Aufklärer, der eine vielbeachtete Rede zur Krönung Alexanders I. hielt, einen Studiengenossen aus Halle zu erkennen glaubte, ist entschieden poetische Ausschmückung Elisabets (Platon ist erst 1737 geboren). Sie gibt Gelegenheit, ihre Verehrung für Alexander I auszudrücken, von dem sie eine Erhöhung ihrer Rente, die ihr von Katharina bewilligt war, erhoffte. Ähnliche Einflechtungen finden sich öfter.

Unter den anderen Landsleuten sind noch hervorzuheben: Chr. Anton Tottien, der im Mai 1741 immatrikuliert wird; es ist der spätere Hofrat und Advokat, in dessen Hause Hamann 1766/67 als Hauslehrer und sonst öfter als Gast weilte. Dann ein Otto Wilh. v. Grotthuss (immatr. 1741), an den vielleicht Neanders Gedicht «Einladung zum Genuss des Frühlings» gerichtet ist.

Die Balten bildeten damals auf den deutschen Universitäten gewöhnlich eine locker zusammenhängende Landsmannschaft, manchmal nach den 3 Provinzen getrennt. Ein anschauliches Bild ihres Lebens und Treibens gibt Hippel in seinen «Lebensläufen», nicht ohne seine Voreingenommenheit gegen den Kurländer aber im Allgemeinen wohl recht wahrheitsgetreu. In Königsberg, wo die Landsmannschaften lange Zeit verboten waren und nur 4 Nationalkollegien existierten, gehörten die Kurländer dem preussischen Nationalkollegium an¹⁾, auch ein Zeichen dafür, wie stark das Zusammengehörigkeitsgefühl im alten Ordenslande noch war.

Während seiner Studienzeit in Halle, noch nicht 19jährig, veröffentlichte Neander seine beiden ersten Gedichte. Sie erscheinen in den «Belustigungen des Verstandes und Witzes», der ersten deutschen schöngestirnten Zeitschrift, die in Leipzig unter Gottscheds Ägide erschien. Gottsched war ja noch immer der literarische Diktator Deutschlands, nicht ganz unangefochten freilich, denn gerade jetzt kommen recht unerwartet die ersten Angriffe: 1739 die Neuberin und 1740 die Schweizer, aber noch vermögen sie nicht seine Allmacht ernstlich zu gefährden. Halle besonders, das freilich mehr eine Philosophen- als Dichterstadt war, steht noch ganz unter seinem alles beherrschenden Einfluss.²⁾

¹⁾ A. Seraphim. Aus 4 Jahrhunderten. Ostpreuss.-balt. Kulturbeziehungen. S.262

²⁾ Wanick zitiert in seiner Pyra-Monographie einen Brief einer hallischen Freimaurergesellschaft an Gottsched, in dem über den trariegen Zustand der Literatur in Halle geklagt wird. Zum Schluss heisst es: «Wenn wir also noch etwas haben, was etwa gefallen könnte, welches gewiss sehr wenig sein wird, so haben

Es ist aber notwendig, auch die allgemeine literarische Situation des Zeitpunktes zu betrachten, in dem Neander nach Deutschland kommt, um zu wissen, in welche geistige Atmosphäre der junge, strebsame, aufnahmefähige und aufnahmegerige Kurländer geriet, welch eine Fülle sich ihm erschloss, der aus einem von allen geistigen und literarischen Strömungen der Zeit völlig unberührten Lande kam.

Es ist der Vorfrühling der deutschen Literatur, den er hier miterlebt und so intensiv miterlebt, dass er auch in seinem Alter diese Schule nicht verleugnet. Gottsched ist der grosse Theoretiker der Zeit, die eigentliche Literatur gipfelt aber in drei anderen Namen: Brockes, Haller und Hagedorn. Brockes und Haller bringen das neue Naturerlebnis, der eine auf seine kleinlich-analytische der andere auf seine grossartig-pathetische Art, beides der Zeitstimmung gleich angepasst. In ihnen gipfelt auch der englische Einfluss, den nun selbst die eifrigsten Gottschedianer nicht mehr aufhalten konnten, stammte doch auch die Idee der moralischen Wochenschriften, die Gottsched mit als erster in Deutschland verbreitete, aus England. In Haller, Brockes und Hagedorn war aber auch ein Hochstand der Literatur erreicht, dessen man sich mit berechtigtem Stolz bewusst werden konnte und umso kränkender musste man es empfinden, dass von französischer Seite erneut der Vorwurf erhoben wurde, in Deutschland gäbe es keine Literatur und keinen guten Geschmack. Das geschah in den «Lettres francaises et germaniques ou reflexions militaires, litteraires et critiques sur les Francais et les Allemands» des Franzosen Mauvillon (1740). Es ist übrigens bezeichnend für die damaligen Zustände, dass dieses vernichtende Urteil von einem Lehrer an einem deutschen Gymnasium gefällt und veröffentlicht werden konnte, (Mauvillon war Lehrer am Carolinum in Braunschweig).

Am tiefsten mussten sich Gottsched und seine Anhänger getroffen fühlen, die ja gerade meinten, das französische Vorbild schon fast erreicht zu haben. Als Antwort auf diesen frechen Angriff wird nun in Leipzig eine Zeitschrift begründet, die der Welt und dem eigenen Publikum zeigen sollte, wessen die deutsche Sprache und Literatur fähig sei. Ihr Redakteur wird Joh. Joach. Schwabe, einer der treuesten und ergebensten Schüler Gottscheds. Die Neben- oder vielmehr die Hauptabsicht des Letzteren, sich damit auch ein Organ gegen die sich mehrenden Angriffe zu schaffen, trat zunächst noch nicht zutage und im Publikum zündete nur die nationale Tendenz.¹⁾ ebenso war

wir es teils denen gründlichen Anweisungen, teils denen unverbesserlichen Mustern. Ew. Hochedelgeboren zu danken. Diese sind unser Proberstein gewesen, an welchem wir unsere Arbeiten geprüft haben.» Eia interessantes und charakteristisches Zeugnis für Gottscheds Wirkung.

¹⁾ Vgl. zum Folgenden: Ulbrich: Die Belustigungen des Verstandes und Witzes, Leipzig 1911.

sie für die Mehrzahl der Mitarbeiter, die sich bald hinzudrängten, ausschlaggebend. Es waren zum grössten Teil junge Leute, Studenten, was ja auch begreiflich ist, weil der nationale Gedanke in der Jugend am stärksten zünden musste. Halle war von Anfang an stark beteiligt. Dort studieren um diese Zeit Gleim und Uz, auch hat wohl Beyer mit Leipzig in Verbindung gestanden und sich für seine Schüler interessiert. Den Leipzigern aber war daran gelegen, durch einen möglichst weitverbreiteten Mitarbeiterkreis den Verdacht einer zu starken Abhängigkeit von Gottsched zu zerstreuen.

Ulbrich verfolgt die Entwicklung der Belustigungen von der bedingungslosen Diktatur Gottscheds bis zur allmählichen Lösung und Verselbständigung. Für uns kommen nur die ersten Jahrgänge in betracht, die noch völlig unter dem Einfluss Gottscheds stehen.

Neanders Gedichte erscheinen in dem zweiten Band des ersten Jahrgangs, das erste: «Die Grösse des Schöpfers in dem Weltgebäude im 1. Stück, Jänner 1742, das zweite: Die Ruhe im 6. Stück, Brachmonat, ds. J.»

Es sind die ersten Schöpfungen seiner noch sehr jungen Muse, und gemahnen darum noch etwas an das Krähen eines jungen Hahnes, wie er selbst einmal später die ersten dichterischen Versuche seines Sohnes bezeichnet. Es ist viel guter Wille darin und ein nicht unbedeutendes formales Können, wenn er auch dem Stoff weder gedanklich noch religiös-gefühlsmässig ganz gerecht wird, und darum auch der Ausdruck oft unbeholfen und trocken wird. Diese Fehler werden aber entschuldbar, wenn man bedenkt, wie wenig selbst die grossen Dichter der Zeit davon frei waren. Beide Gedichte sind in flüssigen Alexandrinern geschrieben, der Inhalt ganz aus dem Geist der Zeit geschöpft. Am stärksten scheint Broches gewirkt zu haben, denn in dem ersten Gedicht klingt mehrfach das Einleitungsge-dicht des «Irdischen Vergnügens in Gott» an, ja es finden sich direkte sprachliche und gedankliche Nachbildungen.

Brokes: (bei der Anschauung der Unendlichkeiten der Welten)

Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts
Und ich verlor mich selbst . . .

Allein, o heilsam Nichts, glückseliger Verlust,
Allgegenwärtger Gott, in Dir fand ich mich wieder.

Neander: (dem Menschen, der die Grösse Gottes bedenkt)

Ihm muss das grösste Reich ein Winkel auf der Erden,
Und gar der Erdkreis selbst das kleinste Stäubchen werden,
Sobald er mit Vernunft des Weltbaus Grösse misst
Und sich in ihm versenkt und sich in ihm vergisst.

Hier lernt er recht erstaunt sein Nichts durch etwas kennen.

Auch die astronomisch-physikalischen Studien bei Joh. Joach. Lange klingen in den wissenschaftlich gefärbten Beschreibungen des Weltalls nach, denn Gottes Grösse wird hauptsächlich nur in der weisen Anordnung der unendlichen Welten gesehen und erst zum Schluss zwingt sich der Dichter in wenigen Zeilen, die Erde zu betrachten.

Zurück, verworner Geist, zur Erde, die dich trägt!
und schliesslich zu sich selbst:

. . . auch im unendlich Kleinen

Sieht ein geschärfter Geist, der Weisheit Strahlen scheinen
O, Mensch, in jedem Punkt sind Wunder hingestellt,

Die grössten in dir selbst, auch du bist eine Welt.

Was mehr? Ein Geist; genug! drum widme die Gedanken
Von Ehrfurcht stets entflammt dem Wesen ohne Schranken.

Stilistisch sind auch noch manche Überreste der alten Schule zu spüren, so die im Barock so beliebte Variation, bei deren Anwendung aber auch die meisten Entgleisungen zu verzeichnen sind. Z. B.: die Sonne wird angeredet:

Behältnis reger Glut, Gehülfin der Natur,
Monarchin flüchtger Zeit, du allgemeine Uhr.

Der Gedanke, Gott in der Schöpfung, vor allem im Makrokosmos, zu preisen, lag in der Zeit. Brockes selbst hatte ihn als erster gestaltet und es gibt keinen unter den Dichtern, deren Entwicklung in die erste Hälfte des Jahrhunderts fällt, der diesen Stoff nicht behandelt hätte: E. v. Kleist, Uz, J. A. Schlegel, G. F. Drollinger, Wieland u. a. m., deren Schöpfungen allerdings alle nach dem Neanderschen Gedicht entstehen. Alle scheitern an der zu rationalen Einstellung, und keiner kommt über das stereotype Stammeln von der Unsagbarkeit des Unfasslichen hinaus, keiner gelangt von der ästhetischen zur religiösen Vision und auch die ästhetische bleibt kalt und ohne packende Bildkraft.

Das andere Gedicht Neanders besingt das Glück des Landlebens fern von Hof und Stadt, die Überlegenheit des Weisen über die Eitelkeiten dieser Welt, auch das eine Zeitstimmung, die ebenfalls über Brockes Dichtung liegt. In diesem Gedicht schlägt Neander auch etwas stärkere Töne an, die an sein späteres Werk, «Das Glück der Schelme,» erinnern und zum erste Mal begegnet hier sein «Hang zur Satire,» den Elisa (S. 143) an ihm hervorhebt. Dann wiegt hier das Moralische und Belehrende vor, während die «Grösse des Schöpfers» mehr eine Demonstration war, allerdings auch mit einem moralischen Endzweck.

Was Neander bewog, diese beiden Gedichte — mit seinem Namen (die meisten Beiträge erschienen anonym) zu veröffentlichen, ob er in persönlichen Beziehungen zu Schwabe oder zu einem von dem engsten Mitarbeiterstamm (Gärtner, Rabener, Gellert, E. Schlegel, Kästner etc.) stand, oder ob Beyer ver-

mittelt hat, ist nicht bekannt.¹⁾ J. P. Uz, dem er vielleicht begegnet ist, erscheint erst später in den Reihen der Belustiger. Es war wohl jugendliche Ruhmsucht, vielleicht auch Jagd nach einem kleinen Verdienst, nicht zuletzt aber wohl auch die nationale Begeisterung, die ihn mitriss.

Elisa erwähnt auch noch Prosaaufsätze, die Neander für die Belustigungen geschrieben haben soll. Sie können nur anonym erschienen sein, denn mit Neanders Namen sind nur die beiden besprochenen Gedichte gezeichnet, und waren darum nicht zu ermitteln. Elisa gibt nichts über ihren Inhalt an, der Inhalt der zahlreichen anonymen Aufsätze ist aber so allgemein, dass man hieraus keine Schlüsse auf Neanders Autorschaft ziehen kann. Auch gibt Elisa zu, dass Neander selbst nur wenig über den Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit gesprochen habe, so dass ihre Mitteilungen darüber nicht absolut sicher sind.

IV.

Rückkehr in die Heimat, Hauslehrerstellen.

Dreieinhalb Jahre verbrachte Neander in Halle, gänzlich abgeschnitten von den heimatlichen Dingen bis auf spärliche Briefe seiner Angehörigen, die bei den schlechten Postverbindungen oft Wochen unterwegs blieben, innerlich sich immer mehr von der Heimat entfernend durch immer neues Erleben und Erlernen. Nun kehrt er zurück. Wie hatte sich die heimische Welt in seiner Abwesenheit gestaltet?

Zunächst ist auf allen Gebieten zu spüren, dass die Schäden des Krieges endlich geheilt worden sind. Ruhe und Wohlstand blühen wieder in dem «Gottesländchen», und, wenn die drakonischen Aufwandgesetze, die in dem auch sonst bemerkenswerten Landtagsschluss von 1746 ihren Höhepunkt erreichen, auch mehr ständischer Eifersucht und Überheblichkeit als tatsächlichen Bedürfnissen entsprungen sind, so zeigen sie doch, wie sehr das Land sich schon erholt hat, so das sogar die Bauern und das «unteutsche» Dienstvolk in den Städten in ihrer Lebensweise Anlass zu solchen Luxusbeschränkungen gaben. Vielleicht war es auch ein Überschäumen der Lebenslust nach so vielen Jahren wirtschaftlichen und moralischen Drucks.

Auf geistigem Gebiet ist allerdings nur hier und da ein schwaches Aufleuchten des Interesses zu spüren. In religiöser Hinsicht bringt Herrenhut eine gewisse Erneuerung, in Kurland weniger als in Livland, wo bedeutende Gemeinden entstehen und ein allgemeiner Aufschwung des religiösen Lebens zu spüren ist. In Kurland trat ihm der energische, uns schon aus dem

¹⁾ Mit Gellert ist Neander damals jedenfalls nicht in Berührung gekommen, wie dessen später angeführter Brief beweist, (s. S. 83).

Streit mit Metz bekannte Superintendent Gräven entgegen. Es bilden sich trotzdem einige kleine Gemeinden, (Goldingen, Mitau) die bis zum Jahrhundertende bestanden haben.¹⁾ Etwas Sicheres über die Verbreitung des Herrnhutertums in Kurland zu sagen ist nicht möglich, weil es keine eingehenden Untersuchungen darüber gibt, was schon A. Seraphim in seiner kurländischen Geschichte bedauert. Tetsch²⁾ berichtet nur von der Unterdrückung durch Gräven, in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1792 ist nur von der Goldingenschen Gemeinde die Rede.

Die wenigen bekanntgewordenen Gründungen sind wahrscheinlich von Riga aus erfolgt, wohin das Herrnhutertum auf dem Seewege gelangt war. Sein Eindringen in Livland ist oft beschrieben worden und erhält durch das persönliche Eingreifen Zinzendorfs, der zweimal in Riga und Reval gewesen ist und selbst in den Kirchen gepredigt hat, ein besonderes Interesse. In Livland hat das Herrnhutertum auch unter der Geistlichkeit eine grosse Bewegung hervorgerufen, während wir in Kurland nur aus der Vorbildung der einzelnen Prediger unsichere Schlüsse auf ihre religiöse Haltung ziehen können ebenso wie aus der allerdings nicht geringen Anzahl von Kurländern auf pietistischen Anstalten in Deutschland (z. B. dem Pädagogium des halleischen Waisenhauses).

Wenn Gräven der herrenhutischen Erneuerung entgegengetreten war, so war er doch nicht müssig und durchaus auf Hebung des kirchlichen Lebens bedacht. 1741 schafft er in dem Neuen Kirchenbuch eine neue Agende, die schon manche Einwirkungen der neuen Zeit aufzeigt. Seine besondere Fürsorge gilt den Letten, deren geistiges Niveau auch besonders niedrig war. Er schafft den Neudruck einer lettischen Postille, einer lettischen Agende, zweier lettischer Gesangbücher (1727 und 1744). Auch darin ist ein Fortschritt der Kultur unter den Letten zu spüren, während von der letzten Auflage des lettischen Gesangbuchs 1685 bis 1727 42 Jahre vergehen, wird jetzt bereits nach 17 Jahren eine Neuauflage nötig, die nächste nach 10 (1754), bis schliesslich das schon stark rationalistische Gesangbuch von 1766 in immer kürzeren Abschnitten bis zum Jahrhundertende verbreitet wird. Dieser Umstand wirft ein etwas helleres Licht auf den geistigen Zustand der Letten, als ihn Merkel in seinen «Letten»³⁾ entwirft ein helleres Licht auch auf die Fürsorge, die die deutschen Herren ihrem Bauern angedeihen liessen.

Ein anderer Ansatz neuen Lebens: in Libau wird 1742 der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt. Die alte, die auch der lettischen Gemeinde diente, genügt nicht mehr nicht nur den räumlichen sondern auch den ästhetischen Anforderungen der wieder reich und zahlreich gewordenen Gemeinde. (In den

¹⁾ Allgemeine Literaturzeitung 25. Februar 1792.

²⁾ Weimarische Acta eccl. 1744. 44. Teil, S. 309 ff.

³⁾ Leipzig 1797.

Pestjahren 1710/11 hatte auch Libau fast die Hälfte seiner Einwohner verloren.) Nun wetteifern die Bürger in Spenden für die neue Kirche, die eine der schönsten und prächtigsten im Lande werden sollte. Auch die Musikpflege, die seit den Tagen Herzog Friedrich-Gasimirs geruht hatte, wird hier in Angriff genommen, und so hat Libau 1742 wieder einen Kirchenchor.

1744 erhält Riga eine Strassenbeleuchtung, in diesem Zusammenhang eine fast symbolisch wirkende Tatsache. Die Haupt- und Residenzstadt Mitau musste freilich dieser Wohltat bis ins 19. Jh. entbehren.

So sind hier und da einige Ansätze neuen, auch geistigen Lebens zu spüren, doch kann von einem tatsächlichen Leben noch nicht recht die Rede sein. Andachts- und Gesangbücher sind die einzige geistige und literarische Nahrung. Ein Buchhändler, der sich in Riga mit französischen, englischen und italienischen Büchern (deutsche werden merkwürdigweise nicht genannt) etabliert, springt bald darauf aus Verzweiflung über seinen Bankerott in die Düna.¹⁾ Aber doch ist die Zeit eines geistigen Aufschwunges nicht mehr fern, seitdem die materiellen Grundlagen dafür wieder gegeben sind. Jetzt beginnt auch der ausländische Hofmeister Mode zu werden und, wenn auch das ganze Jahrhundert hindurch über das Unwesen der Hofmeistererziehung geklagt wird, und diese nur zu oft auch reichlich oberflächlich war, so war doch damit erst bei der ungenügenden Anzahl und Qualität der öffentlichen Schulen eine Bildungsmöglichkeit besonders für die «Landschen» gegeben, die viel Gutes gewirkt hat. Neben manchen Unwürdigen wandern nun auch viele bedeutende Männer ein, deren Wirksamkeit dann auf verschiedenen Gebieten dem Lande zugute kam.

Politisch ist es freilich wieder eine Zeit des Niedergangs. Im November 1740 war, wie schon erwähnt, Ernst-Johann Biron gestürzt und verbannt worden. Die 3 Jahre seiner Regierung waren, obgleich sie hauptsächlich in Massnahmen zur Steigerung der Lehnseinkünfte und persönlichen Einnahmen des Herzogs bestanden hatten, womit dieser seine Prachtliebe und Baulust befriedigte, aber auch ein Übergewicht gegenüber der Landschaft erreichte, doch dem ganzen Lande zu gute gekommen. Es war ein strenges, rücksichtsloses Zugreifen, das der mächtige Günstling der Zarin sich eher als der Herzog von Kurland erlauben konnte, das aber alle Stände zum Aufraffen zwang. Die Strassen wurden verbessert, eine neue Forstordnung geschaffen, die den Waldbestand sicherte und vermehrte, eine der Haupteinnahmequellen schon damals.

Das Land war auch endlich von allen materiellen Eingriffen fremder Mächte sicher. Jetzt wird es wieder anders. Die Kaiserin, nun Elisabeth, die jüngste Tochter Peters des

¹⁾ J. Eckardt: Jungrossisch und Altlivländisch Leipzig. 1871. S. 286.

Grossen, die Anna von Braunschweig gestürzt hatte, milderte zwar Birons Gefangenschaft, dachte aber nicht daran, ihn zu restituieren. Sie sequestriert das herzogliche Vermögen auf Grund verschiedener Forderungen aus Anna Iwanownas Zeiten. Ihr Resident, der Kurländer v. Buttlar, nun Kammerherr in russischen Diensten, verwaltet dieses Vermögen, ist wie vormals Bestushew die einflussreichste Persönlichkeit im Lande und gewinnt eine bedeutende russische Partei unter dem Adel, indem er Domänen billig an unbesitzliche Edelleute verpachtet. Es ist merkwürdig zu sehen, wie in dieser Zeit, seit den Tagen Peters des Grossen und des Generals Rönne, Kurländer in russischen Diensten immer wieder den nationalen und politischen Eigeninteressen ihrer Heimat entgegenwirken, doch ist das Fehlen eines nationalpolitischen Sinnes ein so typischer Zug des 18. Jahrhunderts, dass er uns auch hier nicht wunder nehmen darf.

Das Land ist nun nach aussen hin völlig machtlos, so machtlos, dass es vielleicht besser wäre, wenn es von den Grossen dieser Welt vergessen würde, weil es ihnen so gänzlich ausgeliefert sei, meint der anonyme Verfasser E. v. N.(olde?) des «Versuches über Kurland»¹⁾. Diese Machtlosigkeit wurde für das Land und seine regierenden Stände verhängnisvoll, denn sie enthob sie gleichsam der Verantwortlichkeit für das eigene Schicksal, die einen wertvollen Gemeinsinn hätte schaffen können. Im Inneren gibt es nach Beseitigung des Herzogs keine dominierende Macht, Ritterschaft und Regierung halten sich zunächst die Wage, allmählich bekommt die erstere das Übergewicht. Die übrigen Stände sind politisch ausgeschaltet: Alle Vorbedingungen zur Ausbildung einer willkürlichen Standesherrschaft sind gegeben, dazu das verderbliche aber verlockende Beispiel der polnischen Liberalität. Dem verbannten Herzog trauert man nicht nach. Er hatte seine Souveränitätsgelüste zu deutlich gezeigt, um Sympathien zu erwecken. Es beginnen auch wieder Verhandlungen über Neubesetzung des Herzogstuhles, in denen man Stellung nehmen muss. Nur eine kleine Partei ist für Ernst-Johann, der es aber mehr um eine Erhaltung der kurländischen Selbständigkeit überhaupt zu tun ist, vielleicht auch um einen Anschluss nach Westen. Der übrige Teil ist russisch gesinnt, vor allem aber ist man auf Stärkung und Erhaltung der unbeschränkten Adelherrschaft bedacht, die sich auch bald in dem schon erwähnten Landtagsschlusse von 1746 auswirkt. Er wendet sich gegen das Bürgertum, das «sich dem Adel zu egalisieren ausgenommen». Er beginnt mit heute fast lächerlich wirkenden Bestimmungen über Kleidung, Titulaturen und Festgebräuche und greift schliesslich ernstlich die Stadtrechte an. Die Erregung, die er hervorrief, ist begreiflich, und es gelingt den Städten, vom König eine bedeutende Ein-

¹⁾ Manuskript im kurl. Provinzialmuseum.

schränkung der Beschlüsse zu erlangen. Nach diesem Dämpfer wird es wieder friedlicher im Lande und nun beginnt sich die spezifisch kurländische Liberalität auszubilden, die eigentlich ein freisinniger Aristokratismus und eine Liberalität aller Stände ist — bis auf den leibeigenen Bauern natürlich, aber auch dem gönnt man jetzt, wo die wirtschaftliche Lage sich allgemein gebessert hat, einige Freiheit. Es ist ein allgemeines «laissez aller», das zum grössten Chaos hätte werden können, wenn sich nicht alles in dem Grundsatz «leben und leben lassen» einig gewesen wäre. Der wirtschaftliche Kampf verschärft sich erst gegen Ende des Jahrhunderts, jetzt hat man noch allen Grund, mit sich und der Welt zufrieden zu sein, denn die aussenpolitische Lage tangiert das innere Leben noch kaum, und so kommt man schliesslich zur Überzeugung: «unsere Unordnung erhält uns»¹⁾ und wünscht sich keine Veränderung. Der Adel behält natürlich seine Vorherrschaft, aber der scharfe Gegensatz zum Bürgertum gleicht sich aus, und es entsteht jenes selbstbewusste Nebeneinander der Stände, das so sympatisch bei der Betrachtung kurländischer Zustände dieses Jahrhunderts berührt. Die Literaten sind durch das königliche Reskript dem Adel wieder ein Stückchen näher gerückt, sei es auch nur in der Titulatur: «edel» und im Pleureusentragen, einer grossen Wichtigkeit im Kurland des 18. Jh. Selbst der einfache deutsche Mann auf dem Lande hilft sich über seine geistige und zum Teil auch wirtschaftliche Misere mit dem Selbstbewusstsein des Kolonisten gegenüber dem Eingeborenen hinweg²⁾.

In diese so seltsam aus Freiheit und Willkür, Macht und Ohnmacht gemischte Welt kommt Neander aus dem aufgeklärten monarchischen Preussen, in dem er eben den Aufstieg des jungen Königs miterlebt hatte. Ihm musste wohl wie dem Hippelschen Alexander die Monarchie viel freiheitlicher erscheinen als die Republik mit ihrer Adelsdespotie. Auch die Enge der Verhältnisse und die Enge des Horizonts trotz der relativen Weite des physischen Lebensraumes des Einzelnen musste bedrücken. Gleichsam in Erinnerung an das eigene Erlebnis warnt er viele Jahre später Elisa, die sich auf ihrer ersten Auslandsreise befindet, vor einem solchen Heimkommen³⁾.

Er geht nun den gewohnten Weg des jungen Literaten und wird zuerst Hauslehrer. Seine erste Stelle ist die im Hause eines Herrn von Schlippenbach auf Appusen. Er kann sie nicht vor 1744 angetreten haben, weil erst dann das Gut in Besitz der Familie kommt⁴⁾. Zunächst auch noch nicht direkt, es ist aber möglich, dass der Vetter der Käuferin, Johanna Theodora v. Manteuffel, geb. von Schlippenbach, der Vater der Zöglinge

1) Cruse II. S. 40.

2) Vgl. J. Eckardt: Beiträge zur Charakteristik unserer Provinzialen. S. 5.

3) Brief vom 8. März 1785.

4) Klopmann Kurländische Güterchroniken I. Appusen.

Neanders, Joh. Fr. v. Schlippenbach, schon, bevor das Gut endgültig in seinen Besitz kam, dort lebte. Neander unterrichtet seine beiden Söhne: Ulrich (1732—1800) und Friedrich Karl (1738—1812). «Er bildete Zöglinge, die seiner würdig waren», berichtet Elisa über diese Tätigkeit, mehr ist auch nicht bekannt, auch nicht wie lange Neander dort wirkte. Über die beiden Schlippenbachs ist ebenfalls nichts ausser ihren Geburts- und Sterbedaten sowie der Tatsache, dass sie nacheinander das Gut besessen haben, bekannt¹⁾.

Bedeutsamer auch für sein späteres Leben wurde Neanders zweite Hauslehrerstelle im Hause des Lizentinspektors Voigt in Libau. Die Voigts waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Libau ansässig und als Älterleute im Rat vertreten²⁾. Joach. Voigt, Stadältermann 1734, war 1741—1751 Strandvoigt und Lizentinspekter. Dieser einträgliche Posten ermöglichte es ihm, sich den Luxus eines Hauslehrers zu erlauben, zu einer Zeit, wo das Hofmeisterwesen sich überhaupt erst zu entwickeln begann und besonders in den Städten noch eine grosse Seltenheit, zum Teil auch verboten war, weil die Magistrate den Abbruch für ihre städtischen Schulen fürchteten³⁾.

Wenn im Anfang gesagt wurde, in Kurland hätte sich kein wirkliches Städteleben entwickeln können, so ist Libau die einzige Ausnahme davon. Seine Lage abwärts von den Landwirtschaftszentren in öder, unfruchtbarer Gegend, die Tatsache, dass es eine herzogliche Stadt und nur Stadtgründung war ohne Verwaltungssitz, der auch den Adel dorthin gezogen hätte, und wohl manche andere Umstände hatten es mit sich gebracht, dass Libau von vornherein einen rein städtischen Charakter gewann und weiter ausbildete. Es ist eine verhältnismässig späte Gründung (1625), hatte sich aber rasch entwickelt, obgleich der Hafen erst im 18. Jh. ausgebaut und vor Versandung geschützt war. Libau wurde bald der Hauptexporthafen für litauische Erzeugnisse und erreichte auch damit eine gewisse Unabhängigkeit von dem kurischen Hinterlande. Das rigasche Recht, das der Stadt verliehen war und ihr gegenüber den anderen Städten weitgehendere Rechte gab, sowie der Reichtum der Bürgerschaft trugen auch dazu bei, ihr eine Sonderstellung zu schaffen, die sie bis auf den heutigen Tag bewahrt hat⁴⁾.

Das Milieu, in das nun Neander hineinkam, war nicht unähnlich dem, in das Herder 20 Jahre später in Riga durch

¹⁾ Ebenda und Jahrbuch für Genealogie 1894. S. 34f.

²⁾ Spehr: Libausche Ratslinie, Libauer Kalender 1910.

³⁾ Vgl. E. Seuberlich, Der baltische Hauslehrer im 17. u. 18. Jh. Riga 1920.

⁴⁾ Für den Literaturhistoriker ist es übrigens nicht uninteressant zu wissen, dass Gottsched sich 1721 auf der Flucht vor preussischen Werbem in der Gegend von Libau und wahrscheinlich auch in der Stadt selbst aufgehalten hat. Vgl. A. Wegner: Gesch. der Stadt Libau. S. 73ff.

die Berens eingeführt wurde, in etwas verkleinertem Masstab natürlich. Auch hier der Geist des reichen, unabhängigen Kaufmanns, auch hier etwas von reichsstädtischer Freiheit, zumal in dieser Zeit, wo ein Oberhaupt der Regierung, ja fast kann man sagen, jegliche Regierung fehlt, Bürgerstolz und bürgerlicher Gemeinschaftssinn herrschen in diesen in ihrer wenn auch kleinen Welt zur Regierung berufenen Kreisen, auch feine städtische Kultur, während auf dem Lande nur der erste Anfang zu einer Sittenverfeinerung gemacht wird. Sie äussert sich hier in den Geselligkeitsformen der heiteren, lebensfreudigen Stadt, in den geistigen Interessen der Bürger, deren Förderer der deutsche Stadtprediger Mag. C. L. Tetsch ist, ein frommer Hirt seiner Herde und bedeutender Kanzelredner, aber auch ein hochgelehrter Mann, der neben vielen anderen Schriften und Untersuchungen als erster an die Erforschung kurländischer Vergangenheit schritt. 1751 schrieb er seine kurländische Liedergeschichte (Geschichte der lettischen Gesangbücher) und 1767—1770 seine kurländische Kirchengeschichte in 3 Bänden. Tetsch stammte aus Preussen — war erst in den 30-er Jahren eingewandert eine typische Erscheinung übrigens für die baltische Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts, die fast ausschliesslich von Ausländern geschaffen wird. Bei der neuerbauten Kirche legte Tetsch eine Bibliothek an, die erste öffentliche Bibliothek des Landes.

Lettischer Pastor war zu derselben Zeit Jac. Gottl. Adolphi ein Schul- und Klassenkamerad Neanders.

In der Familie, in die Neander hereinkam, fühlt er sich bald wohl, sein Zögling, der einzige Sohn des Hauses, Hermann Voigt, ist 9 Jahre jünger als er und schliesst sich an ihn mit enthusiastischer Freundschaft. Sie schwärmen für Tugend und Wahrheit, für Religion und hohe geistliche Dichtung. Jacob Immanuel Pyra, der gefeierte geistliche Dichter der Zeit, den Neander in Halle gleichsam gestreift hatte, und nun Klopstock sind die grossen Führer auf dieser Bahn. Interessant und typisch ist die Schilderung, die Herm. Voigt selbst in seiner Ode auf die Hochzeit des Lehrers und Freundes gibt.¹⁾

Wie herrlich bildete er mein Herz zur gottlichen Freundschaft...

In seinem zärtlichen Arm, da weinte ich Tränen des Christen
Die er mich christlich vergiessen gelehrt . . .

Von seinen Lehren belebt ergriff ich auch munter die Leier,
Ich spielte, die Freundschaft lobte mein Lied,
Der Göttliche lehrte mich den Mut, wie ich auf den Schwingen
des Dichters

Der himmlischen Dichtkunst Geheiligt es seh.

¹⁾ Gedruckt Halle 1751 bey Justus Gebauer.

In der letzten Zeile klingt wohl Pyras Tempel der Dichtkunst nach.

Wie lange Neander im Voigtschen Hause gewesen ist, ist schwer zu bestimmen, da unbekannt ist, wann er dorthin kam. Im Sommer 1750 bezieht Herm. Voigt die Universität Halle (immatr. 1. Mai.¹⁾ Die Wahl erfolgte wohl nicht ohne Einfluss Neanders, denn an sich beginnt Halles Ruf, besonders der der juristischen Fakultät bereits zu sinken.

Am 21. April feierte Neander seine Hochzeit mit Marie Elisabeth Voigt, Hermanns einziger Schwester, (geb. 1731) mit der er 51 Jahre einer überaus glücklichen und harmonischen Ehe verbringen sollte. Er hatte unterdes einen Ruf an die adlige²⁾ Kirche Kabillen erhalten, wurde wahrscheinlich Ende desselben Jahres vom Superintendenten Joach. Baumann geprüft, wobei er seine 11 Thesen «De peccatu originali» verteidigen musste, und trat Anfang des nächsten Jahres sein Amt an. Die Thesen sind bemerkenswert durch ihren tiefen Sündenernst, der in dieser Zeit besonders auffällig wirkt. Er steht auch in gewissem Gegensatz zu Neanders späteren Anschauungen, wie sie in seinen Liedern begegnen. Die ganze Tragik der Sündenverstrickung wird tief gefühlt, während später das persönliche Vergehen des Einzelnen doch recht leicht genommen wird und an eine erbliche Schuld der Gattung schon gar nicht mehr gedacht wird. Ist es doch die Zeit, in der man den Apfel vom Baum der Erkenntnis ganz naturwissenschaftlich für eine giftige Frucht erklärte (Semler) und den Sündenfall als die «glücklichste Begebenheit in der Menschheitsgeschichte» pries. (Schiller).

V.

Ruf nach Halle. Erste Pfarrstelle.

Kurz darauf, wahrscheinlich noch in demselben Jahr, erhält Neander einen Ruf nach Halle. Wie der junge, durch nichts noch bekanntgewordene Kandidat zu dieser Ehrung kam, ist schwer zu erklären. Vielleicht hatte Baumgarten dabei mitgewirkt, mit dem er noch nach Beendigung des Studiums in Verbindung geblieben sein könnte, vielleicht die anderen pietistischen Lehrer, denn es war einer der Ihren, Benedikt Gottl. Clauswitz, der 1749 gestorben war und dessen Lehrstuhl nun frei wurde.

Neander lehnt den Ruf ab. Auch dafür sind die Gründe schwer bestimmbar. War es Liebe zur Heimat, wie Elisa es

¹⁾ Originalmatrikel Halle.

²⁾ Man unterschied in Kurland Privat-, gewöhnlich adlige Kirchen genannt, und Kirchspielskirchen, je nachdem von wem sie fundiert waren und wer das Patronatenrecht besass, ob Privatpersonen, der Herzog, oder das Kirchspiel.

darstellt, waren es materielle Gründe, die ihn bewegen der ehrenvollen, aber wenig einbringenden Laufbahn zu entsagen, denn es ist die Zeit der grossen Sparsamkeit in Halle, wo sogar ordentliche Professoren ohne festes Gehalt berufen wurden, und bei den Theologen fielen auch die Kollegelder in der Regel weg. Bei aller idealen Gesinnung musste Neander jetzt, wo er im Begriff steht, sein eigenes Haus zu begründen, auch diesen Umstand bedenken. Die Heimatliebe konnte nur ein mehr oder weniger triebhaftes, organisches Verbundensein mit dem Heimatboden sein, ein politisches (im eigentlichen Sinne des Wortes) Verhältnis zur Heimat ist in jener Zeit kaum zu erwarten. Vielleicht aber spielt etwas anderes mit. Es ist eine ehrenvolle Laufbahn, die sich ihm eröffnet, aber auch wie glatt und eben — und hier: schwerste Pionierarbeit auf einem fast unberührten Boden, aber auch wie verlockend für einen jungen ideal gesinnten Menschen. Auch das Kultursendungsbewusstsein des Kolonisten erwacht, hier auf dem Boden dieser stets neu zu erobernden Heimat zu wirken, in der man ja auch nur solange Heimatrecht hat, als man sie im Namen einer höheren Kultur zu erobern vermag. Gerade er, der von dem frischen Winde der Aufklärung angeweht worden war, der sich jetzt und sein ganzes Leben hindurch bewusst auf die Seite der Kommenden stellte, musste etwas von Sendungsbewusstsein in sich spüren, das den Aufklärern, die ihr Aufgeklärtsein immer als Aufgabe fassen und so aggressiv wie kaum eine andere neuauftretende Weltanschauung sind, überhaupt so eigentümlich ist. Gewiss war auch in Deutschland das von Wolff aufgesteckte Licht noch nicht stark genug, alle Winkel zu erhellen und auch dort bedurfte es Arbeiter für seinen Weinberg, wieviel mehr aber hier im Norden, der überhaupt noch nicht von dem neuen Geist berührt worden war, ja noch nicht einmal die grösste Barbarei, in die der letzte Krieg das Land gestürzt hatte, abstreifen konnte.

Dann zeigt sich aber schon hier ein hervorstechender Zug seines Charakters: das geringe Zutrauen zu sich selbst, das noch öfters, jedesmal wenn eine Leistung, ein öffentliches Hervortreten von ihm verlangt wird, in Erscheinung tritt, so bei der Berufung nach Grenzhof, bei der Herausgabe seiner Lieder, dann als 1785 an ihn die Möglichkeit herantritt, kurländischer Superintendent zu werden. Das hindert ihn nicht, in geistigen und geistlichen Dingen sich durchaus ein Urteil zuzutrauen und es anderen gegenüber eindringlich mit dem Anspruch auf Anerkennung zu äussern, wie sein Briefwechsel mit Elisa es zeigt.

Er bleibt, und es beginnt nun in Kabillen ein stilles, arbeitsreiches Leben, verklärt durch die Liebe der beiden empfindsamen Seelen.

Sanft an dich, Schwester, gelehnt giesst er der Empfindungen
Die er fühlt, nun in dein fühlendes Herz, [Menge,
Du fühlst sie, Schwester, und schickst schon sanftre Em-
Belebet von ihm, ihm doppelt zurück. [pfung,

.
Indessen nehmet den Segen:
Neander, sei ewig in Freuden gross!
Lehre mit glücklichem Fortgang die Barbarn Tränen der
Wie du auch mich einst weinen gelehrt. [Christen,

So besingt Hermann Voigt in gutgemeinten aber ein wenig holperigen Versen seiner Hochzeitsode, deren Reimlosigkeit übrigens auch den Einfluss Pyras verrät, dieses Idyll.

Am 17. August 1752 wird Neander sein erstes Kind geboren, ein Sohn, der den Namen Joachim Friedrich erhält, Joachim wohl nach dem Grossvater Voigt, vielleicht aber auch im Gedächtnis an den frommen Sängler und Namensvetter Joachim Neander in Bremen, gleichsam sein Vermächtnis übernehmend.

Seine Haupttätigkeit widmet Neander in dieser Zeit seiner undeutschen Gemeinde. Die deutsche ist klein und unbedeutend, hier aber sieht er seine Hauptaufgabe. «Für diese niedere Menschenklasse zu leben. . . das war der Zweck Neanders, denn er fühlte ganz den hohen Beruf, auf die niederen Stände wie auf die hohen zu wirken, einen Beruf, der den Niederen schon dadurch zur Wohltat wird, dass er den Höheren, denen das verantwortungsvolle Los zu herrschen in die Hände fiel, ihre heiligsten Verbindlichkeiten einschärft», sagt Elisa von dieser Tätigkeit. «Neander übersah seinen Standort», fährt sie fort, «er begriff, wie dringend die Pflicht des Volkslehrers sei, den Geist und die Charaktere seiner Gemeinde in allen Ständen kennenzulernen, um nach den geistigen Bedürfnissen zu jedem Stande reden zu können. Daher machte er es sich zur Angelegenheit, mit seiner lettischen, seiner deutschen und seiner adligen Gemeinde auf dem vertraulichen Fusse eines wahren Volkslehrers als Freund, als Gesellschafter und als anspruchsloser Ratgeber zu leben».

Diese Aufgabe wurde ihm erleichtert durch die Stellung der kurländischen Prediger, die sie als mehr oder weniger gleichberechtigte in die Häuser des Adels führte. Es ist gewiss nicht wahr, wenn G. Merkel behauptet, die baltischen Pastore hätten ihre einflussreiche Stellung nie zu Gunsten der Bauern ausgenutzt, sondern nur um eigene gesellschaftliche Vorteile zu erhalten. Es ist gewiss nicht unwahr, dass oft der Pastor loci auch der Jagdkumpan seines Patrons war, ist doch die Geschichte von dem Pastor Urban in Lesten, der mit seiner Jagdflinte auf die Kanzel stieg, um das Strafgericht Gottes seiner Gemeinde eindringlicher vor Augen zu führen, noch heute bekannt und aus dem Zeitgeist durchaus verständlich

(sie spielt am Anfang des 18. Jh.). Auch wird im 17. und noch im 18. Jh. darüber geklagt, dass die Prediger sich den weltlichen Vergnügen des Tanzens und Trinkens ergeben. Jetzt um die Jahrhundertmitte und vollends zu Merckels Zeiten sind es schon verklingende Töne und verschwindende Gestalten. Gerade die Pastore und gerade weil auch sie Guts- und Menschenbesitzer waren, haben als erste die tiefe Tragik in dem Verhältnis der beiden Nationen erkannt, das Menschenunwürdige der Leibeigenschaft schmerzlich tief als schreienden Gegensatz zu ihrer Auffassung des Menschen empfunden und ihm entgegenzutreten versucht. Dass die Lösung des Problems nicht von ihnen ausgehen und nicht von ihnen gefunden werden konnte, braucht nicht erklärt zu werden, desgleichen dass auch sie zum vollen Verständnis der Lage erst allmählich gelangen konnten. Jetzt um die Mitte des 18. Jh. beginnt es sich anzubahnen, zunächst in einem rein caritativen Eingehen auf die Nöte des Volkes (Schaffung der Bauernapotheken des Hofr. Lieb, Gesang- und Erbauungsbücher). Noch fehlt jegliche nationalpolitische Überlegung, geschweige denn ein Verantwortlichkeitsgefühl, wie es später der jüngere Watson, Begründer der ersten lettischen Zeitung, zum Ausdruck bringt, wenn er von der «heiligen Angelegenheit der Versöhnung der lettischen Nation mit der teutschen» spricht¹⁾.

Neander ist einer der ersten, der sich von der neuen Zeitströmung, die im engsten Zusammenhang mit dem Vordringen der Aufklärung überhaupt steht, erfassen lässt. Gleichzeitig nimmt er aber auch an einer anderen Bewegung teil. In dem ersten Band der Schriften der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg erscheint ein Aufsatz von ihm «Über die Torheit derer, die sich des Christentums schämen». Er knüpft hier an die literarische Tradition an, in die er in Halle hineingeführt worden war. Die Königsberger deutsche Gesellschaft war von dem Prof. Coelestin Flottwell gegründet worden nach dem Muster der Gottschedischen Gesellschaften und ganz in gottschedischem Geiste. So ist Neander zu derselben Schule zurückgekehrt, aus der seine ersten Versuche stammten, ungeachtet der Abschweifung zu Klopstock und Im. Pyra. Die Gesellschaft hatte bald nach ihrer Gründung (1741) auch in Kurland Fuss gefasst, später gibt es sogar eine kurländische Filiale unter dem Vorsitz eines Herrn v. Buttlar auf Kruten²⁾. Zu ihren tätigen Mitgliedern gehörte auch der schon erwähnte Pastor Tetsch in Libau, und es ist möglich, dass Neander durch ihn in diesen Kreis gezogen wurde. Seine kleine Abhandlung fällt durch ihren religiösen Charakter etwas aus dem Rahmen,

¹⁾ Brief an J. Fr. Recke von 1825. Autographensammlung des kurländ Provinzialmuseums.

²⁾ Vgl. A. Seraphim: Aus 4 Jahrhunderten. Reval 1913.

denn der Hauptzweck der Sammlung ist, die sprachlichen und dichterischen Errungenschaften der Gesellschaft oder die Gelehrsamkeit ihrer Mitglieder zu zeigen, in rührendem Bestreben die Aufmerksamkeit des grossen Königs auf sich zu lenken, der ihr ein Privilegium verliehen hatte. Sie wünscht nichts sehnlicher, als dass er geruhe, «dieses untertänige Opfer einer einheimischen Gesellschaft mit ebenso heiteren Blicken anzuschauen als diejenigen sind, deren sich ausländische Musen zu erfreuen haben».

Der Neandersche Artikel ist für ihn und die Zeit recht typisch, wenn immer wieder die Vernünftigkeit des Christentums hervorgehoben wird. Es werden ziemlich scharfe Töne bei der Verurteilung der törichten Christusverleugner angeschlagen, die an das 5 Jahre später erschienene Gedicht Neanders «Das Glück der Schelme» erinnern. Es ist der für Neander bei aller angeborenen und anerzogenen Milde und Toleranz sehr typische satirische Zug, der auch hier zu spüren ist, besonders bei einer Sache wie diese, die ihm sicher häufig im Leben begegnet ist, ein Verhalten, das in dieser zwischen Glauben und Unglauben schwankenden Zeit verständlich ist und das ihn, der auf Versöhnung von Vernunft und Glauben und auf Glaubensbetätigung im Leben drang, empören und schmerzen musste. Man merkt dem kleinen Artikel an, dass er aus dem Leben und für das Leben geschrieben ist.

Aus diesem oder aus dem folgenden Jahr, jedenfalls nicht 1753 wie Elisa angibt, stammt eine poetische Epistel Neanders an seinen Bruder¹⁾, die in launiger, überaus flüssiger und gewandter Form das junge Familienglück Neanders schildert. Sie kann nicht aus dem Jahre 1753 stammen, weil in ihr schon das zweite Kind, «die kleine zarte Schwester, zwar zu Gespielin noch zu schwach», erwähnt wird, die dem draussen spielenden Bruder sehnsüchtig nachschaut. Diese Tochter Sophie Elisabeth, ist erst 1754 geboren, und auch das Gebaren des kleinen Joachim lässt trotz möglicher poetischer Ausschmückung auf ein Alter von 3—4 Jahren, jedenfalls nicht auf das eines Einjährigen schliessen.

Aus der Epistel gewinnt man ein ziemlich anschauliches Bild von den Menschen und ihrem Verhältnis zueinander, wenn auch nicht von der Umgebung.

«Still, zärtlich, freundlich, fromm» charakterisiert Neander seine Gattin, um daran den sehr bezeichnenden Satz zu knüpfen:

Dass ich zufrieden bin, verdank ich meistens ihr;
Denn die verwünschten Wirtschaftsplagen
Hilft sie mir nicht nur treulich tragen,
Nein sie benimmt sie gänzlich mir.

¹⁾ Abgedruckt in Elisas Neanderbiographie, S. 36 ff.

«Unser Neander lebte seit dem Antritte seines Amtes bis zum Ziele seiner irdischen Laufbahn auch darin als ein echter Apostel, dass ihn das Zeitliche gar nicht kümmerte», fügt Elisa erklärend hinzu. Marie Elisabeth Voigt hatte wohl ebenso wie ihr Bruder, der ein überaus tüchtiger Geschäftsmann wurde und bei seinem Tode ein bedeutendes Vermögen hinterliess, von ihrem Vater Geschäftssinn und kaufmännisches Talent geerbt. Das Kaufmannskind kommt dem weitabgewandten Gelehrten zuhülfe, der ganz seinem «geistlichen Amte und der hohen Ausbildung seiner Seele» lebt, sie schafft ihm und ihren 13 Kindern die materielle Grundlage. «Und wenn sie gleich das Ganze (auch die äussere Landwirtschaft, ihr als Städterin ein ganz unbekanntes Gebiet) mit männlichem Geiste verwaltete, so wusste sie es doch mit sanfter Weiblichkeit zu verbergen, wie tätig sie trotz ihrer Kränklichkeit war», die sie freilich auch nicht gehindert hat, 92 Jahre alt zu werden (sie starb 1823). Sie blieb dabei auch immer die «Vertraute seines hohen Geistes» und verstand es, nicht nur zu erwerben, sondern bei «ausgezeichneter Gastfreundschaft und sanftwohlwollender Milde» auch zu sparen, um dem Manne die drückende Sorge um ihre und der Kinder Zukunft zu nehmen.

Sie erspart ihm auch jene Zerrissenheit, über die so viele Landprediger damals und auch später klagen, dass die Landwirtschaft und die Sorge um das leibliche Wohl ihrer Familie ihnen soviel Zeit von ihrer eigentlichen geistigen und geistlichen Beschäftigung raube. Ja Merkel sieht hierin einen der grössten Übelstände überhaupt.

VI.

Berufung nach Grenzhof, politische und geistige Lage in Kurland.

Viel mehr sollte Marie Elisabeths wirtschaftliche Tüchtigkeit auf die Probe gestellt werden, als Neander 1756 nach Grenzhof berufen wurde, einer der grössten Pfarren Kurlands.

Abends 1755 war sein Schwager Gerzyski gestorben, der diese Pfarre bisher inne gehabt hatte. Im Grenzhöfischen Kirchspiel lagen die Güter mehrerer Universitätsfreunde Neanders, darunter Wilzen, das dem Landmarschall Medem, Elisas Vaterbruder, gehörte. Sie wünschten naturgemäss, ihn in ihre Nähe zu ziehen; ausserdem war nach Elisas Worten Neanders Ruf «als heldenkender Kopf, als ausgezeichneter Volkslehrer schon damals so gross, dass jede Gemeinde wünschte, einen solchen Mann zum Prediger zu haben».

Er zögert aber, den Ruf anzunehmen. Weshalb? Wieder dieser Mangel an Selbstvertrauen, Bedenken, man könnte ihm nachsagen, er jagte irdischen Vorteilen nach, und schliesslich auch Liebe zu der ersten Stätte seiner Wirksamkeit, zu

der kleinen Gemeinde, der die erste freudige Betätigungslust seiner Jugend gehört hatte.

Schliesslich bestimmt ihn die Notlage seiner Schwester, die mit 9 Kindern, 5 eignen und 4 Stiefkindern aus Gerzyskis erster Ehe, zurückgeblieben war, und die er bei den kleinen Einkünften, die ihm Kabillen bot, nicht unterstützen konnte, dem Ruf folge zu leisten.

Hier beginnt nun, räumlich gesprochen, die letzte Etappe seines Lebens, aber auch die wichtigste, die 42 Jahre umfassen sollte, 42 Jahre einer stillen, einförmigen Wirksamkeit in demselben, trotz seiner weiten Ausdehnung (die längste Querstrecke durch das Kirchspiel betrug ca. 35 km.) doch sehr beschränkten Kreise, einer Wirksamkeit, die ganz auf das Innere gerichtet nur innere, nicht in die Augen fallende und unmittelbar belohnende Früchte tragen konnte. Hier auf diesem räumlich immer gleichbleibenden Hintergrunde sehen wir dieses stille, an äusseren Ereignissen so arme Leben an uns vorüberziehen in treuer oft mühevoller Pflichterfüllung, in treuem Dienst und in stetiger allmählicher Abkehr von allem Lautem, Äusserlichen zu ruhiger Innerlichkeit, die immer aber noch ein liebevolles Offensein der Welt gegenüber bleibt.

Die ersten Jahre in Grenzhof sind erfüllt von rastloser Tätigkeit und zähem stillem Kampf um die neuen Ideen. Schon in Kabillen hatte Neander versucht, einige gottesdienstliche Neuerungen einzuführen und alte Bräuche, die mit seiner aufgeklärten Weltanschauung nicht zu vereinen waren, abzuschaffen. Es war ihm aber dort leicht geworden, damit durchzudringen. Die Besitzerin, eine verw. Frau v. Behr, geb. v. Bülow, war durch ihre Abstammung (die Bülows waren erst vor kurzem eingewandert) nicht so sehr in kurländischen Traditionen befangen und neuen Ideen zugänglich.

In Grenzhof wurde es anders. Zunächst gab es da mehrere Patrone, mit denen Neander sich auseinandersetzen musste und unter ihnen «verschiedene Charaktere», wie Elisa sie euphemistisch bezeichnet, d. h. neben den aufgeklärten Universitätsfreunden noch so und so viele Männer des alten und ganz alten Schlages, mancher davon auch noch pietistisch beeinflusst. Ihnen mochten alle Neuerungen verdächtig erscheinen, wieviel mehr diese, die deutliche Spuren des verhassten Rationalismus trugen.

Schon in Kabillen hatte Neander die Sitte abgeschafft, dass alle Verbrechen, die in der Gemeinde verübt worden waren, von der Kanzel mit Namensnennung der Übeltäter verkündet wurden, sowie alle anderen Überreste von Kirchenbann und -busse, die die Kirchenordnung Herzog Gotthards (1567) noch in aller Strenge vorschrieb, die jetzt aber sowieso schon nicht mehr ganz streng gehandhabt wurden. Sein zweiter Vorstoss richtet sich nun gegen die Privatbeichte, die noch allgemein

üblich war. Unliebsame Erfahrungen aus seiner Seelsorgepraxis hatten ihn zuerst bestimmt, an die Abschaffung zu gehen. Dann musste er sie auch als Gewissenszwang für sich und die Gemeinde empfinden, denn die ganze Handhabung, die noch ganz magisch - kultisch war, deckte sich nicht mit seiner Auffassung vom Predigeramt, und für ihn war der Prediger zwar der «Diener des Evangelii» und dadurch zu Höherem verpflichtet, aber doch nicht durch göttliche Weihe aus der Menge der Gläubigen hervorgehoben. In der Hauptsache war er aber für ihn «Lehrer der Wahrheit und Tugend»¹⁾, die ja nach seiner Auffassung mit der Religion zusammenfielen. Auch konnte er, der selbst die Macht der Wiedergeburt gegenüber der Erbsünde geleugnet hatte, einer so äusserlichen Handlung nicht die Bedeutung beimessen, die sie in der alten auch nachlutherischen Kirche noch besass. Vom Pietismus hatte er gelernt, den Schwerpunkt allen religiösen Lebens nach innen zu verlegen unter Nichtachtung äusserlicher Formen, dieses Innen ist aber für ihn als Rationalisten nicht das Gefühlsleben sondern das moralische Bewusstsein, und so kommt auch er zur unlöslichen Verbindung von Religion und Moral, zum Schaden der Ersteren natürlich. Die Sündenvergebung kann nicht nur auf ein Bekenntnis hin erfolgen, sondern erst auf eine tatsächliche Sinnesänderung, die nur durch die Tat bewiesen wird. So schränkt Neander die Beichtandlung auf eine Ermahnung zu dieser Sinnesänderung und eine Verheissung der göttlichen Gnade jedem wahrhaft Willigen ein. Dabei sollte der Prediger sich jeden «diktatorischen Tones» enthalten, und da er selbst diese Feiern so überaus eindrucksvoll zu gestalten wusste, gelang es ihm, sich mit dieser Neuerung wenigstens in seiner Gemeinde durchzusetzen. Schwieriger wurde es, als er später in seinem Kirchenordnungsentwurf versuchte, dieselben Gedanken zur Allgemeingültigkeit zu erheben. Die kirchliche Obrigkeit schritt gegen Neander nicht ein, einmal weil ihr die Kompetenzen fehlten, denn die alte Kirchenordnung liess den Predigern in gottesdienstlichen Gebräuchen sehr viel Freiheit, dann war aber auch der neue Superintendent Christ. Huhn selbst stark rationalistisch beeinflusst. Dem verstorbenen J. Baumann hatte Neander die Leichenpredigt halten müssen, was für den jungen Prediger eine Ehrung bedeutete²⁾).

Andere Schwierigkeiten für seine seelsorgerische Arbeit mussten Neander aus der veränderten politischen Lage in Kurland entstehen, durch die neue Zwietracht nun auch in einzelne Familien hineingetragen wurde, die auch die intimsten Verhältnisse berührte.

1758 hatte Kurland einen neuen Herzog erhalten, den Prinzen Karl Christian von Sachsen, August III. jüngeren Sohn.

¹⁾ Entwurf zur Kirchenordnung 1778, 17. Hauptstück (vgl. S. 99ff).

²⁾ Tetsch: Kurl. Kirchengesch. I. S. 233.

Mit Hilfe Russlands, das jetzt, zur Zeit des siebenjährigen Krieges, mit Sachsen verbündet war, wurde die Kandidatur durchgesetzt, nicht ohne Widerstand der Ritterschaft gegen den katholischen Prinzen, was auch ein Verstoß gegen die kurländische Verfassung war. Die Hoffnungen, dabei wenigstens neue Standesprivilegien zum mindesten aber eine unbedingte Sicherung der bestehenden Verhältnisse durchzusetzen, zerschlugen sich z. T. durch eigene Schuld der Delegierten. So hält der neue Herzog im März 1759 seinen Einzug in Mitau.

Der Eindruck, den er hier macht, ist zunächst ein überraschend günstiger. Alles, was dem kurischen Herzogtum bisher gefehlt hatte: der echte Fürstenglanz, den nur ein geborener Herrscher um sich verbreiten kann, Glanz und Pracht eines westeuropäischen Hofes, die Friedrich Casimir vergeblich versucht hatte, in Kurland einzuführen, alles dieses bringt der junge, persönlich überaus liebenswürdige Prinz mit sich. Den Kettlers hatte man alle die 5 Generationen, die sie geherrscht hatten, nicht verzeihen können, dass sie nicht fürstlicher Abstammung waren, die Birons waren nun vollends Parvenus, jetzt aber kam einer, der den Zauber des fürstlich Geborenen mitbrachte, und wie sollten Menschen des 18. Jahrhunderts sich nicht davon gefangen nehmen lassen? Dazu ein Prinz von einem der glänzendsten Höfen Europas, «genussüchtig und genussbietend»¹⁾, üppig und freigiebig. Dann: er ist Europäer, und man fühlt sich doch schon immer mehr vom Westen in die Fangarme des östlichen Ungetüms abgezogen, sehnt sich aber zurück, zurück auch zu dem Reich, von dem man sich einst blutenden Herzens getrennt hatte, und er ist der Sohn eines Reichsfürsten, bringt also wieder eine gewisse, wenn auch nur ideelle Verbindung mit dem Mutterlande. Alles das lässt vergessen, welche Gefahren die neue Ordnung mit sich bringt und schafft im Anfang trotz allem freundliche, ja fast herzliche Beziehungen.

Herzog Karls Herrschaft ist aber nicht von langer Dauer, denn schon 1762 stirbt die Zarin Elisabeth und ihre Nachfolger Peter III. und nach diesem Katharina II. restituieren Ernst-Johann Biron in seinen alten Rechten und verlangen Karls Rücktritt. Alle Versuche Augusts, sie für seinen Sohn zu gewinnen, denn auch er will sich durch Kurland die Nachfolge in Polen sichern, schlagen fehl, und er muss schliesslich seine Pläne aufgeben und Karl zurückrufen, nachdem dieser einige Zeit mit dem zurückgekehrten Ernst-Johann gleichzeitig in Mitau gelebt hatte.

Beide Rivalen haben ungefähr gleich starke Parteien im Lande hinter sich, und die ohnehin nie erloschene Zwietracht wird nun von neuem entfacht. Es bilden sich die Parteien der

¹⁾ Cruse: II. S. 63.

Caroliner und Ernestiner, von denen die Caroliner sogar eine besondere Uniform tragen¹⁾, und der Parteizwist wird sogar in die Familien getragen, zumal hier noch eine andere Macht in Erscheinung tritt, die politisch noch gar nicht und auch sonst bisher wenig hervorgetreten war: die Freimaurerei. 1754 war die mitausche Loge zu den 3 gekrönten Schwertern gegründet worden. Die Gründer, zu denen auch die beiden Brüder Medem (Elisas Vater und dessen Bruder) gehörten, waren fast alles Kurländer, die auf deutschen Universitäten mit der Freimaurerei in Berührung gekommen waren. Es war ein ganz kleiner Anfang, aber 15 Jahre später konnte Herder sagen, dem kurländischen Adel sei am ehesten mit der Freimaurerei beizukommen²⁾. Ihre Wirkung auf die Entfaltung des gesamten geistigen Lebens Kurlands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und wohl indirekt auch früher muss sehr gross gewesen sein, ist aber bisher noch gar nicht näher untersucht worden, und man hat sich bisher mit der allgemeinen Feststellung begnügt³⁾. Die Freimaurerei bildete den Zusammenschluss nicht nur aller edel denkender Männer jener Zeit zu caritativem Wirken und Veredelung der eigenen Persönlichkeit, sondern auch, was uns in diesem Zusammenhang mehr interessiert, zu bewusster kultureller Arbeit. Schon gleich zu Anfang stellte sie sich die Aufgabe der Versittlichung und Bildung der Jugend, für die in der Interimszeit von staatswegen gar nichts und privatim auch nur sehr wenig getan wurde. In der Loge wurde zum ersten Mal der Plan zu einem Gymnasium gefasst, den dann Herzog Peter etwas unglücklich verwirklichte, vorläufig unterstützte sie die Stadtschulen und schaffte Mittel zur Ausbildung von Kurländern auf ausländischen Gymnasien und Universitäten. In den Kreisen der Freimaurer wird die Bauernfrage zum ersten Mal ein Problem, noch natürlich ohne jede praktische Folge, ausser dass gegen Willkür und Grausamkeit einzelner Gutsbesitzer vorgegangen wird, was gleich in den 6 ersten Jahren des Bestehens der Loge in 5 Fällen geschah.

Bedeutsam ist auch, dass in der Freimaurerei ein Zusammenschluss aller Stände erreicht wird, wenn auch die Mehrzahl sich aus dem Adel rekrutierte, und dass sie die einzige Organisation ist, die in einem offiziellen Zusammenhang mit dem Westen steht, denn Petersburg kommt als Freimaurerzentrum damals noch nicht in Betracht. Alle anderen Beziehungen, die über die Grenze reichen, sind wesentlich privater Natur. So kann es dazu kommen, dass Mitau mit Berlin um die Aufsicht über die Königsberger Loge in Streit geraten kann und ähnl. mehr.

¹⁾ Klopmann: Kurl. Güterchroniken I. S. 151.

²⁾ Reisetagebuch Werke. Ed. Supphan V. S. 401.

³⁾ Den Einfluss der Freimaurerei in Deutschland weist F. J. Schneider nach in: Die Freimaurerei und ihr Einfluss auf die geistige Kultur d. 18. Jh. 1909.

Hier in dem Streit um Herzog Karl tritt die Freimaurerei zum ersten Mal politisch auf, denn Karl ist selbst Freimaurer und Ordensmeister sowie Obervorsteher für Polen, Kurland und das russische Reich. Sie bildet seine wesentliche Stütze jetzt und schon früher, als er durch zu deutliche Souveränitätsgelüste und Verstöße gegen Verfassung und Landesreligion manche seiner Anhänger enttäuschte. Dadurch, dass die Freimaurerei geschlossen hinter ihm steht, hat er Anhänger in allen Ständen und vor allem in allen mächtigen und angesehenen Familien des Landes und das bedeutet in einem Lande, in dem Familie und Stand überall ins politische Leben hineinragen, in dem man fast nie die Sache von der Person und die Person von ihrer Herkunft zu trennen vermag, sehr viel¹⁾.

Neander, so unpolitisch er seinem ganzen Wesen nach war, war nicht Freimaurer²⁾, nahm also an den Streitigkeiten nicht teil, musste aber die Zwiespältigkeiten, die dadurch selbst in die engsten Familienkreise hineingetragen wurde, schmerzlich empfinden. So waren z. B. seine Freunde Medem als Freimaurer Caroliner ihre ganze Familie aber ernstlich gesinnt, ja einzelne Glieder derselben griffen aktiv zu Gunsten Birons in den Kampf ein.

Neander verstand es, sich Achtung bei allen Parteien zu erwerben, doch musste auch er erfahren, wie das allgemeine Misstrauen auch seine seelsorgerische Arbeit und seine Bemühungen um Verbreitung aufklärerischer Gedanken hinderte.

Mit der Restituierung Ernst-Johanns beginnt die zweite bironsche Periode und die letzte Etappe des Herzogtums Kurland überhaupt. Trotzdem die Ernestinerpartei recht bedeutend ist, hat der Herzog schwer gegen den unbotmässigen Adel zu kämpfen. Merkwürdig ist, dass, wenn Cruse Recht hat, die jüngere Generation für Ernst-Johann, die ältere aber für Karl gewesen ist. Es wird verständlich, wenn man bedenkt, dass er den Jüngeren nur als der «ehrwürdige alte Emporkömmling» erschien, der zwar wenig Bildung aber die faszinierende Macht eines Kraftmenschen, wenn auch nicht die des Genie, besass, jetzt noch geläutert und verklärt durch das mit christlichem Heroismus getragene schwere und unschuldige Leiden. Die Älteren kannten ihn aber noch als den rücksichtslosen Gewaltmenschen aus der Zeit seines Glückes.

Im letzten Grunde aber, und den Trägern dieser Ideen vielleicht unbewusst, war dieser Gegensatz in dem von westlicher und östlicher Orientierung begründet. Die Alten sahen mit Misstrauen nach Osten, die Jungen nur auf den glänzenden Aufstieg Russlands und Katharinas aufgeklärt-humane Bestre-

¹⁾ Vgl. J. Eckardt: Beitrag zur Charakteristik unserer Provinzialer Riga-scher Almanach 1863 S. 14.

²⁾ Jedenfalls findet sich sein Name nirgends in den im kurl. Provinzialmuseum vorhandenen Mitgliederlisten der Loge.

bungen. Sie wussten nichts mehr von der petrinischen und vopetrinischen Barbarei, vielleicht sahen sie auch ein Expansionsfeld für die eigene Zukunft.

In einem waren sich aber alle Parteien einig, dass die in der herzoglosen Zeit erworbene Liberalität des Adels auf jeden Fall gewahrt werden müsse, und als dann nach August III. Tode die Sache der Caroliner völlig aussichtslos wird, einigen sich beide Parteien auf dem Boden der Standesinteressen. Auch die russische Politik ändert sich mit der Zeit und erkennt in dem Adel und nicht in dem Herzog ihre Stütze. Auch darin zeigt sich die Wandlung, dass der Führer der russischen Partei, der sie schliesslich rücksichts- und skrupellos zum Siege führt, Otto Hermann v. d. Howen wird, ein Sohn des sächsischen Kabinettsministers Otto Christophers v. d. Howen, des Hauptes der Caroliner.

Im Juli 1764 besucht Katharina das von ihr restituierte Herzogtum, mit grossem Jubel und schon fast wie die eigene Herrscherin begrüsst. 1765 empfängt der Erbprinz Peter für sich und seinen Vater das Lehen vom polnischen Könige. Trotzdem verweigert noch immer ein Teil des Adels die Huldigung und die Streitigkeiten dauern fort, ja verschärfen sich immer mehr, denn während es im Anfang mehr Prestigefragen sind, um die gekämpft wird, so geht der Streit später um wirtschaftliche Existenzfragen.

VII.

Die 60-er Jahre, Neanders erste Liedersammlung.

Das neue Jahrzehnt brachte Kurland eine Änderung seiner politischen Lage, es bedeutet aber auch in geistiger Hinsicht einen Wendepunkt und nicht umsonst kann J. Eckardt in seiner Aufsatzsammlung, «Die baltischen Provinzen Russlands», «Jungrussisch und Altlivländisch»¹⁾, einen Aufsatz «Anno 1765» nennen. Es ist notwendig, sich die geistige und literarische Situation der 60-er Jahre in Kurland und im Ausland zu vergegenwärtigen zumal in diese Zeit auch Neanders erstes bedeutsame literarisches Hervortreten fällt. 1766 erscheint seine erste Sammlung geistlicher Lieder und hat einen unerwarteten Erfolg, der auf eine Bereitschaft des Publikums für Dichtung solcher Art schliessen lässt.

In Westeuropa bedeuten die 60-er Jahre den Höhenpunkt der Aufklärung. In Frankreich sind es die Hauptwirksamkeitsjahre Voltaire's und Rousseau's und, so verschieden die beiden auch sind, kulminiert doch in ihnen die herrschende Zeitrichtung überhaupt.

In Deutschland hat mit Lessing die deutsche Aufklärung ihren Höhepunkt erreicht. In Berlin wirkt F. Nicolai mit seiner

¹⁾ Leipzig 1896. 2. Aufl. S. 158 ff.

Monatsschrift und Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Klopstock ist der angebetete Dichter der Zeit und die stärkste dichterische Persönlichkeit, daneben der aufsteigende Wieland und der erbitterte Kampf des Hainbundes gegen ihn. Noch sind auch Gellert und Gleims «Preussischer Grenadier» nicht vergessen. Durch Lessing und nun Wielands Shakespeare-Übersetzung ist England und englische Dichtung in den Gesichtskreis des deutschen Publikums gerückt worden und durch Bodes Übersetzungen wird die englische Empfindsamkeit verbreitet, ein neues Naturgefühl, dem Winkelmann mit der Entdeckung der Antike ein neues Kunstempfinden entgegengesetzt. Vor allem aber ist es die Zeit, in der die deutsche Literatur anfängt, die fremden Einflüsse selbständig zu verarbeiten und ein Eigenes entstehen lässt, das endlich dem Fremden ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann.

Von alledem wusste man in Kurland wenig, und wenn, dann meist nur durch mündliche Berichte von Reisenden, oder durch die heimkehrenden Studenten, die dann auch ebenso wie die in immer grösseren Scharen einwandernden Hauslehrer, die sonst nur schwer zugänglichen neuen Bücher mitbrachten. Trotzdem ist das geistige Niveau nicht sehr niedrig, und als dann im eigenen Lande sich ein Licht entzündet, ist man bereit und willig, es zu empfangen. Dieses Licht entzündete Joh. Fr. Hartknoch, ein Mann, dessen Verdienste um Weckung und Erhaltung geistigen Lebens in den Ostseeprovinzen bisher sehr wenig gewürdigt worden sind¹⁾.

1763 eröffnet er in Mitau seine Buchhandlung zuerst als eine Filiale von Kanter in Königsberg, dann wird er selbständig und siedelt nach Riga über. Hier hat er schon einen Verlag, der später der Verlag aller Hauptwerke Kants, Herders und Hamanns wurde. Er ist es auch, der Herder nach Riga gezogen hat, und er ist es dann auch der, als diesem hier die Welt zu eng wurde, in schlichter Selbstverständlichkeit ohne Dank zu fordern und zu ernten, ihm die Mittel zu seinen Reisen verschaffte. Er ist der edle Typ des Buchhändlers der zugleich ein Kulturmissionar ist, denn wenn er sich mit grösster Rührigkeit um den Vertrieb seiner Bücher bemüht, ist es ihm nicht darum allein zu tun, sondern um Weckung geistigen Lebens überhaupt.

Es ist vielleicht doch nicht ganz richtig, wenn Eckardt behauptet, der Boden, den Hartknoch vorfand, sei in literarischer Hinsicht völlig unberührt gewesen, er hätte dann nicht den Erfolg haben können, den er gehabt hat auch nicht so rasch die Stellung erringen können, die er 1765 hat, als Herder durch ihn an die rigasche Domschule berufen wird. Das Bedürfnis nach geistiger Nahrung ist schon vorhanden und auch

¹⁾ Vgl. J. Eckardt in *Jungrussisch und Altlivländisch*, wo er eine Biographie Hartknochs entwirft.

die literarische Produktion im Lande selbst bedurfte nur eines Anstosses, nur der Schaffung der äusseren Möglichkeiten, um sich zu entwickeln.

Einer der ersten Kurländer, die im Hartknoch'schen Verlage auftreten, ist Neander mit seinen geistlichen Liedern (1766). Dann erscheint der 1. Teil der kurländischen Kirchengeschichte von Tetsch (1767) und eröffnet die lange Reihe der Werke über einheimische Geschichte, die auch nur durch Hartknoch ermöglicht worden sind, darunter auch die erste Ausgabe altlivländischer Urkunden des Dorpater Justizbürgermeisters Konr. Gadebusch.

Herders Wirksamkeit in Riga, die auch in die 60-er Jahre fällt, ist für uns, weil wir in der Hauptsache kurländische Verhältnisse zu betrachten haben, nicht so wichtig, wohl aber, dass Hamann in den Jahren 1766—1768 zum dritten Mal in Kurland weilte und diesmal öffentlich hervortritt, indem er der erste Redakteur und vielleicht auch der Begründer der ersten Mitauschen Zeitung wird, der «Mitauschen Nachrichten von Staats- gelehrten und einheimischen Sachen». Hamann war Hauslehrer im Hause des Hofrats Tottien, eines sehr gebildeten und angesehenen Advokaten, der eine grosse Bibliothek besass, die Herders Bewunderung erregte, als er Hamann in Mitau besuchte. Vielleicht war auch Tottien der Anreger zur Gründung der Zeitung, die im Spätherbst 1766 zu erscheinen beginnt. Interessant ist der nächste Jahrgang 1767, der Spuren von Hamanns Redaktion bringt. Die Zeitung erscheint zweimal wöchentlich und fast in jeder Nummer bringt sie nun eine kurze Abhandlung über gelehrte oder praktische Dinge. Es ist unwahrscheinlich, dass sie alle von Hamann selbst stammen, wie Hillner¹⁾ anzunehmen scheint, einige davon sind auch mit anderen Initialen gezeichnet, wohl ist es aber auffällig, dass in keinem der späteren Jahrgänge, wo die Zeitung zumeist von Professoren des Gynasiums redigiert wird, also auch von gelehrten Männern, diese Einrichtung wiederaufgenommen wird, und wenn es auch unwahrscheinlich ist, dass Hamann, obgleich er ja kurische Verhältnisse gut kannte, über Badstuben oder das Branntweintrinken etc. geschrieben hat, so zeugen doch andere Artikel über frühchristliche oder antike Festgebräuche u. ä. m. von Hamanns minutiöser, enzyklopädistischer Gelehrsamkeit und die kurzen religiösen Betrachtungen überraschen durch Echtheit der Empfindung und Unmittelbarkeit, haben so wenig von dem offiziellen religiösen Stil der Zeit an sich, dass man wohl Hamann als den Verfasser dahinter vermuten könnte.

Die Rigasche Zeitung, an deren gelehrten Beiträgen Herder mitgearbeitet hat, erschien schon seit 1760.

¹⁾ In: Hamann und das Christentum, Schriften der Rigaschen Altertums-gesellschaft Riga 1924.

In diese Zeit des dritten Aufenthalts Hamanns in Kurland fällt wahrscheinlich Neanders Bekanntschaft mit ihm und Herder, der im Lauf dieser Jahre Hamann zweimal in Mitau besuchte. Vielleicht hatte Neander Hamann auch schon früher während dessen Hauslehrerzeit in Grünhof 1758/59 kennengelernt, da Grünhof nicht weit von Neanders Pfarre entfernt lag.

Es war leider nicht möglich, etwas Näheres über die Art dieser Beziehungen zu erfahren, dass sie bestanden haben, ist aber sicher, denn neben mehreren konkreten Belegen, kann man schon aus der nahen Nachbarschaft und Neanders Beziehungen zu Tottien, der sein Studiengenosse aus Halle war, schliessen, dass sie einander mehrfach begegnet sind, auch war Neander damals schon eine zu bekannte Persönlichkeit in Kurland, als dass diese Begegnung so ganz eindrucklos verlaufen wäre.

In dem Briefwechsel zwischen Hamann und Herder aus diesen Jahren¹⁾ wird Neander nicht erwähnt, wohl aber Personen, zu denen er in nahen und nächsten Beziehungen gestanden hat, so der Pastor Ruprecht in Grünhof, die Advokaten Tetsch und Schwander u. a. m. Sein Name wird später einmal erwähnt, als Herder in einem Brief vom Oktober 1784 über Elisa v. d. Recke schreibt, die sich auf ihrer ersten auslandsreise befindet, sie hätte sich in Weimar schon mehrfach «durch die jungen Neanders» angesagt²⁾. Da der Name hier so ohne jede nähere Erklärung genannt wird, muss er wohl beiden gleich geläufig gewesen sein. Es handelt sich hierbei um Neanders Söhne, die in Jena studierten.

Über die Beziehungen zu Herder sind mehr konkrete Angaben vorhanden. Elisa spricht am Anfang ihrer Neanderbiographie davon: «Herder gestand selbst, dass er unserem Neander, Gleim und Klopstock viel zu danken habe». Diese Äusserung hat Herder wohl einmal mündlich Elisa gegenüber getan, die mit ihm mehrfach in Weimar und Karlsbad zusammentraf, in seinen Werken und Briefen findet sich kein Hinweis darauf.

Dann spricht A. Seraphim in seiner Kurländischen Geschichte³⁾ von einem langjährigen Briefwechsel zwischen Herder und Neander. Leider war es jetzt nicht mehr möglich festzustellen, auf welche Quellen diese Angaben zurückgehen. Vielleicht würde sich auch darüber in den in Russland verlorengegangenen Papieren Aufschluss finden lassen und es ist wahrscheinlich, dass sie Seraphim noch vorgelegen haben.

Ein anderes Zeugnis für die Beziehungen Herders und Neanders findet sich in dem Stammbuch von Ulrich Neander (jüngster Sohn von Chr. Friedrich, geb. 1770, stud. jur. in Jena 1794⁴⁾).

¹⁾ Hsg. von Hoffmann.

²⁾ Ebenda S. 200.

³⁾ S. 258.

⁴⁾ Kurl. Prov.-Museum, Alb. 11.

Das Stammbuch besteht aus einzelnen losen Blättern und enthält u. a. Eintragungen von Kant (Königsberg 14. Sept. 1792), Bode, Nikolai u. a. m. Von Herder gibt es ein gewöhnliches Stammbuchblatt mit einer lateinischen Sentenz und der Unterschrift: «in amicam amici memoriam scripsit Jo. Gfr. Herder» und ein Billet, das er Ulrich kurz vor dessen Abreise aus Jena geschrieben hat.

«Mit ergebenstem Dank sende ich das Bulletin wieder, eine wahre Merkwürdigkeit für Deutschland nach Ort und Zeit. — Hier ist auch das Blättchen. Ich danke für Ihr Zutrauen und auch für Ihren gestrigen, mir gewiss nicht zu langen Besuch. Reisen Sie glücklich l. F., finden Sie die Ihrigen gesund und geniessen Sie ein würdiges frohes Leben».

Ich habe zu zeigen versucht, welchen Aufschwung das geistige Leben der Ostseeprovinzen in den 60-er Jahren nahm, wie durch Hartknoch nicht nur das unmittelbare Eindringen aller neuzeitlichen Ideen, sondern auch die literarische Produktion im Lande selbst ermöglicht wurde. Es müssen noch zwei Dinge erwähnt werden, die letzthin auf dieselbe Wurzel zurückgehen, und die beide für die Zeit charakteristisch sind, es ist die Entwicklung des lettischen Schrifttums und das Schoultz-Ascheradensche Bauernrecht.

Die Fürsorge für das Lettentum ist einer der typischsten Züge des Jahrhunderts und findet in den Versuchen, das geistige Niveau der Bauern zu heben (getragen hauptsächlich vom Literatentum) und in den ersten praktischen Versuchen zunächst nur einzelner Gutsbesitzer, ihre rechtliche und wirtschaftliche Lage zu bessern, ihren Ausdruck.

In die 60-er Jahre fällt der Beginn der Tätigkeit Gotth. Fr. Stenders, «dessen Name leben wird, solange es eine lettische Sprache gibt»¹⁾. Er ist der erste, der an die Profanbildung der Letten geht, bisher war nur für ihre religiöse Erbauung gesorgt worden. Stender schreibt eine leichtverständliche Naturgeschichte, um dem immer noch weitverbreiteten Aberglauben entgegenzuarbeiten. Er übersetzt Gellerts Fabeln ins Lettische und geht auch als erster an die wissenschaftliche Erforschung der Sprache. 1789 wird sein grosses lettisch-deutsches Wörterbuch mit Unterstützung der Ritterschaft gedruckt²⁾. Es ist eine schöne Tat, die mit vielem, was die in engen Standesinteressen befangene Ritterschaft in dieser Zeit, in der sie oft eine für das Land verderbliche Politik trieb, unternommen hat, versöhnt. Später übersetzte Stender Neanders Neue Sammlung geistlicher Lieder und Elisens Geistliche Lieder von 1783 ins Lettische. Er hatte, wie schon erwähnt wurde, mit Neander in Halle studiert, stammte also aus derselben rationalistischen Schule, und diese ganze

¹⁾ K. Elverfeld in Zur Rettung etc. vgl. u. S. 179.

²⁾ Diarium des Landtages von 1789.

Strömung wird, von Ideen der Aufklärung getragen ebenso wie das Bauernrecht, das Karl Friedrich von Schoultz Ascheraden 1765 seinen Gütern verlieh und das der erste Vorstoss gegen die Leibeigenschaft ist, bezeichnenderweise nicht vom Bauern sondern vom Gutsbesitzer ausgehend. Es ist ein charakteristisches Zeitphänomen, wenn es auch zunächst nur vereinzelt dasteht und ebenso charakteristisch ist das Lob, das J. C. Berens (Herders Freund und Gönner in Riga) ihm spendete²⁾: «Heil dir, Gerechter von Ascheraden», ruft er aus «der du mit deinen Erbmenschen wie mit Mitmenschen einen gegenseitigen Vertrag über gegenseitige Pflichten errichtest!» Und wenn nun auch die Prediger sich mit grösserem Eifer der praktischen und moralischen Bildung der Bauern annähmen, «Was wäre von diesen nicht unter Anleitung eines Hupel, Neander, Stender zu hoffen!»

Auch Neander war in Beginn seiner pastoralen Tätigkeit einer der Mitkämpfer Stenders gewesen, und auch jetzt in demselben Jahr, in dem seine erste Liedersammlung erscheint, erscheint auch ein neues lettisches Gesangbuch, das zwei Lieder von ihm enthält. Es sind keine Originale sondern Übersetzungen zweier Lieder Klopstocks: «Auferstehen, ja auferstehn». . . und «Wie wird dann, ach dann mir sein». . . Es darf uns nicht wundernehmen, gab es doch bisher nur einen lettischen Originaldichter, Christoph Fürecker, und selbst ein so bedeutender Kenner der Sprache wie Stender gab nur Übersetzungen heraus. Das erste der beiden Lieder bedeutet in gewisser Hinsicht ein Wagnis: Klopstockische schwierige Rhythmen in eine fremde, unentwickelte und dem Nachdichter doch nicht restlos geläufige Sprache zu übertragen. Diese Aufgabe ist recht gut gelöst, und auch sonst sind die Neanderschen Lieder recht gut gelungen, ihre Sprache ist ziemlich frei von Germanismen. Ganz fehlerfrei ist ja selbst Stenders Sprache nicht, denn auch er konnte sich nicht gänzlich von der bereits vor ihm von Deutschen geschaffenen Schriftsprache befreien.

So sehen wir nun in den 60-er Jahren nach dem langen wirtschaftlichen und moralischen Elend des nordischen Krieges auf allen Gebieten reiches, neues Leben entstehen, und so findet Neander mit seinen Liedern kein gleichgültiges und ungebildetes Publikum vor, sondern ein aufnahmeberechtigtes, das ihm einen wohl unerwarteten Erfolg verschaffte. Auch im Auslande erregte er Aufmerksamkeit, wie die später näher zu behandelnden Kritiken zeigen. 1768 also 2 Jahre darauf wurde eine Neuauflage nötig, die aber bedeutende Änderungen und Verbesserungen aufweist. 1774 gab Neander eine zweite Sammlung heraus, die ebenfalls starken Anklang dies- und jenseits der Grenzen fand. Sie trägt wie die erste den Titel: «C. F. Neanders Geistliche Lieder» aber mit dem Zusatz: Zwote und letzte Sammlung. Es ist wie eine Mitteilung an das Publikum: bis hierher und

¹⁾ Bonhommiens Mitau 1792. S. 32, 33.

nicht weiter, die Neander, die Grenzen seines Könnens und seiner Produktivität kennend, diesem zukommen lassen wollte. Obgleich in allen Kritiken die Hoffnung ausgesprochen wird, die Sammlung möchte nicht die letzte bleiben, hat Neander sich doch nicht mehr dazu bewegen lassen, eine neue herauszugeben. 1779 erscheint nur noch eine dritte Auflage der ersten Sammlung.

So ist sein Liederwerk auf diese beiden schmalen Bändchen beschränkt geblieben. Die erste Sammlung enthält 25 die «zwote» 16 eigene und 18 veränderte Lieder. Diese weise Beschränkung, die Neander ausübte nach dem Beispiel seiner beiden grossen Vorbilder: Gellert, dessen geistliche Oden und Lieder 54 Gesänge enthalten, und Klopstock, der in den 2 Bändchen seiner Geistlichen Lieder nur 65 Gesänge vereinigte, ist dem ganzen Werk zugute gekommen. Joh. Andr. Cramer füllt dagegen 3 Bände zu je ca. 350 Seiten mit seinen geistlichen Gedichten. Diese Beschränkung hat ihm einen persönlichen Charakter erhalten, der in der Fülle verloren gegangen wäre.

Was den Liedern aber ihren grossen Erfolg verschaffte, — und der Erfolg war gross, denn Neander wird alsbald zu einem der allgemein anerkannten Dichter der kirchlichen Aufklärung, und es gibt kaum ein Gesangbuch nach 1770, das nicht Lieder von ihm enthielte, — war nicht der persönliche Zug, der uns Heutigen sie noch sympatisch erscheinen lässt, besonders wenn man die graue, farblose Masse der übrigen rationalistischen geistlichen Dichtung dagegen hält, sondern das Allgemeine, das aus der Zeitstimmung Geborene und darum von den Menschen der Zeit als etwas Adäquates Empfundene. Weil dieses Allgemeine das Persönliche bei weitem überwuchert, ist Neanders Werk nicht mehr lebendig, wenn auch seine Lieder noch in vielen Gesangbüchern der Gegenwart stehen, das braucht aber kein Wertmesser schlechthin zu sein, und darum ist man doch berechtigt, dieses Werk, so klein und bescheiden es ist, einer näheren Betrachtung zu unterziehen, sei es auch nur, um seinen historischen Wert festzustellen.

VIII.

Charakteristik der geistlichen Dichtung Neanders.

Zögernd und halb von seinen Freunden gedrängt, veröffentlichte Neander seine geistlichen Lieder. Hartknoch klagt darüber, dass er sie ihm habe «recht abpressen müssen», denn Neander wäre ein «sehr bescheidener Autor, der seine Arbeiten nie für des Druckes wert hielte».¹⁾

In dieser Bescheidenheit liegt viel richtige Erkenntnis des dichterischen Wertes seiner Lieder, und bis zur letzten Aus-

¹⁾ Brief an Gadebusch v. 4. Dez. 1770 in Gadebuschs Briefwechsel im Bes. der Gesellsch. f. Gesch. u. Altertumskunde.

gabe wird Neander nicht müde zu ändern und zu bessern. Freilich geht dabei manches Lebendige und Persönliche zu Gunsten einer grösseren formalen Glätte und Gewandtheit verloren. Auch der Vernünftigkeit müssen Opfer gebracht werden, und manches anschauliche aber vielleicht zu kühne Bild muss einer farblosen aber allgemeinverständlicheren Wendung weichen. Die Zeit wollte ja vom Gleichnis nichts wissen, sondern alles in Begriffe fassen, auch das Unbegreifliche, ohne der Unmöglichkeit bewusst zu werden und ohne Sinn dafür, dass es Dinge gibt, die man nur zeigen und nicht nennen kann. Vieles hat Neander natürlich mit Recht verbessert, und zwischen der ersten und zweiten Ausgabe, sowie zwischen der ersten und zweiten Sammlung als Ganzes genommen ist doch eine bedeutende Entwicklung, besonders in formaler Hinsicht zu spüren. Merkwürdigerweise sind aber die in der «zweiten» angegebenen Verbesserungen zur zweiten Auflage der ersten Sammlung in der 1779 erfolgten dritten Ausgabe nicht berücksichtigt.

Neanders Liederwerk ist klein, und wenn es auch, wie oben gesagt wurde, durchaus einige persönliche Züge aufweist, ist es doch nichts weniger als originell. «Der von den Deutschen zu früh vergessenen Gellert»¹⁾ ist wohl das Hauptvorbild, weniger ja fast gar nicht Klopstock, dann aber auch das alte Kirchenlied der Paul Gerhardt-Zeit, vor allem im Rhythmus, den Klopstock mit seiner reicheren, bewegteren aber auch unsanftlichen Rhythmik verdrängen wollte. Klopstockisch sind manche Wendungen oder ungebräuchliche Satz- und Wortverbindungen. Gellert aber war für Neander Anreger und Vorbild überhaupt, hauptsächlich aber als Kirchenliedsänger der aufgeklärten Frömmigkeit, während Klopstock zu revolutionär und subjektiv war, um kirchlich zu sein. Dazu kommt die Gleichheit der Naturen und des Temperaments, die zwischen Gellert und Neander herrschte und von der die Temperatur ihrer Frömmigkeit, wenn man so sagen darf, abhing. Es ist natürlich ein Unterschied der Begabung vorhanden, an Gellerts Spracheleganz und -reichtum, reicht Neander in den seltensten Fällen heran, aber ob die Gellertsche Gefühlsskala an sich reichhaltiger ist, wenn man seine höhere sprachliche Differenzierungsbegabung abstreicht, möchte ich bezweifeln. Es ist doch immer dieselbe Wohltemperiertheit, die in seltenen Momenten, von Höhepunkten kann man bei dieser Art Kunst schwer sprechen, zur Innigkeit wird. Klopstocks himmelhoch oft über Grundlosem aufschliessendes Temperament, seine Stichflammenfrömmigkeit, möchte man fast sagen, fehlt ihnen beiden in gleichem Masse. Auch der Lebenshintergrund ist bei beiden so ähnlich. Während Klopstock Gefühlerlebnissen fast nachjagt und, wo er sie findet, sie gleich ins Masslose übersteigert, um daran dann

¹⁾ Elisa v. d. Recke in ihrer Neanderbiographie S. 19.

wenigstens das Rauschgefühl eines grossen Lebens zu geniessen, begnügen sich Gellert und Neander mit dem, was das Leben ihnen bietet. Als empfindsame Menschen können sie jedem Erlebnis ein sanftes Gefühl entlocken, Leidenschaft ist ihnen ein verzehrendes Feuer, vor dem sie sich hüten, es könnte sie denn verzehren. — Auch ihre Tätigkeit ist wesensverwandt wenn auch natürlich graduell sehr verschieden, denn der moralische praeceptor Germaniae hatte ein wesentlich weiteres Feld als der praeceptor Curlandiae. Neander wurde dazu in den letzten Jahren seines Lebens fast gegen seinen Willen, denn öffentliches Wirken wurde ihm immer mehr zur Last. Er stand aber nach Elisas und anderer Zeitgenossen Schilderungen wie kaum ein anderer in dem parteizerrissenen Kurland über allen Parteien und genoss eine so allgemeine Verehrung und Anerkennung, dass viele, auch Fernerstehende, sich an ihn um Rat wandten.

Das äussere Leben beider verläuft sehr ruhig und gleichmässig. Früh gelangen beide zu einer gesicherten bürgerlichen Existenz, die ihnen ein weites Feld der Wirksamkeit auch über die Grenzen ihres Berufs eröffnet, und in rastloser Tätigkeit verläuft dieses Leben bis zu seinem sanften Ende. Ist es zu verwundern, dass auch ihr Glaube in diesem ruhigen Verlauf, keinem gewaltigen Auf- und -Nieder von Versuchung, Fall und Auferstehung ausgesetzt wird? Dass sie diesen Glauben durch alle Anfechtungen des Freidenkertums hindurchretten konnten in seiner ganzen Wohltemperiertheit, weil er niemals in ihrem eigenen Leben und vor ihrer eigenen Existenz die Probe auf Sein oder Nichtsein zu bestehen hatte? Religiöse Fragen sind für beide Gefühls- und Verstandesfragen, letzteres wenn es gilt seinen Standpunkt gegen den verhassten aber gefürchteten Unglauben und den noch verhassteren und gefürchteteren Aberglauben zu verteidigen, wobei man auch schon gern der Entscheidung aus dem Wege geht. Glaubensfragen sind ihnen aber niemals Existenzfragen wie für einen Hamann, einen F. Stolberg, auch einen Jacobi.

Weil dieser grosse Lebens- und Frömmigkeitshintergrund fehlt, ist auch ihre geistliche Dichtung verhältnismässig matt (nicht gefühllos dabei), schwunglos, aber in ihrer grösseren Empfindungsschlichtheit, die wie gesagt in seltenen Fällen zu Innigkeit wird, zugänglicher, wärmer und kirchlicher als die fordernde, aufregende und aufreizende Lyrik Klopstocks. Der Erfolg ist auch auf ihrer Seite geblieben. Ihre Dichtung ist aber nicht nur aus ihren Charakteren allein, sondern auch aus ihrer Stellung in der Zeit, allerdings gerade als solche Charaktere, zu verstehen. Sie sind beide Menschen der Mitte und müssen in dieser Zeit eines radikalen Umbruchs sich nach beiden Seiten wehren. Sie können das Neue nicht restlos mitmachen und billigen, und doch fühlen sie sich zu sehr als Menschen des

neuen Jahrhunderts, um nicht auch gegen das Alte anzukämpfen, mit dem sie aber selbst noch mit vielen Fasern ihres Seins verbunden sind, das ja auch noch Bildner ihrer eigenen Jugend gewesen war. Sie sind sich selbst nicht bewusst, wie sehr sie noch am Alten hängen, und es hindert sie nicht, sich als Sendboten der wahren Aufklärung zu fühlen.

Neanders Lieder sind wahrscheinlich ganz nur aus seinem weichen, frommen Gemüt und seiner angeborenen poetischen Neigung entsprungen, was ihn aber ausser dem Drängen Hartknochs und der anderen Freunde bestimmte, sie herauszugeben, war das Gefühl einer Verpflichtung der Kirche gegenüber, das aus dieser Mittelstellung zu begreifen ist. Man war damals geneigt, die immer weiter um sich greifende Ungläubigkeit besonders der gebildeten Stände auf einen ästhetischen Widerwillen gegenüber den alten kirchlichen Formen zurückzuführen und meinte, mit ihrer Abschaffung und Bildung von neuen auch dem Unglauben wirksam entgegentreten zu können. Vor allem wollte man die Errungenschaften der weltlichen Dichtung in den letzten Jahrzehnten auch der Kirche zugute kommen lassen. In dieser ästhetisch-literarischen und so wenig religiösen Einstellung zu Kirchenlied und Liturgie gleicht diese Zeit der nach dem Auftreten Opitz', als ein Joh. Rist sogar seine eigenen Lieder nach den neuen Regeln der Poeterey ummetrierte. So wollte auch Neander seine gottschedische Schulung der allgemeinen Sache widmen und eine den modernen Ansprüchen genügende Dichtung in den Dienst der Kirche stellen auch mit zur Wahrung ihres Glaubensgehaltes, denn die Gefahr war gross, dass die Sache der Reform ganz in die Hände der Radikalen gelangte.

Eine Reform war aber durchaus nicht unberechtigt, denn das, was voranging, war einmal die lammesbluttriefende Dichtung des Herrenhutertums und die ihr verwandte, weiche, gefühlsselige, wenn auch ästhetisch einwandfrei Lyrik des Pietismus oder, wenn man noch etwas zurückging, die trocken lehrhafte und polemische der Orthodoxie. Gellert war einer der ersten aus Gottscheds Schule, der sich des Kirchenliedes annahm, allerdings mit dem Hinweis auf die Schönheit des alten Liedes der Reformation oder der Zeit des 30-jährigen Krieges. Diesen Hinweis verstanden aber nur die wenigsten seiner Anhänger (zu diesen Wenigen gehörte auch Neander), die meisten verwarfen alles Alte, wenigstens nach der formalen Seite hin, den Frömmigkeitsgehalt der Lieder eines Luther oder Paul Gerhard konnten wohl auch sie nicht weglegnen. Darum begannen sie, die alten Lieder nach neuen ästhetischen Prinzipien umzuarbeiten, ohne Gefühl dafür, dass sie damit auch ihren Inhalt veränderten. Die Religion war ja jetzt auf wenige allgemeine Glaubenswahrheiten zusammengedrängt worden, so dass man kein Gefühl mehr für den individuellen Charakter der Frömmigkeit eines Luther haben konnte, sah man doch auch

in ihm nur einen Befreier aus der Nacht des Aberglaubens, also gleichsam einen Vorläufer der Aufklärung, und gar nicht mehr den Glaubenshelden. Auch Neander ist von dieser Richtung nicht unbeeinflusst geblieben, wenn er auch seinem ganzen Wesen nach den Standpunkt Gellerts hätte durchaus teilen können und auch z. T. geteilt hat. Er hat der zweiten Sammlung seiner Lieder 18 «veränderte» beigegeben, die sich aber doch stark von denen aus der Nachfolge Klopstocks, der als erster sich an die «Verbesserung» alter Lieder gewagt hatte, verschieden sind. Auch er verdrängt z. T. die «anstössige» Bildhaftigkeit, verflacht und verwässert den Inhalt, indem er neue blutleere Begriffe für lebensvolle und erlebte Wahrheiten setzt, aber er steht innerlich den alten Dichtern und ihrer Frömmigkeit doch näher, als die meisten seiner Zeitgenossen, schon darin, dass er ganz streng an der Göttlichkeit Christi festhält, während man jetzt gern nur den Tugendhelden in ihm sah, die Erlösung leugnete und auch in den alten Liedern gern alles ausmerzte, was darauf anspielte, also das Wesentlichste des ganzen Christentums¹⁾. Bei Neanders Verbesserungen hat man darum doch manchmal das Gefühl, sie wären nur eine Neueinkleidung, nicht eine wesentliche Veränderung alter Inhalte. Sie haben manchen Vorzug vor seinen eigenen Liedern. Der Inhalt variiert, und es gelingt ihm hier eher, eine einheitliche Stimmung zu erzeugen und bis zum Ende eines Liedes durchzuführen. Er lässt sich darin eben von seiner Vorlage leiten, während bei seinen eigenen Dichtungen zu leicht das Gedankliche alles andere überwuchert, und nur selten gelingt es ihm da, überhaupt eine Stimmung zu erzeugen.

Der Grundton seiner Frömmigkeit ist das freudige Gottvertrauen, das nicht durch schwere Kämpfe gewonnen, sondern gleichsam als ein Geschenk von Gott selbst gegeben ist. Es ist aus dem täglichen Leben und der täglichen Erfahrung der Güte Gottes auch in der Fürsorge für das leibliche Leben gewonnen, darum ist es warm und lebensvoll, und darum fehlen in den Liedern alle üblichen rationalistischen Betrachtungen über das Wesen Gottes und seine Eigenschaften, die viele Spalten der neuen Gesangbücher füllen. Es ist der Zusammenhang von Leben und Frömmigkeit zu spüren und darum ist die Dichtung erfreulich lebensvoll. Am Besten gelingen Neander darum auch die Tageszeitenlieder, wo er wirklich aus der Stimmung des erwachenden Tages oder der nahenden Nacht, «der Müden Trösterin», heraus singt und dichtet, und besonders in den Morgenliedern ist etwas von der Taufische eines heiteren Sommermorgens zu spüren. Hier ist die Reflexion und die Lehrhaftigkeit natürlich aus der beschaulichen Natur des

¹⁾ vgl. P. Sturm: Das evangelische Gesangbuch der Aufklärung. Barmen 1923, S. 40 u. S. 52 ff.

Verfassers entsprungen, sie berührt nur Dinge des menschlichen Lebens, ist gewöhnlich nur Aufforderung und Ermahnung zum Dank an den Schöpfer und Erhalter der Welt, dessen Güte sich der Sänger immer wieder am eigenen Leben und an den Werken der Natur vergegenwärtigt. Darin zeigt sich auch der bedeutende Gegensatz zum alten Lied, dass hier die Welt nur als Gottes Schöpfung und darum nur gut und vollkommen gesehen wird, während sie früher doch mehr das Jammertal, aus dem man sich hinaussehnte, war¹⁾. Hier ist Neander auch am stärksten Original, denn Gellert, der ihn sonst inhaltlich am Stärksten beeinflusst, kennt dieses Genre nicht. Es ist hier bei Neander auch die Naturverbundenheit des Landpfarrers gegenüber dem Städter durchgedrungen, wie er ja überhaupt Gellert gegenüber immer etwas von kurischem Erdgeruch an sich hat, trotz aller gelegentlichen Gefühlsweichheit und Sentimentalität.

Im Abendlied tritt ein anderes für den Rationalisten überaus typisches Moment zutage: die besondere Einstellung zum Schlaf. Er ist ein Bruder des Todes auch hier, aber während dieser oft seiner Unheimlichkeit entkleidet wird, erhält der Schlaf sie erst hier, denn er ist ausser der Ruhe, nach der man sich sehnt, immer auch die Zeit, in der das Bewusstsein ausgeschaltet ist, und das ist dem Rationalisten unheimlich. Es fällt ihm schwer, die Herrschaft nicht nur über seinen Körper, sondern auch über seinen Geist aufzugeben und sich fremden, unbekanntem Mächten hinzugeben, darum klammert sich der Gläubige immer wieder an Gott und sieht in seiner Fürsorge ein Mittel zur Selbsterhaltung. Ähnliche Gedankengänge finden wir auch bei Gellert, z. B. in dem Liede: «Mein erst Gefühl sei Preis und Dank».

Dem der göttlichen Gnade zu sehr gewissen Menschen fehlt begreiflicherweise ein wirklicher Sündenernst. Hier tritt Neander, wie schon gesagt wurde, in einen gewissen Gegensatz zu seinen früheren Anschauungen, wie er sie in seinen Thesen: de peccatu originali geäußert hatte. Zwar geht Elisa zu weit, wenn sie sagt, Laster sei für ihn nur «Verirrung des Verstandes» gewesen: Es ist verständlich, dass er in dem Zeitalter des Optimismus nicht den Glauben an eine erbliche Sündhaftigkeit des Menschen aufrecht erhalten konnte, doch waren ja schliesslich die Thesen auch nach der Bekanntschaft mit Gedanken der Aufklärung geschrieben. Hier in den Liedern ist alles bedeutend abgeschwächt, die Schuld der Gattung wird nirgends mehr erwähnt, die persönliche wohl mit Schmerz empfunden, aber nicht als etwas, das den Menschen grundsätzlich und unwiederbringlich von Gott trennen, er ist der Gnade zu sehr gewiss. Und so gelingen die charakteristischen Verse:

¹⁾ Sturm a. a. O. S. 42 f.

Kann ich deinem Arm entfliehen?
Du bist allenthalben nah . . .

Herr, ich flieh in deine Hände,
Ausser dir ist keine Ruh.
Dein Erbarmen hat kein Ende,
Wer ist gnädiger als du?
Du bist Gott und kannst vergeben.
Ach, vergib und lass mich leben.

Gellert ist in seinen Bussliedern grüblerischer und selbstquälerischer. Man vergleiche z. B. sein: «An dir allein, an dir hab ich gesündigt . . .» mit dem zitierten Neanderschen Liede: «Dir allein hab ich gesündigt».

Auch die Passionslieder Neanders entbehren eines wirklichen Erschütterteins durch das grauenhafte Geschehen der Passion. Sie sind entweder zu sehr mit Gedanken und Reflexionen belastet oder sentimental, die letzteren sind ursprünglicher und darum auch dichterisch höherstehend. Tränen sind der obligatorische Ausdruck tiefster Ergriffenheit und werden unendlich oft geweint. In dem Weihnachtsliede, dem einzigen, das Neander gedichtet hat, «Lasst uns unserm Gott lobsingeln . . .» heisst es sogar von Jesus:

Er wird niedrig euret wegen,
Wird eur Freund und erweint
Seinen Feinden Segen.

Eins der besten Passionslieder Neanders ist: «Am Kreuz erblasst . . .» mit der Strophe:

Ein heil'ger Schmerz
Durchdringt mein Herz,
Und, Herr, was kann ich sagen?
Nur an meine Brust kann ich
Tiefgerühret schlagen.

Aber auch dieses Lied, das am Anfang wahre Karfreitagstimmung zu erzeugen vermag, schlägt in den letzten Strophen schon ganz österliche Töne an, Freude über die Erlösung verdrängt den Anblick des Gekreuzigten und das Gefühl für seine Qualen.

Ja, du siehst mich, wenn ich still
Meinen Dank dir weine . . .

Hier spricht wieder der empfindsame Mensch, der von der bildhaften zur Gefühlsschilderung zurückkehrt. Die unmittelbar vorhergehende Zeit von Scheffler und Knorr von Rosenrot bis auf die Herrenhuter hatte die Anschauung verleidet. Die Passion und das Heilserlebnis überhaupt waren so vergegenständlicht worden, dass sie zum Spielzeug der Phantasie wurden, jetzt will man sie erheben, aber weil der Impuls

weniger aus dem gekränkten religiösen Gefühl kommt als aus ästhetisch-kritischen Überlegungen und man nun nicht mit der Phantasie sondern mit dem Intellekt an das Heilige herangeht, gelingt eine wirkliche Erhebung nicht, sondern nur eine Gestaltänderung ohne Niveauverschiebung. So entsteht eins der charakteristischsten Passionslieder der Zeit: Gellerts: «Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken», also Reflexion an Stelle der verachteten Anschauung, denn auch ein «O Haupt voll Blut und Wunden» wollte man nicht mehr gelten lassen. Mit den Mitteln des Intellekts kommt man aber dem Heiligen nicht näher, nicht über das Stammeln von seiner Unsagbarkeit hinaus, indem man diese Unsagbarkeit in endlosen Variationen vorführt. Es ist nicht ein Stammeln der Ergriffenheit, sondern ein hilfloses Suchen nach Namen und Begriffen für das Unnennbare und Unbegreifbare. Die alte Zeit sang Gott mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der sie Kirchen baute, als eine Art seiner Verherrlichung, die des Menschen vornehmste Pflicht ist. Jetzt hat man unendliche Skrupel, den Namen des Allheiligen auszusprechen, man verbirgt ihn hinter den Umschreibungen Unendlicher, Allgewaltiger, Unaussprechlicher und merkt kaum, wie dabei Gott als Person, als Realität hinter diesen undeutlichen Begriffen verschwindet. Die Menschen verbannen nun selbst Gott auf jene unersteigbaren Höhen, die selbst dem Gefühl unzugänglich sind, zumal sie sich selbst gern nur als Staub oder Wurm fühlen. Der Wurm, Klopstocks Lieblingssymbol für alle Kleinheit, macht auch im geistlichen Lied Schule. So erreichte man mit dem bewussten Verzicht auf Anschaulichkeit nur eine Verflachung, nicht eine Vergeistigung der geistlichen Dichtung, denn ist nicht ein Lied wie «Eine feste Burg» in seinem Ausdruck ganz gegenständlich und doch von tiefster geistiger Wirkung? Und wie matt und ungeistig wirkt daneben eine Umdichtung wie Cramers «Ein fester Schutz ist unser Gott»!

Formal wird allerdings eine bedeutende Höhe erreicht. Die Verse sind flüssig und klangvoll, auch wenn alte Masse dazu benutzt werden. Auch an Neander wird die «Leichtigkeit» seiner Sprache und der Fluss seiner Verse mehrfach gerühmt, zuletzt von Gervinus¹⁾, ob aus eigener Anschauung oder auf Grund früherer Darstellungen, mag dahingestellt sein. Lavater²⁾, dem allerdings nur die erste Ausgabe vorlag, vermerkt einige Schnitzer, doch spürt man der feilenden Arbeit der späteren Ausgaben an, dass Neander ein starkes Gefühl für Rhythmus und Versbau hatte. Im allgemeinen gebraucht er alte Versformen, schon um der Sangbarkeit der Lieder willen. Später werden mehrfach neue Melodien dazu kom-

¹⁾ Geschichte der deutschen Dichtung 5. Aufl. 1878 IV. S. 198 f.

²⁾ In seiner Ausgabe der Lieder Neanders Zürich 1768.

poniert¹⁾, im Anfang musste sich Neander aber an bekannte halten. Dass er Freude an bewegten Rhythmen hatte, beweist, dass er gern komplizierte Versmasse wie: «Mit Fried und Freud fahr ich dahin». . . oder «Wie schön leuchtet uns der Morgenstern» nachbildet. Ein heiteres melodisches Schreiten ist das Lied:

Wie getrost und heiter,
Du Gebenedeiter,
Machst du meinen Geist!
Der du, die dir trauen,
Führst auf grünen Auen
Und so gern erfreust.
Niemals wird
Bei dir, o Hirt,
Und Beruhiger der Seelen,
Mir Erquickung fehlen.

Der «Beruhiger der Seelen» darf nicht stören, überhaupt ist Neander im Ausdruck arm, und die meisten Entgleisungen wiederfahren ihm, wenn er versucht, selbständig zu werden und eigene Worte zu prägen. Je schlichter er ist, desto wirksamer sind seine Lieder, und je weniger originell er sein will, desto gemütvoller und lebendiger wirken seine schlichten Strophen, wie z. B. in dem Abendliede:

Zu unserm Besten wendet
Gott alles! Liebreich sendet
Er auch die Nacht uns zu,
Hüllt uns in stille Schatten,
Erquicket dann die Matten
In sicherem Schlummer durch die Ruh.

Mit dem Versmass ist auch etwas von der Stimmung des «Nun ruhen alle Wälder» in die Neandersche Nachahmung übergegangen und ein anspruchsloser Vorläufer des Claudiuschen «Der Mond ist aufgegangen» aus ihr geworden. So auch die anderen Verse:

In unermessner Ferne
Erzählen tausend Sterne
Die Grösse seiner Macht.
Fall, meine Seele, nieder,
Erhebe froh dich wieder
Zu deinem Gott, der dich bewacht.

An diesen schlichten aber empfundenen Versen spürt man, dass Neander sein Werk mit Liebe schuf, bei aller Lehrhaftigkeit doch aus einem innig gläubigen Herzen, das vor allem für sich seinen Gott singen wollte, ohne an ein Publikum zu den-

¹⁾ Vgl. J. Zahn: Die Melodien der deutschen Ev. Kirchenlieder. Gütersloh 1890, 6 Bde.

ken. Dieses Verbundensein des Dichters mit dem Werke gibt diesem seine Wärme und seinen Wert. Zwar war seine Wirksamkeit in der Zeit beschränkt, weil es doch zu sehr «zeitgemäss» in seinem Ausdruck war, dieser Umstand ist aber kein Wertmesser schlechthin, denn jedes Werk, das mit Liebe zum Göttlichen und zum Menschen geschaffen worden ist, ist wertvoll, mag seine zeitliche Wirksamkeit noch so kurz bemessen gewesen sein.

IX.

Aufnahme der Lieder in Kurland und Deutschland.

Der Erfolg seiner Lieder kam wohl Neander selbst überraschend. Im Lande selbst machten sie nach Elisas Worten «Sensation» und es mehrten sich die lobenden Kritiken aus dem Reich. Sie wurden nun bald in allen kurischen Häusern zu den Andachten gesungen, ja Elisa berichtet auch, es wäre damals Sitte gewesen, Gellertsche und Neandersche Lieder auch beim «geselligen Vergnügen» zu singen¹⁾. Sie erregten die Aufmerksamkeit schon allein dadurch, dass es ein Landsmann war, der sie herausgab (an solches war man noch nicht gewöhnt), und Neander war zu wenig Prophet, um nicht auch im eigenen Vaterlande gelten zu können. Herder schreibt aus Riga an Nicolai²⁾, er hätte sich verpflichtet gefühlt, die Neanderschen Lieder zu rezensieren schon allein aus dem Grunde, dass sie «eheu! raro in unseren Gegenden erscheinen, und der H. Verf. Prediger in Kurland sein soll». Er wäre aber durch eine Krankheit verhindert gewesen, dieses zu tun, und nun wäre es wohl zu spät.

Die kleine Sammlung drang aber weit über Kurlands ja auch über Deutschlands Grenzen hinaus, denn 1768 druckt Lavater in Zürich sie nach mit der Begründung, dass doch nur so wenige Exemplare «von Riga auf Zürich» kämen, und die Sammlung nur in der Stadt Zürich vertrieben werden würde, so dass dem Rigaschen Verleger kein Schaden geschehe. Er glaubt aber, seiner Gemeinde «einen guten christlichen Dienst zu tun, wenn man ihr dieselbige so schön und so wohlfeil als möglich in die Hände liefern kann». Er wünscht auch, dass die Lieder auf jeden Leser den Eindruck machten, «mit welchem ich sie mehr als einmal gelesen, und noch mehr wünschte ich», fügt er hinzu, «dass der Verfasser bald noch eine zweite grössere Sammlung in demselbigen Geschmack mit derselbigen Anmut, Deutlichkeit und Stärke herausgäbe und nur bei der Wahl der Versarten mit mehr Vorsichtigkeit die villeicht hier und da mangelnde Leichtigkeit und Natürlichkeit abzwecken möge». Denn trotz des «unbesonnenen und cavalierischen Ur-

¹⁾ Rachel I. S. 39.

²⁾ Herders Briefwechsel mit Nicolai hsg. v. Hoffmann. 19. Februar 1767.

teils, welches ein deutscher Kunstrichter darüber gefällt hat», verdient die Sammlung dennoch «sehr empfohlen und gelesen zu werden». Veränderungen hat Lavater ausser in der Reihenfolge, in die er mehr Ordnung bringt, indem er die Lieder nach ihrem Inhalt ordnet, keine vorgenommen. Der Wortlaut ist auch da, wo Lavater seine Ausstellungen zu machen hatte, unverändert beibehalten worden. Wo das «cavalierische Urteil» erschienen ist, war nicht festzustellen. Die Herdersche Rezension, von der oben die Rede war, kam nicht zustande, und erst im 12. Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek von 1770 werden die erste und die zweite Auflage zusammen rezensiert.

Das Urteil der Allg. Deutschen Bibliothek ist gleichfalls sehr anerkennend: «Wieviel geistliche Lieder sind nicht seit etlichen Jahren herausgekommen», heisst es da, «wir sagen aber nicht zuviel, wenn wir nach so manchen misslungenen Versuchen unserer schwülstigen Sänger die gegenwärtigen unter den allerneuesten als die besten anpreisen. Es hat uns gefreut, neben Gellert und Cramer doch einmal wieder einen geistlichen Liederdichter zu finden, dessen Gesänge den Christen zu edlen, grossen Empfindungen einer inbrünstigen Andacht hinaufziehen und doch so simpel bleiben, dass sie für niemanden unverständlich werden. Ausserdem haben sie auch das Verdienst einer leichten fliessenden Versifikation».

Ein Jahr vorher erschien in Ernesti's Neuer theologischen Bibliothek gleichfalls eine Rezension beider Ausgaben, in der es heisst: «Wir glauben nicht, dass es nötig sein wird, diese schönen Lieder, die ohnedem schon bekannt genug sind, unsern Lesern zu empfehlen, sie empfehlen sich selbst durch die Schönheit und Poesie, Richtigkeit der Gedanken, Reinigkeit der Sprache und insonderheit durch die Klarheit und Leichtigkeit der Ausdrücke, durch die sie allen verständlich sind, vielleicht einige wenige ausgenommen, und dies ist ja eine Haupttugend für Lieder, die von allgemeinem Gebrauche sein sollen. Der H. Verfasser hat auf eine geschickte Art die beiden vornehmsten Klippen vermieden, woran unsere Liederdichter gemeinlich zu verunglücken pflegen. Seine Schreibart ist weder so erhaben und dunkel, dass man einen Ausleger dabei nötig hätte oder sie erst in Gedanken ins Hebräische, Lateinische und Griechische übersetzen müsse, noch so niedrig und platt, dass Leute von gutem Geschmack dadurch abgeschreckt werden könnten». Als hebräisch werden Ausdrücke wie «Herr Zebaoth», oder «das Tal des Todes» verworfen, die doch, durch religiöse Tradition geheiligt, längst auch schon dem «gemeinen Mann» geläufig waren. Diese Fürsorge für den «gemeinen Mann» ist überhaupt ein charakteristischer Zug der Aufklärung. Man traut ihm nur sehr wenig Verständnis für alles nur etwas Komplizierte zu und erwartet anderseits von ihm eine ebenso

aufgeklärte Einstellung zur Tradition, wie sie der Gebildete besitzt.

Beide Rezensionen haben einen symbolischen Wert: Ernesti bringt die Anerkennung von Seiten der rationalistischen Theologie, die Allgemeine deutsche Bibliothek die der Berliner Aufklärung. Sie bedeuten auch eine gewisse Officialisierung, eine Abstempelung zum Vertreter dieser beiden Richtungen.

Seltsam berührt es einen, wenn man an den schlichten und anspruchslosen Charakter der Lieder denkt, dass hier von Inbrunst gesprochen wird. Innigkeit ist im besten Falle das, was Neander zu erreichen vermag, nur ganz selten beabsichtigt er mehr, erreicht es aber nie. Auch ist der Inhalt seiner Lieder gar nicht dazu geeignet, «innbrünstige Andacht» zu wecken, ihre beschauliche Lehrhaftigkeit regt höchstens das moralische Empfinden an, vermag aber keinen zu religiöser Ekstase zu führen. Dennoch begegnet dieser Ausdruck oft bei der Beurteilung Neanderscher Lieder. K. A. Kütner spricht in seinen «Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten»¹⁾ von «feuriger Andacht» und nennt Neander einen «inbrünstigen Dichter». Elisa sagt von den Liedern der zweiten Sammlung, sie hätten «noch höheren Schwung» als die ersten, doch wären auch dort die religiösen Gefühle und moralischen Empfindungen «ebenso glühend». Eine merkwürdige Verkennung und eine merkwürdige Art des Empfindens! Sie begegnet auch in der Rezension der «zweiten» Sammlung, die im 26. Bande der Allg. deutschen Bibliothek von 1775 erschien, und in der geklagt wird, die alten Lieder seien so «kraftlos und ungeschmackt», trotzdem aber noch in allen Kirchen im Gebrauch, während «die Neander unserer Tage» selbst die «trefflichsten Lieder» dichteten und sich Mühe gäben, die alten so zu verbessern, dass sie jenen gleichkämen. Die Gemeinden bekämen sie jedoch nicht in die Hand und darum möchte man «über die Pfarrer zürnen, die dem Übel abhelfen könnten und nicht wollen». Auch hier vermag man, von aller Überlieferung zu abstrahieren und altes Frömmigkeitsgut, das durch das religiöse Erlebnis von Generationen geheiligt ist, als wertlos abzutun.

Etwas früher war die zweite Sammlung im Hamburgischen Correspondenten vom 3. Sept. 1774 rezensiert worden. Auch hier werden die Veränderungen alter Lieder besonders lobend hervorgehoben, aber auch die eigenen Lieder Neanders könne man «mit Recht allen denen anpreisen, die sich auf eine vernünftige Art zu erbauen wünschen», und zum Schluss heisst es: «Wir wünschen aufrichtig, dass diese nicht die letzte Liedersammlung des Herrn Neander sein möge». Wie wenig streng man bei Neander überhaupt zwischen Veränderungen und Originalliedern scheiden kann, ist keinem der Rezensenten

¹⁾ Berlin 1781.

klar geworden. Ed. Em. Koch¹⁾ möchte ihm fast jegliche Originalität absprechen. Er geht darin zu weit, denn in den meisten Fällen hat sich Neander doch nur anregen lassen, dankbar für jede Führung und empfänglich für alle stilistischen Anregungen auch von Seiten des alten Liedes. Er hat in allen Fällen, in denen er die Lieder nicht ausdrücklich als Nachahmungen bezeichnet, sich so weit vom Original entfernt, dass bis auf ganz wenige Übereinstimmungen, die ebensogut zufällig und unbewusst wieder aufgetauchtes Erinnerungsgut sein können, die Lieder als Ganzes genommen doch durchaus sein Eigentum sind.

Interessant ist natürlich auch Gellerts Urteil über Neander. Koch gibt es etwas verstümmelt nach einem Brief Gellerts an E. S. J. Borchward wieder. Im Original²⁾ heisst es: «Allerdings, liebster B., sind die Neanderschen geistlichen Lieder, die kein Journal nennt, schön. Grösstenteils recht schön; und der junge Verfasser, der etwa 23 Jahre alt sein soll, hat alle Anlage, ein grosser Liederdichter zu werden, verdient Aufmerksamkeit und Kritik des Kenners und kann, wenn er den guten Ton beibehält, ausbildet und stets durch ein frommes Herz belebt, mich und viele andere hinter sich lassen. Ich habe schon in einem praktischen Collegio etliche dieser Lieder meinen Zuhörern vorgelesen, beurteilt und gelobt. Ich danke für die Bekanntmachung».

Dass Gellert die Neanderschen Lieder höher als seine eigenen eingeschätzt habe, berichtet auch Hartknoch in dem oben erwähnten Brief an Gadebusch, wahrscheinlich auf Grund einer mündlichen Mitteilung, denn sein Brief liegt vor der Veröffentlichung des Borchwardschen Briefwechsels. Dieses für Neander überaus schmeichelhafte Urteil entsprang wohl eher Gellerts übergrosser Bescheidenheit als einer richtigen Einsicht. Vielleicht war es die kräftigere Art Neanders, die ihn anzog, vielleicht ist es nur eine Zukunftshoffnung auf Grund der falschen Angaben über Neanders Alter, nach denen er ihn für entwicklungsfähiger halten konnte, als dieser tatsächlich war, da er beim Erscheinen seiner Lieder nicht im 23-ten, sondern 43-ten Jahre stand. Besonders aber musste Gellert die pietätvolle Einstellung Neanders zur religiösen Überlieferung sympathisch erscheinen.

Alle diese privaten und öffentlichen Urteile über das Werk Neanders (auch sein Kirchenordnungsentwurf von 1778 wird nach seinem Erscheinen im Druck 1785 in der Allg. deutschen Bibliothek Bd. 78 1788 besprochen) sind wichtig nicht nur als ein Zeichen dafür, welche Beachtung er persönlich in den verschiedenen Kreisen und in Deutschland überhaupt fand, sondern auch als Zeichen dafür, wie bedeutend damals das

¹⁾ Geschichte des Kirchenliedes IV., 234.

²⁾ in: Nachtrag zu Gellerts freundschaftl. Briefen v. Bamberger, Berlin 1780, 29. Brief v. 3. Febr. 1768.

Interesse dafür war, was jenseits der Reichsgrenzen passierte, ja, dass diese Grenzen gar nicht gefühlt wurden, und dass jedes Erzeugnis deutschen Geistes in deutscher Sprache die gleiche Aufmerksamkeit erregte, ob es dies- oder jenseits der Grenze erschien. Die Ostseeprovinzen standen damals eben noch ganz im Gesichtsfelde des deutschen Publikums und zwar nicht als etwas Fremdes, sondern noch durchaus als Fleisch vom eigenen Fleisch und Geist vom eigenen Geist, wenn sie auch politisch bereits 2 Jahrhunderte getrennt waren, wenn auch die unzulänglichen Verkehrsmittel einen direkten Verkehr unendlich erschwerten (eine Reise von Königsberg nach Riga dauerte damals 11 Tage, und Königsberg lag ja für das übrige Deutschland schon am Ende der Welt), wenn auch die geographischen Kenntnisse der Zeit so sehr viel geringer waren als heute. Man bekommt Hochachtung vor der Zeit der Postkutsche, die einen so grossen Raumzusammenhang sich zu erhalten vermochte, denn wie der Grossstädter von heute nur seinen Stadtteil als eigentliche Welt kennt und anerkennt und, was darüber hinausgeht, für ihn mit dem Areal dieser betreffenden Grossstadt zusammenfällt, so hat sich auch für das Bewusstsein der Völker der Raum verengt, trotzdem die Mittel, ihn zu überwinden, sich um soviel vervollkommnet haben, und so ist es dazu gekommen, dass nach dem Weltkriege das Auslandsdeutschum als etwas ganz Neues und Ungeahntes entdeckt wurde und noch immer als ein solches Neuentdeckte und nicht recht Assimilierbare angesehen wird.

Wann diese Auseinanderentwicklung begonnen hat, ist natürlich nicht einwandfrei festzustellen. Entscheidend wurde vielleicht nicht die Jahrhundertwende und nicht 1802, die Gründung der Universität Dorpat, wie allgemein angenommen wird, sondern das grosse Erlebnis der Befreiungskriege und der Fremdherrschaft vorher, wobei die Balten zum ersten Mal eine deutsche Bewegung als Aussenstehende mitgemacht haben. Die Begeisterung für Friedrich d. Gr. hatte man auch in Kurland miterlebt. Auch Neander spricht von «Friedrich dem Einzigen», Elisa und ihre Freundin Sophie Becker wallfahren nach Sansouci mit den heiligsten Gefühlen von Pilgrimen an geweihten Stätten. Die Teilnahme an seinem Tode ist nicht geringer als im Reich, und das ganze Jahr hindurch bringt die Mitausche Zeitung Traueroden auf den Hingang des grossen Königs. Doch ist ja Friedrich eine reine Idealgestalt, die «fritzische» Gesinnung bedeutet für keinen ein politisches Programm. Anders wird es in den Freiheitskriegen, in denen zum ersten Mal der Gedanke des deutschen Staates auftaucht. Sie werden in den Ostseeprovinzen, die von der napoleonischen Herrschaft nur den Durchzug einer Armee des Marschal Ney erlebten (1812), als eine europäische Angelegenheit aufgefasst. Sie wecken die Begeisterung für Alexander I., der ohnehin durch

seine lichte Erscheinung und liberale Regierung nach den düsteren Tagen Kaiser Pauls alle Herzen gewonnen hatte. Er als Persönlichkeit und als Repräsentant Russlands erscheint als der Befreier Europas von der Despotie und weckt eher ein stolzes Zugehörigkeitsgefühl zu Russland, als ein Mitgefühl für die Leiden und die Hoffnungen der deutschen Brüder.

Diese Zeit erlebt aber Neander nicht mehr, sein Leben schliesst mit den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts ab. Er lebt noch ganz in dem Gefühl des grossen deutschen Zusammenhangs. So wie er von der deutschen Aufklärung als einer der Ihren aufgenommen wird, so fühlt auch er sich als ein Sendbote der deutschen Aufklärung, und so wie Meusel ihn in seinem gelehrten Teutschland neben vielen anderen Liv-Est-Kurländern als zu diesem Teutschland gehörig nennt, so hat auch er nur das Gefühl, deutsch für Deutsche zu schreiben, ob dies- oder jenseits der Grenzen spielt für ihn keine Rolle, und er hat ein überaus starkes literarisches Nationalgefühl, hatte er doch sein erstes Erwachen intensiv miterlebt. Es wurde oben gezeigt, wie die «Belustigungen des Verstandes und Witzes» eine nationale Idee vertraten, später sehen wir Neander als Mitglied der Königsberger Deutschen Gesellschaft, die ja auch deutsches Schrifttum gegen das fremde stärken wollte, dann Klopstock, Gleim und die fridericianische Begeisterung, alles das weckte und erhielt in ihm das starke Zusammengehörigkeitsgefühl.

X.

Die 70-er Jahre, hymnologische Arbeit, Kirchenordnungsentwurf.

Mit der zwoten und letzten Sammlung schliesst Neanders Liederwerk ab und zunächst auch seine literarische Tätigkeit überhaupt. Es folgen einige Jahre stiller Arbeit ohne grosse bedeutende Ereignisse in seinem persönlichen Leben, das verklärt ist von dem Glück und der Harmonie in seiner stillen Häuslichkeit. Reicher Kindersegen, der ihn bei den guten Einkünften der grossen Pfarre nicht zu schrecken braucht, die Liebe der Gattin und die Nähe der Schwester, die mit ihren Kindern in einem Nebengebäude des Pastorates, der sogenannten Herberge, lebt, beglücken ihn, auch frohe Geselligkeit und Freundschaft, reges geistiges Leben und Mitleben mit der Welt da draussen, die in Büchern, Zeitschriften und Briefen von Freunden auch in seine ländliche Abgeschiedenheit dringt. Im Frühling und im Herbst ist man durch die unfahrbaren Wege und das aus den Ufern getretene Flüsschen, das unweit des Pastorates vorbeifliesst, auf einige Zeit von der Umwelt abgeschnitten, aber umso reger ist der Verkehr im Sommer und zur Zeit der Schlittenbahn. Die kurische Gastfreundschaft der

guten alten Zeiten herrschte damals noch uneingeschränkt. Die Mittel, die geringen Ansprüche der Gäste an Bequemlichkeit und Luxus zu befriedigen, sind reichlich vorhanden.

Es ist in etwas erweiterem Massstabe das Idyll eines Landpfarrhauses, wie es Goete in Dichtung und Wahrheit schildert, doch ist das geistige Niveau höher, hier sogar sehr hoch und auch der Tätigkeitskreis ist weiter als der des Pfarrers von Sesenheim oder von Wakefield. Die Gemeinde umfasst mehrere Tausend Seelen, die auf einem weiten Gebiet verstreut leben, sie besteht aus den heterogensten Elementen: Adel, Bauern und allen Zwischenstufen von nichtadligen Domänenpächter bis zu den sogenannten deutschen Leuten, die zum Teil Hausbediente (Zofen, Kammerdiener etc.) z. T. freie Gewerbetreibende sind (Müller, Schenker, kleine Handwerker u. ä.). Sonntags gibt es bis zu 2000 Kommunikanten, dann Taufen und Trauungen, weitläufige Krankenbesuche über 3—4 Meilen.

1775 kommt eine Amtserhöhung, Neander wird Propst der Doblenschen Diozöse. Sie bringt auch eine bedeutende Erweiterung des Arbeitsfeldes, und es erscheint immer wunderbarer, wie er noch soviel Zeit für Lektüre erübrigen konnte, denn in dem bald darauf (1777) einsetzenden Briefwechsel mit Elisa v. d. Recke zeigt sich seine ganze Belesenheit, und man staunt immer wieder über die Anzahl der zwischen ihnen ausgetauschten Bücher. Man muss wohl der Erzählung seines Sohnes glauben, die Elisa wiedergibt, dass die Schwester ihm manchmal nächtelang vorgelesen hat, um seine Augen zu schonen, oder dass in den kurzen Sommernächten die Morgenröte ihn noch oft beim Studieren antraf. Auch darin kann man Respekt vor jenen Zeiten und Menschen bekommen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr sie es verstanden, trotz angestrengtester und umfassendster Tätigkeit sich nicht zu zersplittern und immer noch für alles andere Zeit zu finden, und dass das Leben auf einem weltverlorenen kurischen Pastorat sie nicht im geringsten von der übrigen Welt abschloss. Dass man alles etwas später erfuhr, störte wenig, man erfuhr es doch, wenn man auch den Teutschen Merkur oder die Berliner Monatschrift einige Wochen später las als in Weimar und Berlin. Man war deshalb noch lange nicht zurückgeblieben und konnte mit aller Frische selbst in alle literarischen und philosophischen Händel eingreifen. Die Postkutsche kam eben überall hin, wo jetzt die Eisenbahn vorüberfliegt und die Telegraphendrähte ihre Nachrichten vorübersurren.

Von dem allgemeinen Aufschwung, den das geistige Leben in den 60-er Jahren genommen hatte, war schon die Rede, jetzt sieht man überall seine Wirkungen. Auf kirchlichem Gebiet ist es die Herausgabe eines neuen Gesangbuchs durch den Superintendenten Huhn. (1771).

Es ist ja die Zeit der radikalen Gesangbuchreform, in der alle protestantischen Städte und Landschaften miteinander wetteifern, Gesangbücher, die den modernen ästhetischen und religiösen Ansprüchen genügen sollen, herauszugeben. Auch Kurland wollte nicht zurückbleiben, man fühlte sich doch schon sehr fortschrittlich, aber auch hier wie überall wehrten sich die Gemeinden gegen die Neuerungen und Huhn hatte es nicht leicht, mit seinem Gesangbuch durchzudringen.

Es war aber auch ein etwas unglückliches Gebilde, ein wahl- und zielloses Durcheinander von Altem und Neuem, eine Überfülle an Stoff und ein unhantliches Format, alles das machte es für den Gebrauch in den Gemeinden ungeeignet. Das Einteilungsschema ist den vorangegangenen rationalistischen Gesangbüchern entnommen und das moderne Liedergut ebenso wahllos angeeignet. Unter anderem spielen die Tugendlieder eine grosse Rolle, die nach den verschiedensten Gesichtspunkten in Gruppen eingeteilt sind, so dass es auch eine Rubrik: «von der ordentlichen Selbstliebe», gibt, die wohl die schlimmsten Plattheiten rationalistischer Moralphilosophie enthält. Es gibt da Verse wie:

Dein Will ist's, grosser Gott,
Ich soll mich selber lieben . . .

oder:

Gott, dass man sich selber liebe,
Kann dir nicht zuwider sein,
Denn du pflanzest diese Triebe
Unsrer Brust ja selber ein.
Jeder lenket Herz und Sinn
Auf sein eignes Wohlsein hin.
Niemand, den der Erdkreis fasset,
Hat sein eignes Fleisch gehasset.

oder:

Mache denn, mein Gott, in Gnaden
Meine Eigenliebe rein,
Lass mich nicht zu meinem Schaden
In mich selbst verliebet sein.

Der Abschnitt von der Selbsterkenntnis beginnt mit dem charakteristischen Liede: «Wer bin ich? Welche wichtige Frage!» Dann gibt es noch andere «von der gebührenden Leibespflge, von der wohlstandigen Bekleidung» mit dem schönen Vers: «Willt du darum dich bebrämen, aufgeblasener Modechrist, um den andern zu beschämen, weil er unvernünftig ist?» u. ä. m.

Es ist begreiflich, dass dieses Gesangbuch die Gemeinden, die bis dahin an dem alten Rigaschen Gesangbuch¹⁾ ein wirklich

¹⁾ Über das Rigasche Gesangbuch vgl. Büttner in Mitteilungen und Nachrichten für die ev. Kirche in Russland Bd. 24. Danach ist es eins der ältesten und besten Gesangbücher der Reformation überhaupt und war im 16. u. 17. Jh. in ganz

sehr wertvolles Haus- und Kirchenbuch besaßen, nicht befriedigen konnte. Auch die Modernen waren enttäuscht, und auf ihr Drängen veröffentlichte Neander seine Neue Sammlung christlicher Gesänge, Frankfurt und Leipzig 1773.

Sie war als Hausgesangbuch gedacht, wurde aber bald in allen Gemeinden, in die das Mitausgabe noch nicht gedrungen war, eingeführt. Es geschah auf Wunsch der Gemeinden, nicht, wie Elisa es darstellt, dass Neander den offiziellen Auftrag erhalten hätte, ein neues Gesangbuch zusammenzustellen. Der Superintendent konnte doch nicht recht sein eigenes Werk, das vor knapp 2 Jahren erschienen war, diskreditieren und der Herzog nicht seinen Superintendenten, der übrigens in seinem Auftrage gehandelt hatte. Und wenn auch der eigentliche Sammler der lettische Pastor in Mitau, Mag. Joh. Fr. Casimir Rosenberger, war, erschien das Gesangbuch doch nicht unter seinem Namen, sondern dem des Superintendenten. Der Erfolg, den Neanders Sammlung hatte, kam diesem eher unerwünscht, es ist daher bezeichnend, dass in der in Mitau und wahrscheinlich von Huhn selbst herausgegeben Allgemeinen theologischen Bibliothek, die schon seit 1774 existierte erschien, erst im 3. Band 1775 eine Rezension erscheint, die zwar mehrere Seiten umfasst, sich aber in der Hauptsache mit der Theorie des geistlichen Liedes überhaupt befasst und das Buch selbst mit einigen Worten abtut. Es wird manche Geschicklichkeit gelobt, doch hätte Neander in Bezug auf Reinigung der alten Lieder von «falschen Vorstellungen» nicht alles getan, was zu tun gewesen wäre, nicht «alles gereinigt, was der Reinigung bedürftig war». In dem Betrachte wäre das Basedowsche Gesangbuch immer das schätzbarste gewesen.¹⁾

Neander wollte, wie er in der Vorrede zu der übrigens anonym erschienenen Sammlung sagt, «einen Auszug guter geistlicher Lieder», liefern, worunter weder allzuhohe noch allzumittelmässige, weder gar zu lange und durch zerstreute Nebenvorstellungen überladene noch nach fremden Melodien verfertigte (siehe Klopstock!) angetroffen würden». Er erreichte seinen Zweck durchaus und schuf in der kleinen Sammlung von 420 Liedern ein durchaus brauchbares Gesangbuch. Freilich wiegen die modernen Lieder bei weitem vor, und von den alten sind nur zwei: «Allein Gott in der Höh sei Ehr...» und «Wir glauben all an einen Gott...» die zur allsonntäglichen Liturgie gehörten, unverändert gelassen, alle anderen sind mehr oder

Norddeutschland ja bis nach Nürnberg hin verbreitet. Der erste Herausgeber war der Reformator Rigas Andreas Knopken. Von den religiösen Strömungen am Anfang des 18. Jh. war es ziemlich unbeeinflusst geblieben.

¹⁾ Basedow, der Philanthropist, gab 1767 ein «Universalgesangbuch zur gesellschaftlichen und unanständigen Erbauung auch für solche Christen, welche verschiedenen Glaubens sind.» Er war einer der krassesten Liederverbesserer, der auch zeitgenössische Lieder nicht verschonte.

weniger verändert, teils von ihm selbst teils von Dietrich, dem Schöpfer des Berliner Gesangbuchs von 1765, und anderen zünftigen Verbesserern. Merkwürdigerweise sind sogar Lieder von Zeitgenossen: Gellert, Cramer, J. A. Schlegel hier und da verändert worden. Seine eigenen sind bis auf eins vollzählig aufgenommen, auch die der erst im nächsten Jahr erschienenen «zweiten Sammlung.» Von Dichtern früherer Epochen sind Luther und Paul Gerhardt am stärksten vertreten, von den Pietisten nur Rambach, H. Kath. v. Gersdorff, die Grossmutter Zinzen dorfs, und wenige andere, alle stark abgeschwächt und nur mit ihren didaktischen Liedern. Somit ist Neander ganz von der Zeitströmung beeinflusst, dass das Alte, wenn es überhaupt noch gelten sollte, der neuen Zeit angepasst werden müsse. Er ist darin aber noch recht milde vorgegangen und seine eigenen Verbesserungen sind entweder ganz freie Nachdichtungen oder verhältnismässig geringfügig, die Verbesserungssucht aber war zu allgemein, als dass er sich ihr hätte entziehen können, musste doch selbst Herder seinem Weimarischen Gesangbuch von 1779 einen zweiten «modernen» Teil begeben, der die von ihm verachtete neue geistliche Poesie enthielt. Neander war aber überzeugter Rationalist, und so fiel ihm das Nachgeben leichter.

Sonst zeigt sich der rationalistische Charakter seiner Sammlung auch in ihrer Gliederung. Auch hier ein Überfluss an Tugendliedern, wenn auch die grössten Plattheiten des Mitauschen Gesangbuchs beseitigt sind. Dann ist auch das Prinzip der Einteilung ein ganz neues und bekundet die Wandlung der Anschauungen, indem nicht mehr Gott und seine Heilsordnung sondern das Leben des Menschen und seine Bedürfnisse das Einteilungsschema bieten.

Interessant ist, wie trotz der Ablehnung der vielgeschmähten pietistischen Passionslyrik die Passionslieder alle anderen Festlieder überwiegen. Auffällig ist ihr Übergewicht gegenüber den Weihnachtsliedern, deren man in einem deutschen Gesangbuch doch besonders viele erwarten würde, und dieses Verhältnis hat sich in kaum abgeschwächten Masse auch in unseren heutigen Gesangbüchern erhalten, dabei spielt doch in unserem Leben Weihnachten eine soviel grössere Rolle als Ostern und Passion. Es ist auch auffällig, dass nur ganz wenige der grossen Liederdichter der vorrationalistischen Perioden Weihnachtslieder gedichtet haben, Luther hat einige und die meisten Paul Gerhardt. Der gekreuzigte Heiland und die ganze Skala der Buss- und Reuegefühle, die des Süders Herz «zerknirschen,» haben von je her auch den deutschen Menschen häufiger zum Dichten angeregt als das göttliche Kind. Sollte deutsche Weihnachtsstimmung so jung und so sehr bloss Stimmung sein, dass die Hoch-Zeiten deutscher Gläubigkeit sie nicht gekannt haben? Dass sie jetzt im Rationalismus nicht vorhanden ist, braucht uns nicht wunder zu nehmen, was sollte er auch mit dem Kind in der Krippe, mit

Ochs und Esel, den einfältigen Hirten und den schwärmerischen Weisen aus dem Morgenlande? Dem Radikalen war es Kinderei und dem Gläubigen drängten sich alle unliebsamen und so gern verdrängten Probleme von der jungfräulichen Geburt, von der Gottessohnschaft oder Gottesgleichheit auf, die er nicht restlos ablehnen aber auch nicht mit ganz gutem Gewissen vor seiner Vernunft verteidigen konnte. Wieviel bequemer war da der pompöse Schluss der Christustragödie, die Märtyrerglorie, (ein Gefühl für das Schimpfliche des Kreuzes hatte man ja nicht) alles das, was jetzt auch noch durch Klopstock dem Deutschen mit fascinierender Eindringlichkeit vorgeführt und von diesem enthusiastisch erlebt worden war. Hier liess sich die bequeme Parallele zu Sokrates bilden und, indem man die Erlösungsidee fallen liess, der Grundgedanke des Christentums ins Moralische umsetzen, und hier in der Moral, gegen die ja auch der schlimmste Freidenker nichts anhaben konnte, gewann man den wahrhaft festen Boden. Von der Moral aus konnte man sich ja auch vor der Vernunft, vor der man eine kindlich trotzige Furcht empfand, rechtfertigen.

Es ist bezeichnend, dass ein böhmischer Priester Gellert den Übertritt zur katholischen Kirche nahelegte, weil er «von der Notwendigkeit der guten Werke» soviel besser denke als Luther.¹⁾ Dieser Ausspruch kann mehr oder weniger auf alle Aufklärer, die religiösen und irreligiösen, mitbezogen werden und wenn man in ihrem Leben verfolgt, wie ernst sie es damit nahmen, und welchen Grad der Selbstaufopferung sie in ihren guten Werken, die sie praktischer Nächstenliebe gleichsetzten, erreichten, so kann man nur, wie J. Werner in seiner Vorrede zu Elisas Journal sagt, Hochachtung haben vor dieser «flachen Moral» der Aufklärung, ja auch vor ihrer verflachten und um ihr Eigentlichstes beraubten Frömmigkeit.

Auswärtige Kritiken hat die Neandersche Sammlung nicht erfahren, sie scheint darum auch nur in Kurland verbreitet gewesen zu sein. Später, 1792, greift Heerwagen in seinen Geschichte des Kirchenliedes auf die Rezension in der Allg. Theol. Bibliothek zurück.

Warm anerkennend äussert sich G. F. Stender über die Sammlung in einem Brief an Gadebusch²⁾ als er im Begriff steht, sie für die lettischen Gemeinden zu übersetzen, die begreiflicherweise nicht viel Gefallen an ihr fanden.

Das Mitausche Gesangbuch und nun die Neue Sammlung christlicher Gesänge von Neander sind Zeugnisse für den Einfluss der Aufklärung im Staatsleben Kurlands, denn die

¹⁾ E. E. Koch: Geschichte des Kirchenliedes Bd. VI. Gellert. Wie stark auch das katholische Kirchenlied dem Einfluss des Rationalismus unterlag — wie sehr gerade Gellert auch in katholischen Kreisen verehrt wurde, weist Giesler: «Die geistl. Liederdichtung der Katholiken im Zeitalter der Aufklärung» nach (1928).

²⁾ S. 12. Sept. 1776 in Gadebuschs Briefwechsel Riga Altertumsges.

Kirche war ja keine autonome Institution. Der Aufklärung verhalf zu ihrem Siege der neue Herzog Peter, der 1769, nachdem sein Vater zu seinen Gunsten abgedankt hatte, den Herzogsthron bestieg.

Ernst-Johann hatte noch die Freude, seine Lieblings-schöpfungen, die Schlösser von Mitau und Ruhenthal, vollendet zu sehen, diese beiden Prachtschöpfungen Rastrellischer Kunst, die mehr an Petersburg als an Kurland gamahnen und heute beide langsam zu Ruinen werden. Von dem Mitauer Schloss sagt Hippel sehr bezeichnend, es hätte zur Stadt ebensowenig Verhältnis wie das mitausche Pflaster zu Regelmässigkeit und Ordnung, überhaupt meint er, schienen die Kurländer zu keiner Stadt Lust und Liebe zu haben, «sie gehörten aufs Land, wo sie auch Geschmack anzubringen wissen.»

1772 starb der greise Herzog, müde der Welt, deren Nichtigkeiten er zu tief erfahren hatte, und Peter hatte nun freie Bahn. Sein jüngerer Bruder, der begabter und vielleicht, wenn er eine andere Erziehung genossen hätte, geeigneter gewesen wäre, die Regierung zu übernehmen, lebte mit ihm in Unfrieden. So war Peter allein dazu berufen, in dieser schweren Zeit die Würde des Herzogstums aufrecht zuerhalten. Er war nichts weniger als der richtige Mann dazu. Er hatte die ganze Mittelmässigkeit der Mutter geerbt dazu aber auch das herrschsüchtige Wesen des Vaters, «erworbene Kenntnisse und ausgebildete Talente besaßen beide (d. h. er und sein Bruder) gleich wenig.»¹⁾ Es wird begreiflich, wenn man seinen Bildungsgang verfolgt: Seine Jugend verbringt er an dem geistig u. moralisch nicht sehr hochstehenden Hof Anna Iwanownas, mit 16 Jahren folgt er seinen Vater in die Verbannung, mit 38 kommt er wieder. 1765 führt ihn seine erste Reise als Brautwerber nach dem Westen. Er vermählt sich mit der Prinzessin Caroline Luise von Waldeck, einer feingebildeten und edlen, aber sehr kränklichen Frau, von der er sehr bald (1772) geschieden wird, weil die Ehe kinderlos blieb. Für das Wesen seiner Braut und Gattin hatte er nicht viel Verständnis, und die arme Caroline Luise hatte trotz der allgemeinen Sympathie, die ihr im Lande entgegengebracht wurde, schwere Tage in Kurland, wohl aber brachte Peter diese erste Reise und die erste Berührung mit westlicher Kultur, die ihm in Kurland doch nicht ganz un-mittelbar entgegnetrat, eine unglückliche Liebe zu dieser und den Ehrgeiz, ein Mäcen der Aufklärung zu werden. Eine seiner ersten Taten auf diesem Gebiet war die Beauftragung Huhns, das neue Gesangbuch zusammenzustellen. 1775 folgt die zweite und sehr viel bedeutendere: die Gründung einer Akademie in Mitau. Es ist seine Lieblingsschöpfung geworden, obgleich er bald erkennen musste, dass sie keine eigentliche Daseinsberechtigung hatte.

¹⁾ Crusse a. a. O. S. 93.

Sulzer in Berlin arbeitete die Lehrpläne aus, der Herzog die Statuten, ganz eigenmächtig, ohne die Ritterschaft hinzuzuziehen. Das kleine Palais in der Stadt, einst Anna Iwanowna's Wohnsitz, wird erweitert und umgebaut, eine umfangreiche Bibliothek angelegt, ein mathematisch - physikalisches Institut mit kostbaren Instrumenten, die später von gelehrten Reisenden mit Bewunderung genannt werden,¹⁾ selbst eine kleine Sternwarte wird eingerichtet, alles auf des Herzogs persönliche Kosten. Die Professoren werden aus Deutschland berufen, darunter der junge Hainbündler G. D. Hartmann, K. A. Kütner, der damals recht bekannte Odendichter, Fr. Schulz, Autodidakt, sachsen-weimarerischer Hofrat, Romanschriftsteller, Historiker und Politiker, eine bekannte und merkwürdige Gestalt des 18. Jahrhunderts.

Es ist auch interessant zu wissen, wer von den grossen Geistern des Jahrhunderts zu der Akademie in Beziehungen gestanden hat. 1776 bekommt Kant einen Ruf als Philosophieprofessor nach dem Tode des jungen Hartmann, lehnt ihn aber ab, obgleich ihm ungefähr das Doppelte seines Königsberger Gehalts geboten wird. (Es liegt noch vor dem Erscheinen seiner grossen Werke). Herder erkundigt sich 1774 bei Hamann, ob er nicht etwas Näheres über die Besetzung der Professuren wüsste, scheint nicht abgeneigt, einem Ruf zu folgen und verhandelt auch schon mit Hartknoch und Hartmann.²⁾

Als Bildungsanstalt hat die Akademie bis zu ihrer Umwandlung ins Gymnasium illustre 1795 keine Bedeutung gehabt. Sie ist eine gutgemeinte aber missglückte Schöpfung Herzog Peters eigener Bildungstrieb. Sie sollte eine Art Hochschule werden zum mindesten zur Ausbildung von Landesbeamten, aber schon dieser Charakter der Halbhochschule zumal in einem Lande, in dem es keine genügenden Anstalten zur Vorbildung gab, musste ein wirkliches Gedeihen hindern und so beginnen sehr bald Klagen über ihre praktische Bedeutungslosigkeit. Sie hatte zeitweise eine nur ganz geringe Hörerzahl und hat das allgemeine Bildungsniveau wenig beeinflusst, ihre grosse Bedeutung liegt aber darin, dass nun in der Residenz ein wichtiger Mittelpunkt geistigen Lebens geschaffen wurde, dass Berufsgelehrte ins Land gezogen worden waren, denn alle anderen wissenschaftlich tätigen Männer im Herzogtum waren dieses immer nur im Nebenberuf. Wichtig ist auch die Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften und ihre Pflege, die dem einzelnen bisher schwer möglich war. Die Bibliothek war neben der Privatbibliothek des Herzogs die grösste und neben der Trinitatiskirchenbibliothek in Libau und den kleinen Lesegesellschaften, die einzige öffentliche Bibliothek des Landes.

¹⁾ so der Berliner Akademiker Bernouilli in seinen: Reisen durch Brandenburg . . . Kurland, Russland und Polen, Leipzig 1779.

²⁾ Herders Briefe an Hamann ed. Hoffmann S. 86.

Die Professoren schliessen sich naturgemäss den Literaten an, mit denen sie z. T. dieselben Vorrechte geniessen, so die zollfreie Einfuhr von Waren aus dem Auslande, die auch den Pastoren zustand, z. T. sind sie noch mehr bevorrechtet, indem sie einen eigenen Gerichtshof haben und auch materiell sehr viel besser gestellt sind.

Die Akademiegründung wurde im näheren (Riga) und im weiteren Ausland bemerkt und Peter als aufgeklärter Fürst gefeiert, das höchste Lob, das er zu erringen strebte, im übrigen auch dies ein Zeichen, wie sehr kurländische Ereignisse im Reich interessierten. Das stachelte den Ehrgeiz des Herzogs nur noch mehr an und brachte Kurland für eine zeitlang in den Ruf, das freieste Land Europas zu sein, in dem sogar dem verfeimten Aufklärer Karl Fr. Bahrdt eine Zuflucht bereitet werden sollte. Und wenn auch die Bildung des Herzogs selbst ungefähr das Niveau des Bourgeois gentilhomme hatte, so hat er doch aus Ehrgeiz und aus einer rührenden Liebe zur Sache durch sein grossartiges Mäcenatentum, das viele bedeutende Künstler und Gelehrte wenigstens vorübergehend ins Land zog, sehr viel für die Hebung des kulturellen Niveaus getan. Er schuf ein Theater, während früher Mitau nur gelegentlich von durchziehenden Schauspielergesellschaften aufgesucht worden war. In der Person seines Kapellmeisters Veichtner hatte er einen recht bedeutenden Musiker an den Hof gezogen, doch wurde dieser erst nach der Heirat Peters mit der schönen und feingebildeten Dorothea v. Medem ein wirklicher Sammelpunkt kultivierter Geistigkeit und gesellschaftlicher Kultur.

Die Ritterschaft hatte die Eigenmächtigkeit des Herzogs bei der Akademiegründung merkwürdig widerspruchlos angenommen, gleichsam in Erkenntnis ihrer Inkompetenz in allen Bildungsdingen. So verlief der Aktus am 8. Juni 1775 in jeder Beziehung als der «letzte selbständige gesetzgebende Akt und die letzte grosse Staatsfeierlichkeit» des letzten Herzogs von Kurland, wie Cruse ihn bezeichnet, und diese tragische Stimmung des «letzten», die über allen Schilderungen dieses Ereignisses liegt, lässt es in besonderem Lichte erscheinen. Bald darauf aber bringt die Ritterschaft, um nun auch ihrerseits etwas zur Hebung des geistigen Lebens beizutragen, eine Sache von neuem aufs Tapet, die seit 130 Jahren in längeren oder kürzeren Abschnitten immer wieder in Angriff genommen aber nie beendet worden war: die Revision der alten und Ausarbeitung einer neuen Kirchenordnung.

1648 taucht auf dem Landtag zum ersten Mal der Gedanke an eine Revision der alten gotthardinischen Kirchenordnung von 1570 auf, und wird von da an immer wieder erörtert, eine Ausführung aber bald durch Kriegswirren bald durch innere Streitigkeiten verhindert. Zuletzt hatte 1754 der Superintendent Baumann mit zwei Pröpsten, darunter Jak. Fr. Rhanäus, Ne-

anders Vorgesetzten in Kabillen, einen Entwurf¹⁾ ausgearbeitet und dem Landtag vorgelegt. Der Entwurf wurde mehrfach deliberriert, zu einer Entscheidung kam es aber nicht. Nun dringt die Ritterschaft im Namen des Fortschritts darauf, dass ein neues, der Zeit und den veränderten Umständen angepasstes Projekt ausgearbeitet und vorgelegt würde. Der Herzog sollte eine geeignete Person damit beauftragen, erklärt sich auch dazu bereit, und die «geeignete Person», die er beauftragt, ist Neander.

Am 8. Aug. 1778 ergeht ein Schreiben an «Den Ehrwürdigen und Hochgelahrten auch lieben andächtigen C. F. Neander, Präposito zu Doblen und Pastori zu Grenzhof»²⁾ mit dem Befehl, eine neue Kirchenordnung zu entwerfen, «da Wir bey diesem wichtigen und Heilsam Werke unser vorzügliches Augenmerk auf Euch als einen Mann von bekannten Verdiensten und Kenntnissen gerichtet, auch der vesten Zuversicht zu Euch leben, Ihr werdet Euch diesem Geschäfte gerne unterziehen».

Der Entwurf sollte schon zum nächsten fälligen Landtage vorgelegt werden, der auf den September bestimmt war. Neander hatte also kaum einen Monat Zeit, sehr wenig für eine so wichtige Sache. So ehrenvoll und verlockend auch der Auftrag für ihn war, das heimatliche Kirchenwesen nach neuen Gesichtspunkten und eigenen Wünschen umzugestalten, so musste er sich doch auch die vielen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten vor Augen halten, und es war nur das Verantwortungsgefühl für die Sache als solche, die die bei einer Weigerung seinerseits einem von der anderen Partei übertragen werden konnte, das ihn bestimmte, sie trotz aller Bedenken und seiner Scheu vor öffentlichem Hervortreten zu übernehmen.

Am 14. Sept. reicht er seinen Entwurf ein. Er trägt manche Spuren der Eile, doch spürt man, dass alle Gebiete, auf die sich die Kirchenordnung erstreckte, und alle alten Verordnungen neu durchdacht sind, so dass sich überall der mild-aufklärerische Geist des Verfassers kundtut. Doch ist Neander viel radikaler als Baumann und so entfesselt sein Entwurf eine viel erregtere Diskussion, in der nicht mehr technische Verwaltungs- sondern Weltanschauungsfragen behandelt werden. Der Streit zog sich wieder mehrere Jahre hin, bis der Neuautsche Pastor K. D. Wehrt 1785 eine Liturgie als Ergänzung des Neanderschen Entwurfes anfertigte, die mit diesem zusammen gedruckt wurde, vorher war er nur dem Landtagsdiarium beigedruckt worden, also der breiten Öffentlichkeit nicht zugänglich. 1786 erscheint eine Neuauflage, bei der aber Wehrt bedeutende eigene Zusätze und Veränderungen gemacht hat. Er ist später in Elisas Streit mit dem Darmstädter Oberhofprediger Stark bekannt ge-

¹⁾ er war zum Druck bestimmt, der aber nicht erfolgte, Manusk. im kurl. Prov.-Mus.

²⁾ Original im Archiv des kurl. Provinzialmuseums.

worden, war ein radikaler Aufklärer, Günstling des immer mächtiger werdenden Otto Herm. v. d. Howen, der obgleich selbst in der Cagliostroaffaire stark beteiligt, ein erklärter Freund der Aufklärung war. Naturgemäss konnte Wehrt mit seinem Entwurf erst rech nicht gegen die Konservativen durchdringen. 1797 wurde nochmals eine Kommission der nunmehr vereinigten Konsistorien von Kurland und Pilten, dem früheren bischöflichen Besitz, der im Gegensatz zu dem des Ordens nicht vom Herzog, sondern direkt von der Krone Polen abhängig war, eingesetzt, zu der auch Neander gehörte. Aber auch diese Kommission brachte es zu keinem positiven Ergebnis und erst in dem Gesetz für die evangelische Kirche in Russland Kaiser Nikolaus I. wurde eine definitive Ordnung geschaffen, allerdings in einem ganz unerwarteten und für den Protestantismus verhängnisvollen Sinne.

Der Neandersche Kirchenordnungsentwurf ist interessant als ein Zeitdokument, aber auch als Spiegel seiner eigenen Persönlichkeit und seiner Anschauungen. Es zeigt sich überall seine schöne milde Toleranz, die vielfach eine gedankliche Inkonsequenz bedeutet, ihn aber soviel sympathischer erscheinen lässt, als die konsequenten und fanatischen Aufklärer mit ihrer Härte. Er versucht, überall wahrhaft aufzuklären, aber nicht radikal mit alten Vorstellungen und Gebräuchen zu brechen. Nach mehreren Äusserungen, die Elisa in ihrem Büchlein wiedergibt, hatte er die richtige Einsicht, dass man gerade in religiösen Dingen nicht vorsichtig genug vorgehen könne, weil nur zu leicht mit dem Aberglauben auch der Glaube ausgetrieben werden kann. Am entschiedensten ist er an den Punkten, an denen er schon während seiner pastoralen Tätigkeit reformatorisch eingegriffen hatte: Ohrenbeichte, Kirchenbann und — busse, dazu kommt jetzt noch der Exorzismus, d. h. die Austreibung des Teufels vor der Taufe. Es sind ungefähr dieselben Dinge, die um dieselbe Zeit auch in reichsdeutschen Kirchenordnungen diskutiert werden, z. T. aber schon im vergangenen Jahrhundert erledigt worden waren, so der Exorzismus.¹⁾ In Kurland wurden sie jetzt zum ersten Mal in Angriff genommen, allerdings hatte schon der Sup. Paul Einhorn die Teufelsaustreibung bei der Taufe der Kinder Herzog Jakobs weggelassen trotz aller Empörung unter der Geistlichkeit, doch waren die Dinge noch nie wirklich diskutiert worden, kamen vielen überraschend und daraus erklärt sich, dass Neander trotz seiner Vorsicht im konservativen Lager soviel Anstoss erregte.

Er will alles nur langsam abschaffen, so soll z. B. die allgemeine Beichte zunächst nur bei grossem Andrang von Kommunikanten angewandt werden, aber er klärt die Begriffe in seiner Art, und zeigt sich darin als bewusster Rationalist,

¹⁾ vgl. darüber: Graff, Die Auflösung gottesdienstlicher Formen in der ev. Kirche . . . Göttingen 1921 S. 294 ff.

wenn er auch manches von den alten Einrichtungen stehen lässt. Streng wacht er darüber, dass in die Auffassung der Sakramente sich keine falschen magischen Vorstellungen einschleichen, möchte darum die Krankenkommunion einschränken, denn nur ein tugendhaftes Leben gebe wahren Trost im Tode, und doch handelte er in der Praxis selbst so anders. Auf seinem rüttligen grünen Wägelchen fährt er in der schlimmsten Jahreszeit kilometerweit, um irgenwo einem sterbenden alten lettischen Mütterchen die Kommunion zu reichen, obgleich er weiss, dass sie nur ein magisches Zaubermittel darin sieht und der eigentliche Sinn seines Christentums dabei verloren geht. Darin offenbart sich seine grosse Menschenliebe und wahrhafte Toleranz. Die Kommunion selbst ist ihm im Wesentlichen nur ein Gedächtnismahl und ein öffentliches gemeinsames Bekenntnis, wobei er einen besonderen Wert darauf legt, dass «Standespersonen» sich der Öffentlichkeit nicht entziehen, sondern den niederen Schichten ein besonders wirksames Beispiel christlicher Demut geben.

Neu ist an der Neanderschen Kirchenordnung die Einrichtung einer kirchlichen Armenpflege. Diese war bisher rein privat oder vielmehr ständisch gegliedert, denn in der Regel kamen die Standesgenossen für ein verarmtes Glied ihrer Korporation auf, und es gab «Krippenreiter» aller Stände vom Edelmann bis zum Bauer. Diese private Wohltätigkeit nahm oft recht beträchtliche Ausmasse an und ist ein sympathischer Zug des konsequenten Standesbewusstseins. Von Seiten der Kirche hatte bisher nur der Superintendent Gräven sich der Armenpflege angenommen.

Eine andere soziale Einrichtung, die Neander anregt, ist die Schaffung eines regelmässigen Unterrichts für die lettischen Kinder, der bisher ganz von den lokalen Umständen der einzelnen Gemeinden abhing.

Gegenüber der alten Kirchenordnung fällt die Freiheit im Bekenntnis auf. Zwar wird die Augsburgerische Konfession noch unbedingt beibehalten, die anderen von Herzog Gotthard bestimmten Bekenntnisschriften werden aber fallen gelassen. Auch in der Weglassung verschiedener früher notwendiger Verbote zeigt sich die Wandlung des Lebenszuschnittes und die Sittenverfeinerung. Dagegen berühren manche Dinge noch sehr mittelalterlich, ja katholisch. Die Liturgie wird vom Prediger noch gesungen, im lettischen Gottesdienst werden mehrere Gebete knieend gesprochen, und am Busstag singen in Mitau Knaben in schwarzen Mänteln vor dem Altar knieend die Litanei. Das lateinische *Benedicamus* muss ausdrücklich durch eine deutsche Formel ersetzt werden.

Diese Katholizismen dürfen nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, dass in dem Dom zu Riga, seit über 300 Jahren evangelisch, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch

Chorröcke gebraucht wurden.¹⁾ Allerdings waren sie seinerzeit mit der etwas merkwürdigen Begründung beibehalten worden: «dieweil yhr noch gnug vorhanden ist, und doch sonst wiwol sie vil ghelt ghekost haben da verterben,» auch sollte «die freyheit solcher eusserlichen ding deste bas vermerkt» werden.²⁾ In Preussen sind Chorröcke von Friedrich-Wilhelm I. abgeschafft worden, während Friedrich d. Gr. sie wieder gestattete.³⁾

Neander hatte sich bemüht, mit seinem milden Vorgehen beiden Parteien recht zu machen, vor allem die Konservativen, von denen, als der stärkeren Partei, hauptsächlich der Erfolg der ganzen Sache abhing, nicht zu verletzen. Es war ihm nicht gelungen, denn den einen war er doch zu radikal, den anderen zu mild. Neben dem Widerstand der Orthodoxen haben aber kurische Bequemlichkeit und Scheu vor allen grundlegenden Neuerungen, nach J. C. Schwartz⁴⁾ aber auch persönliche Missgunst besonders gegen Wehrt, (auch Neander mochte damals manchen zu herzoglich gesinnt scheinen), Furcht vor den Folgen der Aufklärung auch in politischer Hinsicht (Bauernbefreiung) u. a. m. mitgespielt. Schwartz, selbst ein «Moderner», er gehörte zum Berensschen Kreis in Riga, notiert alle diese Gründe für den Misserfolg trotz allem mit einem gewissen Staunen, denn seiner Meinung nach wäre die Partei der Freunde und Gönner des Projekts doch stark genug gewesen, sich durchzusetzen, und es ist doch nicht ganz erklärlich, warum es ihr nicht gelungen ist.

So erlebte Neander mit seinem Kirchenordnungsentwurf eine Enttäuschung. Auch die Freunde waren unzufrieden, doch er wusste sie und sich selbst zu trösten: «Lasst uns zufrieden sein mit dem, was das Bedürfnis des Fortschreitens in unserer geistigen Kultur ruhig und ohne Zudringlichkeit herbeigeführt hat. Die Wahrheit, dass das Wesen der Religion in reiner Pflichterfüllung und nicht in äusseren Gebräuchen besteht, ist nach und nach bei uns Grundsatz geworden und hat die Überzeugung herbeigeführt, dass schon hier auf Erden durch Ausübung einer echten, anspruchlosen Tugend ein Reich des Friedens hergestellt werden kann . . . Hat der Aberglaube nicht bei uns abgenommen, ohne dass Irreligion an seine Stelle trat? Ob wir oder andere das ausführen, was uns gut scheint, darauf kömmt es nicht an. Genug, wenn wir nach unserer besten Überzeugung handeln». Mit diesen schönen Worten einer echten und tiefen Bescheidenheit und Selbstlosigkeit half er sich über die schmerzliche Enttäuschung hinweg, fand Trost in der reinen Hingebung an die Sache. Wenn ihm gesagt wurde, er sei es selbst gewesen, der diesen Fortschritt herbeigeführt hätte, pflegte er zu ant-

¹⁾ C. Mettig in den Jahresber. d. Geschichtswissenschaft 1883. III. 64.

²⁾ Rigaer Kirchenordnung v. 1530 in A. L. Richter. Die ev. K.-Ordnungen des 16. Jahrh.

³⁾ vgl. Schrader Geschichte der Univ. Halle.

⁴⁾ Nachträge zur Bibliothek kurl. u. piltenscher Staatschriften Manuskript im Kurl. Prov.-Museum.

worten: «Ich tat für das Allgemeine nicht mehr als meine anderen Amtsbrüder. Wenn meine geistlichen Lieder mir die Herzen derer zuführten, die mich nicht persönlich kannten, so ist dies kein Beweis grösserer Verdienste, es beweiset nur, dass selbst gute Seelen ihre Liebe und Anhänglichkeit gern dahin geben, wo die Phantasie mehr Beschäftigung findet».¹⁾ Daran schliesst er eine Betrachtung über das ware Wesen der Aufklärung an: «Man vermische nicht Aufklärung mit Neuerungs-sucht, Liebe zur Wahrheit nicht mit Liebe zu Paradoxen! — Aufklärung ist ein Licht, das ohne zu blenden leuchtet und jedem die Gegenstände so zeigt, wie sie liegen, Neuerungs-suchtheine gefährliche Fackel, die mehr oder weniger verzehrende Flammen entzündet. Wird dem Volke eine alte Vorstellungsart verdächtigt oder lächerlich gemacht, dann wird die Ideenreihe der an jene Vorstellungsart gewöhnten Seele unterbrochen, ohne dass ein bestimmter Ersatz die Lücke ausfüllt; daraus entsteht dann eine Verwirrung der Begriffe, welche das gestörte Gemüt endlich dahin treibt, alles wegzuerwerfen, was sonst Frieden und den süssen Trost einer seligen Hoffnung über das Leben verbreitete. Aufklärung muss auf unsere Gesinnungen wirken, diese für den Kreis der angewiesenen Pflichten erwärmen und so über das ganze Leben eine himmlische Heiterkeit verbreiten, welche wie das ruhige Licht der Sonne wirkt und zur Tragung der Übel des Lebens stärkt.» — Hier zeigt sich Neanders Sinn für historische Entwicklung unrevolutionär und unrationalistisch, wie er ihn auch mit der Tat bewiesen hat. Darum kann man diesen Aussprüchen, die Elisa zitiert, als sie selbst schon auf der Höhe ihres Lebens steht, und mancherlei fremde Einflüsse den ihres ersten Lehrers und Führers verdrängt haben, und das Bild dieses Lehrers nach mehrjähriger Trennung zu verblassen beginnt, trotzdem Echtheit beimessen ja sie in gewisser Hinsicht auch als ein Bekenntnis werten, denn es sind wirklich die Grundsätze, nach denen er zu leben strebte, und wir sehen über sein ganzes Leben jene «himmlische Heiterkeit» gebreitet, die ihn auch diese Enttäuschung überwinden lässt.

In demselben Jahr 1778 ist Neander mit einem Unterricht in der Religion beschäftigt, den Hartknoch verlegen will, und der «viel Vorzügliches hat.»²⁾ Er scheint die Arbeit damals nicht vollendet zu haben und konnte oder wollte sie später nicht mehr veröffentlichen. 1787 schreibt er an Elisa (23. März) bei Übersendung eines Manuskript: «Sie werden sogleich bemerken, dass dieser Entwurf eigentlich nicht zum Unterricht sondern zur Prüfung schon erlangten Religionsbegriffe christlicher Tugend bestimmt ist.» Danach könnte er sich aus den von Elisa und anderen³⁾ so gerühmten Ordinandenexamen, die Neander als

¹⁾ beide Aussprüche zitiert Elisa v. d. Recke S. 80 ff.

²⁾ Brief an Gadebusch vgl. S. 68.

³⁾ vgl. Allg. Literaturzeitung 24. März 1792.

Propst und Glied des Konsistoriums abzuhalten hatte, entwickelt haben.

IX.

Weltliche Dichtung.

Neben den besprochenen theologischen Arbeiten ist Neander 1778 mit seiner einzigen grösseren weltlichen Dichtung beschäftigt, einem Singspiel, das im Juni desselben Jahres auf dem herzoglichen Theater aufgeführt wird. Der Stoff ist einem dramatischen Gedicht von Eschenburg aus dem deutschen Museum vom Oktober 1776 (10 Stück) entnommen und ist in sehr anmutiger Form behandelt.¹⁾ Auch hier ist die «flüssige Versifikation», die an seinen Liedern gerühmt wurde, einer der grössten Vorzüge, aber auch die geschickte dramatische Behandlung, die anmutige Sprache, die selbst in den Szenen des Schmerzes und der Verzweiflung immer noch soviel theatralische Leichtigkeit behält, dass der heitere Grundgedanke eines Singspiels niemals verdeckt wird. Die Traurigkeit gibt nur eine neue Schattierung der Anmut des Ganzen, gibt den Schauspielerinnen Gelegenheit, ihre schönen Hände zu ringen und ein paar tiefere, innigere Töne ihrer Stimme zu geben; man ist gerührt, und doch glaubt niemand an die Tiefe des Schmerzes, und man ist des guten Ausgangs gewiss, nichts trübt die heitere Farbenharmonie dieses kleinen, in den Tönen einer zarten Porzellanmalerei auf einer Rokokotabatiere gemalten Bildchens. Das Neandersche Singspiel steht durchaus denen von Ramler nicht nach. Diesen hatte der Herzog in Berlin kennen gelernt, und er schrieb mehrere Singspiele für das herzogliche Theater, die von demselben Kapellmeister Veichtner komponiert wurden. Das Sujet ist einfach. Scipio heist das Stück und der Held. Karthago liegt in Trümmern, und römische Jünglinge singen donnernde Siegeshymnen. Scipio hält ihnen eine kleine moralische Rede über die Verrohung, dann bleibt er allein, seufzt etwas über das Elend des Krieges und malt sich das Idyll seines väterlichen Landgutes aus. Da wird ihm das schönste karthagische Mädchen als Siegesbeute gebracht. Er will sie zurückschicken, doch ihre Schönheit macht ihn schwanken. Da erfährt er, dass sie einen Geliebten hat, der sich wahrscheinlich unter den Gefangenen befindet, die Tugend siegt, und er beschliesst, die beiden zusammenzugeben und ihnen die Freiheit zu schenken. Während er nach Lucejus, Monimias Verlobten, suchen lässt, quält sich diese mit Zweifeln, ob er Wort halten würde, und ob Lucejus überhaupt noch am Leben sei. Sie hat eine Vertraute bei sich, die sie tröstet, bis plötzlich Lucejus von römischen Soldaten geführt, erscheint. Es spielt sich eine

¹⁾ 1767 erschien auch ein Singspiel: «die Grossmut des Scipio» von Hiller und Schiebeler, das aber nicht ausdrücklich als Quelle genannt wird. Vgl. Moser: Geschichte der deutschen Musik, 1922. II S. 374.

rührende Wiedersehens- und nachher eine ebenso rührende Abschiedsszene zwischen den beiden ab, als die Soldaten Lucejus abführen wollen. Sie beschliessen, sich das Leben zu nehmen und zwar am fünften Tage von jetzt ab, der eigentlich ihr Hochzeitstag werden sollte. Monimia schaudert etwas vor dem Tode, doch er tröstet sie:

Nicht Tod, o nenne Du nicht Tod
den sanften, stillen Übergang
dorthin, wo kein Tyrann mehr droht,
wohin aus aller Erdennot
verfolgte Tugend sich entschwang.

«Nach kurzer Trennungszeit folgt ewiges Wiederzehen», singen sie dann beide als Duett und trennen sich. Die nächste Szene spielt wieder vor Scipios Zelt. Er hat noch einmal schwer kämpfen müssen, aber die Tugend hat wieder gesiegt:

Ich erblick' im Geist die Glücklichen,
Auf den Wangen glühn Entzückungen,
In den Augen glänzen Wonnezähren.

Er lässt Lucejus und Monimia holen und gibt ihnen ihre Freiheit zurück. Lucejus muss schwören, ein Freund der Römer zu bleiben, was er mit Begeisterung tut. Dieser Mangel an Patriotismus darf hier nicht stören. Da bringen Sklaven kostbare Geschenke, die Monimia's Vater als Lösegeld für sie schickt, Scipio will sie nicht annehmen, sondern gibt sie Lucejus als Morgengabe. In allgemeinem Jubel und Lobpreisungen von Scipios hoher Tugend endet das Singspiel. Das Verhältnis zum Original ist teils ein freies, teils finden sich starke Übereinstimmungen. Ganz geändert ist die Szenenfolge und der ganze Aufbau des Stücks, sprachlich finden sich manche Übereinstimmungen oder Nachklänge, Neander's Stück ist aber dramatisch lebendiger und auch sprachlich in manchem gewandter. Die etwas lang ausgesponnenen moralischen Betrachtungen sind gekürzt, überhaupt ist im Eschenburg'schen Gedicht kein längerer Redeabschnitt ohne eine eingeflochtene Reflexion. — Gebessert, oder weggelassen sind manche Unbeholfenheiten des Ausdrucks. Wie z. B. Monimia in der 2. Szene — — —

«Iosgewunden aus meines Vaters Linken wie sein Schwert
aus seiner Rechten schleppt man mich hierher»

oder wenn Eschenburg von Monimia sagt — «sie rollte wie eine Göttin unter der Menge.» — oder — «Tod nicht, Übergang in jenes Reich, wo kein Tyrann mehr dräut Und Bande, die die Liebe schloss, zerreisst», — statt der oben zitierten Stelle.

Ganz originell sind natürlich alle in der Vorlage nicht vorhandenen Szenen — z. B. Monimia und ihre Vertraute, und die Gesangeinlagen und Chöre, die aber auch den Hauptreiz des Stückes ausmachen.

An das Singspiel schliesst sich ein Epilog der Minerva an mit einer Widmung an den Herzog, zu dessen Geburtstag am 30. Juni 1778 das Ganze aufgeführt wurde.¹⁾ Den Epilog sprach Elisas jüngere Stiefschwester Anna Charlotte Dorothea von Medem. Ihr grosser Liebreiz und ihr Talent bezauberten den alternden Herzog, er war bereits 54 Jahre alt, und ein Jahr später war sie regierende Herzogin von Kurland, so hatte Neander an diesem wichtigen Ereignis indirekt mitgewirkt. Wie er überhaupt dazu kam, für das herzogliche Theater ein Singspiel zu verfertigen, ist erstens dadurch erklärlich, dass sein Freund Medem und dessen Familie sich in dieser Zeit dem Hof zu nähern begannen, zweitens durch seine Beziehungen zur alten Herzogin, die schon vor der Medemschen Annäherung liegen müssen, denn als die Herzogin 1782 stirbt, und Neander ihrem Andenken ein Gedicht widmet, das in Mitau gedruckt wird, schreibt er an Elisa: «Ich habe der gottseligen Fürstin mehr als eine Herzensträne der Dankbarkeit nachgeweint, denn sie war seit vielen Jahren auch meine Wohltäterin.»²⁾

Beninga Gottliebe war eine sehr fromme Frau. Ihr Leben war auch in den Tagen des Glanzes nicht sehr leicht gewesen, dann kam die schwere Verbannungszeit, die Ernst Joh. wahrhaft fromm machte, bei ihr vielleicht die Bigotterie grosszog, die Joh. Phil. Hagen (herzoglicher Leibchirurgus 1766—1770) an ihr zu tadeln und lächerlich zu machen hat.³⁾ Doch ist seine Schilderung sehr partiisch und voreingenommen, besonders gegen sie, so dass ihr nicht viel Bedeutung beizumessen ist. 1770 gab der Superintendent Huhn ihre geistlichen Gedichte unter dem Titel: «Eine grosse Kreuzträgerin» heraus. Sie waren mir nicht zugänglich, doch glaube ich annehmen zu können, dass sie wohl nur einen sehr bescheidenen Wert haben. Die Bildung der guten Herzogin war eine sehr mässige, wie ihre wenigen mit einer äusserst unbeholfenen Handschrift und einer sogar für jene Zeiten unmöglichen Orthographie in unbeholfenem, holprigen Stil geschriebenen Briefe bezeugen.⁴⁾ Nach Hagens Schilderung sei sie auch dumm, boshaft und bis zur Ausschweifung geizig gewesen. Vielleicht hat Neander diese üblen Eigenschaften, wenn sie tatsächlich vorhanden gewesen, nicht an ihr erfahren, ihre Bigotterie für wahre Frömmigkeit gehalten, denn er war wohl alles andere als ein Fürstenknecht und muss die Frau, von der er so spricht, tatsächlich hochgeschätzt haben.

Es ist nun leicht möglich, dass sie ihm direkt den Auftrag zu einem Theaterstück für den Geburtstag des «abgöttisch geliebten» Sohnes gab. Elisa gibt einen Auftrag des Herzogs

¹⁾ Eine lobende Besprechung mit den Namen der Darsteller bringt die Mit. Ztg. S. 3. 6. Juli 1778.

²⁾ 20. November 1782.

³⁾ vgl. seine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt 1793.

⁴⁾ Originale im Kurländischen Provinzial Museum.

selbst an, was ja auch möglich wäre. Neanders Autorschaft ist nur durch sie belegt, denn der Druck erfolgte anonym, was ja bei dem Stande des Verfassers auch begreiflich ist.

Er scheint aber mit diesem Werkchen ein erneutes Interesse an weltlicher Poesie überhaupt und am Singspiel im besonderen gewonnen zu haben, denn d. 2 Jahre später 1. November 1780 schreibt er an Elisa¹⁾ bei Gelegenheit der Bekanntschaft mit Wielands «Wahl des Herkules», er hätte den Plan zu einem neuen Singspiele gehabt, dazu ein Lieblingssujet, «das einzige, welches ich in meinem Leben noch in dieser Umkleidung gern hätte darstellen mögen, um mich allenfalls bei unserem Publium wieder auf ein paar Tage zu verewigen,» nämlich die Wahl des Herkules. Die Anlage dazu wäre soeben entworfen. Nun müsste er den Plan aufgeben, denn «wer darf's mit diesem Dichterriesen aufnehmen um den Preis zu kämpfen,» und, «wenn z. Ex. unser einer auf dem Ozean der Weltgeschichte weit und breit herum kreuzt, um irgend ein glückliches Eiland zu entdecken, wo eine kleine Gold- oder Silbermine für unseren Fleiss ergiebig genug wäre, siehe! so hat dieser alles verschlingende Eroberer schon überall seine triumphierende Fahne aufgepflanzt.»

Es ist nun wohl nicht unangebracht, in diesem Zusammenhang auch die anderen weltlichen Dichtungen Neanders zu nennen, die bisher unerwähnt geblieben sind. Sie bilden ja nur ein Anhängsel zu seinem eigentlichen Werk, aber einen notwendigen Bestandteil der Gesamtcharakteristik. Sie sind meist anonym erschienen und Neander's Autorschaft nur durch Aussage anderer belegt.

Von dem 2. Gedicht aus den «Belustigungen des Verstandes und Witzes», das einen weltlicheren Charakter trägt als das erste, ist schon die Rede gewesen. Als nächstes erscheint das «Glück der Schelme» in den «Auserlesenen Oden und Liedern, von verschiedenen Dichtern zum musikalischen Vergnügen in die Musik gesetzt von Joh. Gfr. Müthel.» Hamburg, verlegt v. Christ. Wilh. Brandt 1759. Es wird von Elisa und von Hartknoch in dem mehrfach erwähnten Brief an Gadebusch als ein Werk Neander's bezeichnet.

Müthel ist einer der letzten persönlichen Schüler Joh. Seb. Bachs. Er wohnte in seinem Hause und wurde Zeuge seines Todes. Er war ein sehr begabter Musiker und weist in seiner Art schon etwas über seinen Meister in die neue Zeit hinaus. Er stammte aus Schwerin, kam als Orgel- und Klaviervirtuos nach Riga, wo er zu hoher Anerkennung gelangte.²⁾ Unter

¹⁾ Original in d. preuss. Staatsbibliothek Berlin. Im Katalog nicht als an Elisa gerichtet angegeben, dieses geht jedoch aus dem Inhalt recht unzweifelhaft hervor. Zudem stammt der Brief aus der Sammlung eines Herrn v. Ditmar, der wahrscheinlich identisch mit dem Livländer v. Ditmar ist, dessen sich Elisa in ihrem Alter mütterlich annimmt. Vgl. Balt. Monatschrift Bd. 43. 1896.

²⁾ Moser. Geschichte der deutschen Musik Bd. II. 1928 S. 235.

anderem komponierte er mehrere «eigentümliche»¹⁾ Kantaten und Oratorien von Herder.

Das Neandersche Gedicht ist eine launige, manchmal etwas bittere Satire auf die tugendhaften versteckten Schelme, die ihre Mitmenschen an der Nase herumführen und damit ihr eigenes Glück auf fremden Unglück bauen. Es sind sechszeilige Alexandrinerstrophen, die immer von dem Refrain:

Je ärger Schelm, je besser Glück

begleitet werden.

Persönliche Züge trägt das Gedicht nicht, es sei denn, dass auch hier das Bedürfnis, die Mitmenschen aufzuklären, diesmal über die versteckten Bösewichte, als ein solcher angesehen werden könnte. Es werden alle Berufe, alle Arten menschlicher Betätigung durchgenommen: der Journalist, der Kaufmann, der Freigeist, der Scheinheilige, Montan, der durch «galante Sünden» Phyllis' Herz bestrickt, während der edle Cherillus abgewiesen wird, der reiche Dummkopf, der zu Amt und Ehren gelangt, der harte Gutsbesitzer:

Die Bauern plagt Mäenz, der wohlgeborne Prahler,
Sein Herz ist härter noch, als die erpressten Thaler.
Welch ritterliches Bubenstück!

Indess währt ihm der Schweiss gedrückter Untertanen,
Was an Verdiensten fehlt, ersetzt der Glanz der Ahnen.
Je ärger Schelm, je besser Glück.

Oder der scheinheilige Tartuffe wird verhöhnt:

Tartuffens Ebenbild weiss mit verborgnen Tücken
Und falschen Tugendschein den Pöbel zu berücken,
Welch pietistisch Bubenstück!

Inzwischen glückt es ihm, dem Gleisner, trotz dem Besten
Im Schoss des Müssiggangs den frommen Leib zu mästen.
Je ärger Schelm etc.

oder der Freigeist:

Der Wahnwitz treibt den Star, das Haupt gelehrter Hasen,
Verwegen wider Gott, Vernunft und Schrift zu rasen,
Welch philosophisch Bubenstück!

Gemeine Narren sind den Ketten anvertraut,
Nur für den Freigeist wird kein Tollhaus aufgebaut.

Das Gedicht ist interessant als ein Zeugnis aus dem ersten Jahrzehnt der pastoralen Wirksamkeit Neanders, aus dem uns sonst die Nachrichten fast fehlen, persönliche garnicht vorhanden sind. Der scharfe Ton, in dem es gehalten ist, bildet einen auffallenden Gegensatz zu der Milde der späteren Jahre. Er lässt etwas von dem Feuer spüren, das in dem jungen Prediger brannte, das ihn zu rücksichtsloser Meinungsäußerung zwang, die hier noch schärfer ist, als in dem Königsberger

¹⁾ Moser. Geschichte der deutschen Musik, Bd. II S. 350.

Aufsatz. Hier verstehen wir auch etwas, wie er als Vorkämpfer seiner Ideen war, wie er schon früh bedeutenden Einfluss gewinnen und wie der Führer sein konnte, den wir eben aus den späteren Werken als den heiteren, mild toleranten Beiseitestehler kennen gelernt haben. Wohl erwähnt aber auch Elisa (S. 143), dass er einen leichten Hang zur Satire immer besessen hätte, der sich später in «freundlichen Witz» verwandelte, den «gewöhnlich geistvoller Scharfsinn begleitete». Auch sind hier wohl E. v. Kleists Grab- und Geburtslied mit ihrer scharfen Weltverachtung nicht ohne Einfluss geblieben. Sein Gefallen an diesen beiden Stücken, die zu dem sanften Kleist auch so wenig zu passen scheinen, äussert Neander noch viele Jahre später Elisa gegenüber¹⁾.

Unter Neanders weltliche Poesie sind auch seine poetischen Episteln zu rechnen und zu diesem wiederum das 1764 mit seinem Namen gedruckte Gedicht:

«Liebreiche Einladung eines würdigen Mannes an seinen Freund zum Genuss des Frühlings» von C. F. Neander.

Hartknoch schreibt in dem erwähnten Brief an Gadebusch, es handelt sich dabei um eine Aufzählung aller bisher erschienenen Werke Neanders für Gadebuschs Livländische Bibliothek, ein Lexikon berühmter Livländer im alten Sinne: «Von Neander ist nichts mehr als eine Gedächtnissrede und die geistlichen Lieder heraus. Mehr ist nicht gedruckt, doch ja, jetzt fällt mir ein, dass Grothuss ein kleines Gedicht von ihm hat drucken lassen — Einladung zum Genuss des Frühlings.»

Die Gedächtnissrede ist 1765 gedruckt und ist von Neander bei der Beerdigung des fürstlichen Garde-Rittmeisters Levin von Grothuss gehalten worden. Ob dieser Levin von Grothuss identisch ist mit dem Grothuss, den Hartknoch erwähnt, ist schwer zu entscheiden. Das Gedicht ist schwerlich an ihn gerichtet, denn er ist um die Zeit schon 84 Jahre alt, und so würde die Anrede — «Freund und Bruder» nicht recht passen. Der Gedächtnissrede nach, die überdies ein schönes Zeugnis Neanderscher Frömmigkeit und Sprachmeisterschaft ist, hat Neander dem verstorbenen Greise, dessen edler Charakter sehr gerühmt wird, persönlich nahe gestanden und ihn innig verehrt, doch wird das Verhältnis zu dem 44 Jahre älteren nicht von der Art gewesen sein, wie es in dem Gedicht geschildert wird. Auch scheint der Freund, in der Stadt zu leben, während Levin Grothuss Besitzer der Gross-Berkenschen Güter im Grenzhöfchen Kirchspiel war²⁾, die er 1742 freilich an seinen Neffen Joh. Gebhard von Grothuss verkaufte, wobei er sich aber die lebenslängliche Nutzung vorbehielt. Vielleicht ist dieser Neffe Joh. Gebhard auch derjenige, an den das Gedicht gerichtet ist. Er wurde von seinem Onkel zum Haupt-

¹⁾ Brief v. 10. Dezember 1781.

²⁾ Kloppmann. Kurl. Güterchroniken I. S. 112.

erben ernannt, verkaufte Gros-Berken aber schon 1767 an Magnus von Buttlar, welchem Neander laut einer Obligation vom 24. Juni 1767¹⁾ zu diesem Zweck 1000 Rthlr. Alb. geliehen hatte. Letzterer Umstand ist nicht uninteressant zur Beleuchtung von Neanders Vermögensverhältnissen. Später hat er freilich, scheint es, ziemliche Unannehmlichkeiten damit gehabt. Die Schuld ist erst 1806, also 4 Jahre nach seinem Tode, beglichen worden, und in einem undatierten Brief an seine Tochter²⁾ (wahrscheinlich aus den Jahren 1793—94) klagt Neander, er habe wiederum «eine erschütternde Reise in unserem grünen Korbwagen nach Gross-Berken gemacht, um wieder einmal den Herrn Rittmeister von Buttlar zu sprechen, der aber leider nicht zu Hause war».

Vielleicht ist auch Otto Wilh. von Grothuss gemeint, der 29. III. 1741 in Halle immatrikuliert wurde, also ein Studien-genosse von Neander war. Sein verwandschaftliches Verhältnis zu Levin und Joh. Gebhard war nicht festzustellen. — Ein Herm. Friedr. von Grothuss ist vor 1765 Hauptmann von Doblen und mit Levin Grothuss Vormund der minderjährigen von Werthern auf Aistern³⁾, könnte also auch Neander gekannt haben.

Das Gedicht hat neben manchen Prosaismen, wie etwa der Vers:

Noch sieht man die Lerche dem Aug' sich entschwingen,
 Man höret aus ihr die Zufriedenheit singen.
 und manchem Konventionellen in der Naturschilderung, auch viele Schönheiten und viel Charakteristisches. Hier tritt vielleicht am stärksten diese Umdeutung in der Naturbetrachtung zu Tage, von der im Anfang die Rede war. Der Frühling ist ein Götterjüngling und:

Den Erdkreis belebet ein heisses Verlangen,
 Die Hügel steh'n wartend, es wartet das Feld
 Den lange vermisseten Freund zu empfangen,
 Dich, reizenden Frühling, den Liebling der Welt.
 So wallt mit unruhigen, zitternden Schlägen
 Das Herz einer Braut ihrem Bräut'gam entgegen.
 Ich seh' ihn, ich seh' ihn, den Schöpfer der Freude,
 Es jauchzet die Erde frohlockend ihm zu,
 Holdseliger Jüngling im blumichten Kleide,
 Willkommen o Frühling, wie lieblich bist Du!
 So jugendlich heiter und himmlisch bestrahlt,
 Wie Klopstock die Miene des Seraphs uns malt.

Die letzte Zeile ist bezeichnet. Klopstock ist also auch hier der Verkünder göttlichster Schönheit, besonders für die

1) Archiv des Kurl. Prov. Museums. (Güter 10).

2) Riga, Stadtbibliothek.

3) Kloppman a. a. O. S. 38.

beiden Freunde, aber wer im deutschen Publikum der Zeit erlebte nicht mit ihnen die wonnevollsten Entzückungen, wenn ihm der Name Klopstock genannt wurde? Der fast göttliche Schimmer, der über ihn gegossen war, liess kein Gefühl für das Spiessige dieses Namens aufkommen, wie auch der ungenannte Dichter in den Schriften der Königsberger deutschen Gesellschaft sich kein poetisches Gewissen daraus machte, den — weiss Gott — unschönen Namen Pietsch in feurigsten Dithyramben zu preisen, ja Klopstock selbst Schmidt und Giesecke in die hochtönenden Verse seiner Hain-Ode einflechten konnte.

Auch im Zusammenhang des Neanderschen Gedichtes wirkt der Name Klopstock nicht prosaisch, nicht prosaischer, als wenn Anakreon, Sappho oder Homer genannt worden wären. Zwanglos schliesst sich daran die wirklich poetische Strophe:

Auf einer vergüldeten Wolke Gefieder,
Aus welcher die Fülle der Fruchtbarkeit fliesst,
Lässt er sich siegprangend zur Erde hernieder.
Seht, wie die Freude rings um ihn sich ergiesst!
Da steht er! und unter des Jünglings Sohlen
Erheben sich Saaten, entspriessen Viole.

Übrigens ein Bild, das Kleists «Frühling» entlehnt ist, nur dass dort die Wolke rosenfarben ist. Persönlich wird Neander in den letzten Strophen. Nachdem die Herrlichkeit des Frühlings in allen den allegorischen Bildern geschildert worden ist, besingt er den Genuss, den ein Weiser — «der lebt und empfindet» — aus der Anschauung des Frühlings ziehen kann. Es ist der kultivierte Genuss des vernünftigen Menschen, — «die Freude an der Natur in ihrer höheren Bedeutsamkeit», die Tiedge an Elisa rühmt¹⁾).

Die gröbere Lust überlässt er Toren,
Er fühlt sich zu bess'rem Vergnügen geboren.
Ihm öffnet der Frühling der Schönheiten Schätze,
Ihm zeigt die ganze verjüngte Natur
Der ewigen Weisheit vollkomm'ne Gesetze,
Der ewigen Güte gesegnete Spur,
Sie reizt ihn, die Freundlichkeit Gottes zu schmecken,
Und wird ihn zu Dank voller Ehrfurcht erwecken.

Hier ist die Natur nun endgültig aus ihrem eigenen Dasein in die Sphäre des göttlichen Wirkens erhoben. Der Pöbel kann diese Erhebung nicht vollziehen, darum ist ihm der wahrste Genuss versagt, er:

Empfindet und denkt wie Tiere,
Drum freut er sich ebenso niedrig wie sie,
O glaubt nicht, dass ihn die Schönheit recht rühre,
Er sieht sie, und dennoch genießt er sie nie.

¹⁾ Brockhaus. Zeitgenossen 1818 S. 16.

Wohl aber vermag es der Weise, und für ihn ist die Schönheit überhaupt erst geschaffen:

Uns, uns zu vergnügen, uns, uns zu entzücken,
Die wir uns des Lebens vernünftig erfreun(!)
Muss jedes Gefilde izt recht festlich sich schmücken,
Uns lächelt die Wiese, uns grünet der Hain,
Uns locken der Pflanzen unzählbare Arten,
Für uns ist die Erd' ein erquickender Garten.

Er ruft nun den Freund, sich mit ihm zu freuen:

O Bruder! Die Vorsehung schenket uns beiden
Zu edlern Vergnügen ein fühlendes Herz,
Izt ruft uns der Lenz zu unschuldigen Freuden.

Er möge nicht säumen zu kommen, denn wie rasch kann der Tod sie einander entreissen, und statt sich gemeinsam des Frühlings zu freuen, könnte einer an dem Grabe des anderen weinen, noch aber wäre Zeit:

Noch brennet ein jugendlich Feuer im Busen,
Noch währet der Frühling, noch lebe ich Dir!
Was säumest Du. Bruder, komm', komme, — die Musen,
Die Freindschaft und Doris erwarten Dich hier,
Bezwinge doch endlich den zweifelnden Willen,
Der wartenden Liebe Verlangen zu stillen.

Interessant ist vor allem diese Einstellung zur Natur, nicht als einer autonomen Wirklichkeit, sondern einem vom Menschen und für den Menschen geschaffenen Zusammenhang von Vernunft-gesetzlichkeiten. Spinoza und Leibniz hatten das materielle Eigendasein der Natur zerstört, der eine sie vergottet, der andere sie vergeistigt. Letzte kleine und kleinste Teilchen dieser beiden grossen Systeme spiegeln sich ganz ungewollt in diesem kleinen Gedicht Neanders wieder, der Spinoza vielleicht nie gelesen hatte und Leibniz nur aus Wolff und Baumgarten kannte. Wolffische Vernünftigkeit spuckt ja auch noch in der «vernünftigen Freude», das Ganze, auch die botanische Einstellung («der Pflanzen unzählbare Arten») ist Klopstockisch, vor allem aber wohl Kleistisch, wenn auch dieser Name nicht genannt wird, verklärt und poetisch empfunden, denn die beiden hatten ja zu Wolff und Gottsched das wahrhaft Dichterische gebracht.

Typisch ist auch der Gedanke an den Tod, der im 18. Jahrhundert überhaupt eine grosse Rolle spielt, alle Dichter und Dichterlinge unendlich oft beschäftigt, ohne dass auch nur einer zu seiner wirklichen Anschauung und zur Erkenntnis kommt: «Es ist ein Schnitter, heisst der Tod, hat G'walt vom höchsten Gott.» Das Problem ist auch bei Neander's geistlicher Dichtung behandelt worden, wo es auch mehr am Platze ist. In einer leichten poetischen Epistel hat der Tod in all seiner Tiefe und Furchtbarkeit natürlich keine Berechtigung, die ganze Stelle ist auch mehr als spielerische Drohung aufzufassen, aber

doch ist gerade auch das Spielerische charakteristisch. Dem vernünftigen Menschen des 18. Jahrhunderts fiel es so schwer, eine reale Macht ausserhalb seiner selbst und seiner Vernunft anzuerkennen, und der Tod ist schlechthin die einzige Realität, die sich nicht erfassen und irgendwo einordnen lässt. Gott, Naturgesetz, Schicksal, alles liess sich begreifen, das letztere vielleicht am wenigsten, aber doch, Gott war der bequemste von den Dreien, indem man ihm ein Dasein nur in der Vernunft zuweisen konnte. Das Mittelalter setzte hinter den Tod wie hinter alles Unbegreifliche Gott und Gottes Willen, später ist es mehr der personifizierte Sensenmann. Mit dem allen konnte man jetzt nichts anfangen, ihm aber sein absolutes Dasein lassen, konnte man auch nicht. So versucht man ihn ins Leben hineinzuziehen, etwas zögernd und abwartend zunächst, man versucht auch ihn der Realität zu entkleiden, ist erstaunt, dass gedanklich auch das geht, und beginnt ihn spielerisch zu behandeln.

Merkwürdig sticht dann gegen die Grundstimmung des 18. Jahrhunderts eine Persönlichkeit wie H. v. Kleist ab, bei dem der Tod, wie auch alle elementaren psychischen Kräfte (Liebe, Hass, Furcht) endlich elementar gefasst werden. Er ist der erste und einzige, der sie wieder erlebt, denn auch die Ganz-Grossen, die Klassiker, haben diese elementare Einstellung noch nicht.

Es soll mit dem eben Ausgeführten nicht behauptet werden, diese kleine, entschieden aus einer Augenblicksstimmung hingeworfene Epistel wäre ein absolut sicheres Dokument Nanderscher Weltanschauung. Es soll auch nicht behauptet werden, nichts an dem Gedicht könnte zufällig, sondern alles weltanschaulich bedingt sein. Es sollte bloss gezeigt werden, wie man Werk und Dichter in die Zeitstimmung und Zeitanschauung einordnen könnte, wenn man die Zufälligkeiten als Bedingtheiten fasst.

Andere Episteln sind die schon erwähnte an den Bruder, die Elisa in ihrem Büchlein wiedergibt, und poetische Einflechtungen in Briefen, erhalten nur in der Sammlung der Briefe an Elisa, aber wohl auch sonst häufig von ihm gehandhabt.

Die Epistel an den Bruder ist inhaltlich schon besprochen worden, sie schildert das heitere Idyll seines Eheglücks. Sie ist viel lebendiger und unmittelbarer als die eben behandelte. Die dichterische Form entspringt einem elementaren Bedürfnis:

— — — ich muss es Dir nur sagen.

Dass meine Feder heut' nichts — nichts als Verse spricht.

Warum? — Doch wer wird immer fragen,

Denn das Warum weiss man oft selber nicht.

Der Zweck des Briefes ist, sich «die philosoph'schen Dünste zu zerstreun», und

Kein Gedanke soll mein fliessend Lied entweihen.

Da ist schon der schärfste Gegensatz zu der Grotthusschen Epistel gegeben, es liegen ja auch ungefähr 10 Entwicklungsjahre dazwischen. Der Grundcharakter ist nur Heiterkeit und Lebensfreude, ohne alle Reflexion. Darum ist die Form auch so spielerisch heiter, bezeugt aber gerade im Spielerischen eine gewisse Meisterschaft in Vers und Rhythmus, ein sicheres Jonglieren, das sich nur ein Beherrscher erlauben kann:

Sie kömmt, die Reimkunst, kömmt in ungestörtem Lauf,
Mir ihren Beistand gütig zu verleihn.

Plötzlich wird das Versmass geändert, der «muntere Dactylus» gebraucht und das Wesen der Reimkunst besungen:

Wie auf Erwartung des ähnlichen Falles
Gänzlich die Logik der Tiere sich gründet,
Ebenso sinnreich belauscht und erfindet
Jeglicher Reimer die Gleichheit des Schalles.
Wie schlaue Vögel die sonnenden Mücken,
Um sie zu erhaschen, gar listig berücken,
So muss auch dem Dichter der Silbenfang glücken.
Oft haben Reime selbst herzlich gelacht,
dass sie der Zufall zusammengebracht.

Nach einem kleinen Excurs setzt dann die eigentliche Schilderung ein: Doris, die Gattin, mit dem kleinem Töchterchen am offenen Fenster, er mit dem Sohn, der neugierig jedes Hälmschen betrachtet und auch die Lerchen unbedingt sehen möchte, im Garten.

Die kleine Schwester will ihm nach — —
und lallt und sieht die Mutter zärtlich an,
Die Zähren des Gefühls nicht mehr verbergen kann,
Und ich entküss' sie ihr, die mütterliche Zähre
So bring' ich meine Schäferstunden zu,
Und mir gebriecht zur höchsten Seelenruh
Nichts, Bruder, als ein Freund wie Du.

Auch hier, in dieser wirklich lebendigen Schilderung, Welch ein Gegensatz und welche bedeutende Entwicklung gegenüber den Gedichten der «Belustigungen»!

Elisa gibt dann auch noch die Gegenstände an, über die Neander Episteln an seinen Bruder verfasst hat, von denen auch sie schon berichtet, dass sie nicht mehr aufzufinden sind. Es sind ihrer 6, und zwar:

1) Moralische Untersuchung, ob es für eine Todsünde zu halten sei, wenn ein Bruder dem anderen eine geraume Zeit auf 2 bis 3 Briefe Antwort schuldig bleibt? —

2) Ein Traum von den Nächten Zachariä.

3) Beweis, dass das Stadtleben das Gedächtnis schwäche.

4) Dass es erlaubt sei mit einem Freunde eine gute halbe Stunde zu verschwatzen, um von ernster Arbeit auszuruhen.

5) Ob die Stadtuhren schneller als die Landuhren gehen? Nebst einer Anmerkung der ewigen Klage der Städter über Mangel an Zeit.

6) Von der schweren Kunst, in Gedanken, Worten und Werken zur rechten Zeit aufzuhören.

Alle diese Episteln sollen «sehr launig und geistvoll» gewesen sein und es ist natürlich sehr zu bedauern, dass sie nicht erhalten geblieben sind.

Von den Einschiebseln in den Briefen an Elisa von der Recke ist nur eins in dem Brief vom 16. April 1782 nennenswert, das in einem schwierigen Metrum, das öfters zu kleinen Entgleisungen führt, Elisas Frühlingsgenuss in Gesellschaft ihrer Schwester, der Herzogin, schildern soll. Das Ganze ist unfrei, gekünstelt und auch im Ausdruck oft ungeschickt, ja banal. Flora lässt unter den Füßen der Lustwandelnden einen Teppich spriessen, Luna schaut auf sie herab, während sie sich mit einer «wonnigen Zähre» im Auge und «Himmelsvorgefühlen» dem Naturgenuss hingeben.

XII.

Freundschaft und Briefwechsel mit Elisa von der Recke.

Es sind nun die letzten Jahre des literarischen Schaffens Neanders zu betrachten und die letzten, freilich noch recht zahlreichen Jahre seines Lebens, die aber eigentlich nur dadurch bedeutsam sind, dass er Zuschauer der wichtigen Ereignisse der Jahrhundertwende wurde, während seine eigene Wirksamkeit immer stiller und beschränkter wird, so dass sein Leben nun immer mehr dem stillen Feierabend des Sämanns gleicht, der die von ihm gestreute Saat dankbar aufgehen und Frucht tragen sieht, dankbar aber auch des Umstandes gedenkt, dass er sie aussäen durfte.

Das Jahr 1779 bringt die 3. Auflage der 1. Sammlung seiner Lieder. Die zweite bleibt damit immer noch auch die letzte.

Dasselbe Jahr 1779 ist auch noch durch zwei andere Ereignisse wichtig: erstens durch die Heirat des Herzogs Peter mit Dorothea von Medem, Tochter von Neanders Jugendfreund, und zweitens durch die Cagliostroaffaire, die sich im Frühjahr und Sommer dieses Jahres in Mitau abspielt und das kleine bescheidene Herzogstädtchen später vor die Augen des aufgeklärten und nicht aufgeklärten Europas bringen sollte. Das erstere ist für Neanders Leben dadurch wichtig, dass es ihn dem Herzog und dem Hofe näher bringt, und wenn er auch diese Stellung nie zu irgendwelchen egoistischen Zwecken ausgenutzt hat, — denn selbst eine Bitte um die Anstellung des eigenen Sohnes bereitet ihm unendliche Gewissensbisse, — so hat sie doch indirekt gewiss eine Bedeutung für ihn gehabt. Das Zweite wird da-

durch bedeutsam, dass es von entscheidendem Einfluss auf Neanders Beziehungen zu Elisa von der Recke wurde.

Wann diese überhaupt eingesetzt haben, ist weder aus dem erhaltenen Briefwechsel, noch aus Elisas eigenen Aufzeichnungen und Briefen¹⁾ ersichtlich. Es scheint, dass Elisa ihn zuerst aus seinen Liedern und aus Erzählungen anderer gekannt habe. So schildert sie es auch in dem Geburtstagsgedicht an Neander, das ihrer von Hiller herausgegebenen Liedersammlung vorangesetzt ist. Leider sind ihre Aufzeichnungen alle stark romanhaft überarbeitet und in ihren Zeitangaben sehr ungenau, sonst könnte man glauben, Neanders Lieder seien noch vor ihrem Druck in Kurland bekannt gewesen und gesungen worden, denn sie berichtet, dass sie sie schon im Hause ihrer Grossmutter auswendig gelernt habe, als ein Kind von 8–9 Jahren, was in das Jahr 1763 fallen würde, also ca. 3 Jahre vor dem Erscheinen. Es ist möglich, dass dies der Fall war, denn in ihrer Neander-Biographie gibt sie an, der allgemein beliebte Arzt, Hofrat Lieb, hätte zu diesen Liedern, Melodien verfasst, und es wäre nicht unmöglich, dass in Familien, die beiden Männern nahe standen, die Lieder und Melodien schon früher bekannt wären.

Aus Neanders Liedern lernte Elisa, wie sie oft berichtet, die ersten Begriffe von Religion und Tugend kennen, seine Persönlichkeit wurde ihr dadurch immer lieber, und sie sehnte sich nach seiner Bekanntschaft und Freundschaft. Diese ist ihr erst spät zuteil geworden. Noch 1777 schreibt ihr Bruder Fritz an Bernhard Becker²⁾, er hätte «den ehrwürdigen Neander» bisher nur einmal gesehen, fügt aber hinzu: «Sowohl aus seinen Liedern, als auch durch den Mund anderer kenn' und schätz' ich ihn als Menschen, Dichter und Philosophen».

1777 setzt aber auch der Briefwechsel zwischen Elisa und Neander ein, von dem 88 Briefe Neanders erhalten sind, die Elisa gesammelt und in ihrem Testament der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst vermacht hat.

Der Neandersche Brief vom Dezember 1777 wirft ein gewisses Licht auf die Art ihrer nunmehr angeknüpften Beziehungen. Danach sind sie vorwiegend literarisch: Gedankenaustausch über Gelesenes, Neanders Kritik an Elisas dramatischem Versuch, einem Trauerspiel, dessen Heldin an Clarissa erinnere. (Es ist wohl dasselbe, das Fr. Partbey um dieselbe Zeit auf der Reise nach Strassburg an einem Theater anzubringen hofft).³⁾

1) herausgegeben von P. Rachel. Leipzig 1901/2.

2) in J. L. Blessig: Leben des Grafen J. Fr. v. Medem, Strassburg 1792. II. S. 36.

3) Rachel II. S. 62.

Der eigentliche Vertraute Elisais in jener für sie so schweren Zeit ihrer Ehekonflikte scheint nur der Pastor Martini gewesen zu sein.

Die nächsten beiden Briefe stammen vom Januar und Oktober 1779, also gerade vor und nach der kritischen Zeit der Cagliostrobegeisterung, der letztere aber auch zum Beginn der zweiten Krise, in die Neander überhaupt erst eingriff. Der Cagliostrosache selbst hatte er ferngestanden, räumlich, denn sie spielte sich in Mitau ab, geistig, weil er ihr so wenig Bedeutung beimass, dass er sich auch nicht besonders bemühte, Elisa von ihren Schwärmereien abzuhalten, deren Grundlosigkeit sie, seiner Meinung nach, wohl bald selbst einsehen würde. Es gehört ja überhaupt zu den vielen Unbegreiflichkeiten und Ungereimtheiten des Jahrhunderts der Aufklärung, dass ein so plumper Betrüger wie Cagliostro mit seinen fast naiv anmutenden Experimenten halb Europa hinters Licht zu führen vermocht hatte, und dass die Sache seiner Entlarvung zu einer europäischen Angelegenheit werden konnte, an der sogar die grosse Semiramis des Nordens — Katharina II. sich gemüssigt fühlte, persönlich teilzunehmen und Cagliostro in selbstverfassten Lustspielen zu verspotten.

Die Sensation, die dieser in Mitau machte, war nicht grösser, als die in Paris und Strassburg, wo es eine Cagliostro-Mode in Hüten, Uhrketten, Ringen etc. gab¹⁾, und ein Lavater sagen konnte: «Ich glaube, die Natur formt nur alle Jahrhunderte eine Gestalt wie diese; — ich halte ihn für einen Mann, gegen welchen hundert, die seiner spotten, nur Knaben zu sein scheinen²⁾».

Auch hier beschäftigen sich ernsthafte und aufgeklärte Männer mit seinen Experimenten, und wenn man auch Elisais Vater mit seinem weichen Charakter und einem grossen Interesse für Alchimie und Freimaurerei eine gewisse Kritiklosigkeit zutrauen könnte, so wird man doch einen O. H. von der Howen, den späteren Politiker und Gegenspieler des Herzogs bei der Angliederung an Russland, und den Hofrat Schwander, den Lessingverehrer, nicht für Schwärmer halten und sich wundern, dass sie überhaupt, wenn auch nur um ihn eventuell zu entlarven, sich ernsthaft mit ihm beschäftigen konnten.

Von dem Verlauf der Cagliostroschen Operationen gibt Elisa in ihrem 1787 bei Nicolai ersshienenen Büchlein, das auch ihr ihre europäische Berühmtheit und die Gunst Katharinas erwarb, eine anschauliche Schilderung. Sie war von allen wohl mit dem grössten Feuer hineingegangen, verfiel dann aber in das krassste Gegenteil. Schwander gab ihr den eben erschienenen Nathan als heilsames Mittel gegen die Schwärmerei in die Hand, und er tat seine Wirkung. Elisa begnügt sich aber

¹⁾ J. Eckard: Cagliostro in Mitau, Baltische Monatschrift Bd. 10, S. 324 ff.

²⁾ zit. in einem Brief Neanders an Elisa v. 24. XI. 1786.

nicht damit, sie liest auch die Fragmente und nach Tiedges Worten¹⁾: «diese und ihr Vertreter, der nie Unrecht haben konnte, überraschten den Frieden in ihrem stillen Heiligtum und setzten ihr frommes, gläubiges Gemüt in eine schwankende Stimmung. Da wurden Neanders Worte ihre Führer aus dem Labyrinth, wohinein jene Stimme sie verlockt hatte.» — Hier wurde nun sein Einfluss entscheidend, während er vorher nur gelegentlich sie ermahnt hatte, in der Schwärmerei nicht zu weit zu gehen, im allgemeinen aber nicht besonders energisch auftrat, denn, während Schwander ihr Lavater, Stilling und Young zu lesen verbot, findet sich in dem einen Brief aus der Zeit ein Zitat aus Young und die anderen geben ganz ihrer empfindsamen Stimmung nach, ja Elisäs Verkehr mit Lavater wird als besonderer Vorzug hervorgehoben²⁾).

Lavater war damals überhaupt in Kurland modern geworden. Im kurischen Oberlande merkwürdigerweise, einer noch heute durch die Rauheit und Urwüchsigkeit ihrer Bewohner bekannten Landschaft, hatte sich eine förmliche Lavatergemeinde gebildet, die ihn «vergötterte» und mit ihm «schwärmte», bis der schon öfters erwähnte Probst G. F. Stender sich gemüsstigt fühlte, im Namen der gesunden Vernunft dagegen aufzutreten und 1771 eine Schrift veröffentlichte: «Gedanken über die Lavaterischen Aussichten in die Ewigkeit in Briefen an Seine Hochwohlgeboren Herrn Landeshauptmann von B.*.*.» Dieses führte zu einem einmaligen Briefwechsel zwischen Stender und Lavater, der ziemlich scharf war, ersterer übersetzte dann aber trotz allem Lavaters christliches Handbüchlein ins Lettische³⁾).

Die Krisen, die Elisa v. d. Recke während und nach Cagliostros Aufenthalt in Mitau durchlebte, brachten sie Neander wirklich nahe. Er wurde nun für eine Zeitlang ihr geistiger Führer, ja ist es auch in beschränkterem Masse bis zum Schluss geblieben, als sie schon längst selbst eine Rolle unter den schönen Geistern ihrer Zeit spielte und ihre nicht geringe Berühmtheit erlangt hatte. Tiedge stellt es dann in seiner erwähnten Elisa-Biographie, die ja zu ihren Lebzeiten und sicher nicht ohne ihr Mitwissen, vielleicht auch auf ihren Wunsch geschrieben ist, so hin, als hätte sie mit ihrer Biographie Neanders diesem ein Denkmal der Dankbarkeit setzen wollen für seine Führung überhaupt und besonders für diese Rückführung zum Glauben und zur Kirche.

Womit Neander auf ihrer Seele eingewirkt hat, und wie diese Bekehrung vor sich gegangen ist, ist aus den Briefen

1) E. v. d. Recke in Brockhaus Zeitgenossen III. 1818 S. 62 ff.

2) Elisa war durch den Dichter und Akademieprofessor G. D. Hartmann mit Lavater in Berührung gekommen und stand mit ihm in Briefwechsel.

3) vgl. Stender an Gadebusch 12. IX. 1776 in Gadebuschs Briefwechsel, Riga, Altertumsgesellschaft.

nicht zu ersehen, nach dem letzten aus dem Jahre 1779 tritt ein Einschnitt ein, und der nächste stammt vom Juli 1780, dem der oben erwähnte der preussischen Staatsbibliothek gehörige vom November 1780 folgt. Von da an ist aus jedem Jahr bis 1792 eine reichliche Anzahl von Briefen vorhanden, die nur in den Jahren, wo Elisa auf Reisen ist, vermindert wird. Es ist kein Zufall, dass die Briefe aus der entscheidenden Zeit fehlen. Sie waren wohl zu intim, um auch nach dem Tode der dabei beteiligten Personen bekannt zu werden, auch wollte Elisa mit ihrer Schenkung an die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst ein Andenken an Neanders Persönlichkeit überhaupt, abgesehen von dem Verhältnis zu ihr selbst, stiften, wenn sie in ihrem Testament sagt¹⁾: «Die Bibliothek der Mitauschen literarischen Gesellschaft erhält nach Tiedges Tode zu einem Andenken die Briefe unseres hochverehrten, seligen Präp. Neander. Diese geistreichen Briefe des edlen Greises stellen es dar, wie hell der Verehrte über alle Zweige der Literatur dachte, und wie wohlthätig dieser erhabene Gottesgelehrte auf mein damals schwärmerisches Gemüt wirkte.» Dieser letzte Zusatz entkräftigt die vorhergehende Behauptung nicht, denn tatsächlich sind aus der wirklichen schwärmerischen Zeit Elisäs nur ganz wenige Briefe vorhanden, und das Gros stammt aus einer späteren Zeit, wo sie schon längst zur wahren Vernunftsreligion bekehrt worden war.

Wenn nun die Briefe auch keinen Aufschluss über den Beginn der Freundschaft geben, denn so kann man wohl das Verhältnis, trotz der Ungleichheit der Personen nennen, und auch keine Zeugnisse aus der Zeit von Neanders entscheidendem Einfluss enthalten, so geben sie doch ein anschauliches Bild von der Art und dem Grundton der Beziehungen, wie sie sich später gestalteten und sind neben 4 Briefen an andere Personen und einem Paket loser Blätter, die in der Hauptsache Auszüge aus Gelesenem enthalten, das einzige Dokument von Neanders eigener Hand und das einzige unmittelbare Zeugnis seiner literarischen Urteile und Lebensanschauungen. Es ist darum nicht unwichtig, etwas auf sie einzugehen. Von den 4 übrigen erhaltenen Briefen Neanders sind 2 an seine Tochter Julie, 1 an Bernhard Becker²⁾ und 1 an den Buchhändler Hinz in Mitau gerichtet. Es ist überaus reizvoll, einen Blick in das Verhältnis der beiden, wie es die Briefe wiederspiegeln, zu tun. Es liegt etwas von Rokokograzie darüber, und ein Schimmer feiner, gesellschaftlicher Kultur, die an dem Kurländer in seinen guten Zeiten immer gerühmt worden ist. Nie verleugnet Neander

¹⁾ p. 24 abgedr. bei O. Clemen. Briefe an E. v. d. Recke. S. 9 f.

²⁾ Lehrer der Herzogin Dorothea und Bruder von Elias's Freundin Sophie. Er war, obwohl viel jünger, ein leiblicher Vetter Neander's und stand, selbst ein hochgebildeter und hochbegabter Mann mit ihm in nahem Gedankenaustausch. Seine Gedichte erschienen im Teutschen Merkur, deutschen Museum, Berl. Monatschr. u. a. Zs.

den «erhabenen Gottesgelehrten», wenn es darauf ankommt, aber er ist auch nie aufdringlich und salbungsvoll, es ist immer etwas von einem alten Kavalier an ihm, der sich ritterlich vor der Dame verneigt, auch wenn sie seine Tochter sein könnte, und wenn er auch in einem durchaus väterlichen Tone spricht. Er ist voll wahrer Hochachtung, ja Bewunderung für ihren Geist und ihre edle Gesinnung, die auch sonst alle, die ihr begegneten, entzückten, dabei doch immer seiner Führerschaft und Verpflichtung dazu bewusst, er handhabt sie aber immer vorsichtig und ganz seiner milden, duldsamen Art gemäss. Nie wettet er gegen eine Sache, sondern findet Worte leichten, aber scharfen Spotts, die viel wirksamer sind. Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit entledigt er sich des schwierigen Geschäfts, ihre Dichtungen zu korrigieren. Sein Urteil ist immer absolut ehrlich und nie durch Schmeichelei getrübt oder verändert, aber immer findet er zum Schluss doch einige Worte, eine chevalereske Wendung, die die Schärfe der Kritik nicht mildert, ihr aber die Bitterkeit nimmt und jede Verstimmung unmöglich macht. Manchmal färbt er sie humoristisch, wofür freilich die gänzlich humorlose Elisa wenig Verständnis haben konnte. In demselben Brief¹⁾ wird er aber in einer anderen Sache, die ihm wirklich am Herzen liegt, ganz ernst. Elisa wollte privat bei dem Pastor Ruprecht, der ihr seiner modernen Gesinnungen wegen sympathisch war, — sein Name begegnet öfters in dem Herder — Hamannschen Briefwechsel, — das Abendmahl nehmen, und er sieht darin einen Verstoss gegen das Wesen des Altarsakraments überhaupt. Hier ist er ganz Priester und ganz Kirchendiener, und es ist keine lebenswürdige Phrase, sondern ernste Ermahnung, wenn er sie «aufgeklärte Anbeterin Gottes» anredet.

Sie erscheint in den Briefen (leider ist keiner von ihrer Hand erhalten) nur indirekt, und es ist schwer, ihr Wesen fehlerfrei zu rekonstruieren. Im Anfang ist sie die willig, ja mit einem gewissen Enthusiasmus sich der Führung Hingebende. Als der Briefwechsel einsetzt, ist er 54 und sie 23. Sie ist aber durch ihr schweres Leben und früh einsetzende geistige Beschäftigung reifer als man annehmen könnte. Eine gewisse Naivität hat sie bis ins Alter hinein behalten.²⁾ Es ist etwas von jugendlicher Wichtigtuerei mit geistigen Dingen dabei, aber auch ehrliches Streben und dieses brennende Interesse für literarische Fragen, das dem 18. Jahrhundert so eigentümlich ist, selten noch ein eigenes Urteil. Auch ihre Schwärmereien treten zutage, auf die er eingeht, oder die er milde und leise spöttelnd zu bekämpfen sucht. Dann reift sie immer mehr zur Gebenden heran. Sie vermittelt mit der grossen Welt da draussen, mit

¹⁾ v. 22. III. 1783.

²⁾ Vgl. z. B. eine Schilderung, wie die von E. v. Binzer: 3 Sommer in Löbichau. Stuttgart 1877.

der sie seit ihrer ersten Reise zum grössten Teil auch in unmittelbaren Beziehungen steht. Auch ihre Stellung seit der Heirat der Schwester ist viel glänzender geworden. Dankbar empfängt er alles, was sie ihm vom Reichtum ihrer Welt mitteilt, sie ist auch neben Schwander und z. T. Bernh. Becker seine Bücherlieferantin und Vermittlerin, besonders für alle periodischen Erscheinungen, die ihr bei ihren reichlicheren Mitteln leichter zugänglich waren. Von ihr erhält er regelmässig den Teutschen Merkur, Nicolai's Berliner Monatsschrift und Allg. deutsche Bibliothek. Die Hamburgische Zeitung scheint damals auch in Kurland eine Art Hausblatt gewesen zu sein. Kurze Zeit, während seine Söhne in Jena studieren und im Herderschen Hause oder bei der Dichterin Bohl in Lobeda verkehren, übernimmt Neander diese Rolle des Vermittlers, aber schon zwei Jahre darauf reist Elisa hinaus, und es erschliesst sich ihr die ganze reiche Welt da draussen unmittelbar. Es ist aber merkwürdig, dass er trotzdem nie den Eindruck eines von dieser Welt Abgeschnittenen macht, was er doch tatsächlich war. Nicht nur, dass er in allen literarischen Ereignissen immer au fait ist, sondern auch die ganze Welt jenseits der Grenze ist ihm so nah und lebendig wie damals 1744, als er sie auf immer verliess. Er hat alle ihre Wandlungen miterlebt, die ja im Wesentlichen auf literarische Entwicklung hinausliefen, und er ist ihr nicht fremd geworden in den 40 und mehr Jahren. Auf seiner Seite ist auch das sicherere und reifere Urteil, dem Elisa doch immer wieder mit Achtung und Ehrfurcht begegnen muss. Es stammt, weil er auf seiner weltabgeschiedenen Grenzhöfchen Pfarre alle neuen geistigen Bewegungen und den ganzen Reichtum des Jahrhunderts wirklich erlebt hatte, aus tiefster Lebenserfahrung, wenn er auch seine eigentliche Schule niemals verleugnet.

Er bleibt immer der empfindsame, ganz leicht pietistisch angehauchte Rationalist und der Vorklassiker. Neander ist 1723 geboren, dass muss man sich auch hier vergegenwärtigen, um seine geistige Haltung gerade jetzt in der zweiten Hälfte und im letzten Viertel des Jahrhunderts zu verstehen. Er ist höchstens Zeitgenosse aller der führenden deutschen Geister, meist aber älter, ja sehr viel älter als sie, vor allem als die Klassiker, denen ja diese Zeit und die nächste Zukunft, die er nicht mehr erlebt, gehört. Er ist ein Jahr älter als Kant und Klopstock, 6 Jahre älter als Lessing, 10 Jahre älter als Wieland, 21 Jahre älter als Herder und 26 Jahre älter als Goethe. Als der eigentliche Aufschwung des deutschen Geistesleben sich vorbereitet, beginnt der Abstieg seines Lebens. Man täuscht sich leicht darüber, wie sehr die grosse Weimarische Zeit rein chronologisch ins 19. Jahrhundert, oder zum mindesten an die Jahrhundertwende gehört. Neander's geistige Lehrmeister waren die Franzosen, Gottsched ihr Interpret und Einpauker, Klopstock, Wieland, Lessing, obwohl Zeitgenossen, das erste gewaltige

Erlebnis der eigennationalen Literatur. Von diesem Eindruck wird er für sein ganzes Leben nicht mehr frei. So darf es uns nicht wundern, wenn in den Briefen der Name Goethes trotz Werther, Götz und Iphigenie nur einmal begegnet, — noch einmal nur in einer Anekdote, deren Hauptheld Wieland ist, Schiller überhaupt nicht, trotz der Räuber.

Herder begegnet öfter, liegt aber schon näher. Den Sturm und Drang erlebt Neander als reifer Fünfziger, den bei aller Jugendlichkeit seines Geistes dieses leidenschaftliche «in tyrannosgeschrei» nicht mehr unmittelbar packen konnte.

So bleibt nun Wieland sein Lieblingsdichter bis ins späte Alter hinein. Noch in dem in anderem Zusammenhange erwähnten Brief an seine Tochter von 1792/93 schreibt er: «Be-komme ich einen Anfall von Verdruss und Ärger, woran es auf der letzten Neige dieses philosophischen Jahrhunderts auch nicht mangelt, so kurier ich mich durch Lesung der allgemeinen Literatur-Zeitung und durch Wielands Göttergespräche.» Von allen Werken Wielands scheint der Oberon ihn am stärksten gefesselt zu haben, er wird nicht müde, sein Lob zu singen, auch als Elisa, nachdem sie ihn gelesen, doch dem Messias den Vorzug gibt. Er verweist sie, man könne die beiden nicht vergleichen und überschüttet sie dann mit Zitaten und langen Auszügen, die die Vortrefflichkeit gerade der empfindsamen Stellen im Oberon nachweisen sollen. Mit grösster Freude erzählt er dann eine Anekdote, die ihm ein Sohn aus Jena mitteilt, wie Goethe vom Oberon gefesselt worden sei und über der Lektüre sogar die Staatsangelegenheiten vergessen habe. In demselben Brief erzählt er auch, Wieland habe der Bohlin gesagt, er beabsichtige, ein neues Epos zu schreiben, obgleich er gemeint habe, nach dem Oberon sei «der Schreibdämon» aus ihm gefahren. Der Sohn hätte nun «von einem gewissen Vulpius, der hier die Korrekturen aller poetischen Schriften Wielands besorgt», erfahren, das Epos würde Tristram heissen. Ein Werk mit diesem Titel findet sich unter Wielands Schriften nicht, ist danach wahrscheinlich nicht zustande gekommen.

Der Name Goethes taucht sonst nur noch einmal auf, als von einem englischen Roman mit einem Stellakonflikt die Rede ist, wobei Neander meint, «Goethe würde wohl allenfalls auf gut morgenländisch den Knoten zerhauen haben. Für eine so überspannte Idee war die britische Verfasserin zu klug und zu christlich gesinnt». ¹⁾ Dann teilt er einmal mit, er habe neben Wieland (auch hier als erster genant) Succow, Scheidemantel und Lessing Goethe in «Gipsgestalt» in seinem Schreibzimmer stehen. ²⁾ Ein wirklich lebendiges Verhältnis zu Goethe scheint Neander nicht gehabt zu haben, Elisa ja auch nicht, obgleich

¹⁾ Briefe vom 10. Dezember 1781.

²⁾ Mittw. vor Himmelfahrt. 1783.

sie ihn später persönlich gut gekannt hat, ja nach Parthey's Aussagen ein Modell für die Makarie abgegeben hat.¹⁾

Bemerkenswert ist Neander's Urteil über den Nathan. Der Brief vom 28. Oktober 1779, der es enthält, ist in der Mitauischen Sammlung nur in einer Abschrift vorhanden. Am oberen Rande steht von Elisa's Hand: «wird in den Bogen 3 neben dem Briefe № 3 eingebunden.» — Der Originalbrief ist 1896 Ludwig Geiler in einem Autographenkatalog von O. A. Schulz in Leipzig — «Friedrich der Grosse und seine Zeit mit der Berücksichtigung der geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts,» — begegnet, und er druckt den über Nathan handelnden Passus in der Allgemeinen Zeitung des Judentums 60. Jahrgang Oktober 1896 № 40 S. 475, ab als ein Zeugnis für die «humane, aufgeklärte Stimmung des 18. Jahrhunderts.» Der bei aller Toleranz und Aufgeklärtheit doch streng protestantische Theologe, Neander, der später (23. April 1788) sich durchaus spöttisch über die Religionsvereiner äussert, schreibt hier: «Lessings Nathan ist und bleibt indess trotz aller verwahrloster Köpfe, die sich daran ärgern, ein heller Spiegel unverkünstelter Menschlichkeit und selbst echter religiöser Tugend. Nur von Vorurteilen entfesselte, privilegierte Seelen werden's recht goutieren.» — Neander hat ihn schon gelesen, als Elisa anfragt, ob sie ihn ihm nicht schicken soll. Er beglückwünscht sie nun dazu, dass auch sie zu diesen «privilegierten Seelen gehöre», denn wenn dies nicht der Fall wäre, müsste er, und wenn sie Kaiserin wäre» mit weit geringer Hochachtung sein Ihr etc. — Neander.»

Der Nathan findet also Neander's rückhaltlose Anerkennung, anders steht es mit der «Erziehung des Menschengeschlechts,» von der er meint, jeder hätte seine Brille, er wolle sich mit seiner eigenen behelfen und liesse den Verfasser auf seinem Hügel stehen und in die unermesslichen Fernen sehen. —

Moses Mendelsohn bezeichnet Neander einmal (30. September 1783) als einen «unserer tiefsten Denker», am nachhaltigsten von allen Philosophen hat ihn aber Kant beschäftigt. Beeinflusst hat ihn dieser vielleicht nicht, aber immer wieder begegnet Kant-Lektüre.

Über die Kritik der reinen Vernunft schreibt Neander schon im September 1781 als Entschuldigung für langes Nichtschreiben, er sei durch den «verzweifelt transzendentalen Weltweisen mit seiner Kritik der reinen Vernunft» davon abgehalten worden. Er bekam das Buch zunächst nur auf kurze Zeit, und «da hat der abstrakte Kritiker all mein Nachdenken so befangen, dass ich beinah meine Existenz darüber vergass und selber zur blossen transzendentalen Idee ward.» Auch Elisa berichtet in ihrem Büchlein (S. 108) er habe Kant «mit Anstrengung» studiert.

¹⁾ Rachel II S. 465.

Das Urteil, das er im nächsten Brief abgibt, ist vielleicht etwas für Elisa und auf sie zugestutzt, denn in eine sachliche Diskussion konnte er natürlich mit ihr nicht eintreten, auch nicht seine philosophischen Gegen Gründe und Bedenken äussern. Vielleicht hatte er auch keine, denn es war wohl mehr eine instinktive Ablehnung, ein ohnmächtiges Ringen des empfindsamen, also ganz empirisch eingestellten Menschen gegen die Entrealisierung der Welt und Überwelt, eines Daseins, das sich selbst zu stark fühlt, um seine Existenz von Ordnungen abhängig zu machen, die aus einer anderen Sphäre stammen und die Autonomie dieser Existenz aufzuheben scheinen.

Schliesslich stellt er sich doch wieder auf den Boden der empirischen Wahrheiten, vielleicht mehr aus einer Willensanstrengung, als weil er seinen Standpunkt sachlich verteidigen kann, und die ganze fast leidenschaftliche Abwehr gegen Kant ist mehr instinktiv als logisch. In letzterem war Neander Kant natürlich auch nicht gewachsen, hat wohl auch vieles, weil er so grundsätzlich anders stand, nicht verstehen können.

«Kant's Kritik der reinen Vernunft betreffend,» schreibt er an Elisa am 8. des Weinmonats 1781, «muss man meines Ermessens in der Tat viel Stärke des Geistes besitzen, wenn man sie verstehen und, ohne durch sie irre gemacht zu werden, studieren will. . . . Denn die letztere (die reine Vernunft) entlässt uns nach aller möglichen Anstrengung doch nur mit der trostlosen, missmutigen Überzeugung, dass wir ausser der reinen Mathematik und der reinen Moral in Absicht auf die angelegtesten Wahrheiten eigentlich ganz und gar nichts wissen.»

«Das Beste ist, dass diese ganze liebe Kritik der reinen Vernunft nur den Ton nicht die Sache betrifft. Bei aller Unzulänglichkeit unserer Beweise aus reiner Vernunft bleiben jene Wahrheiten ewig fest für uns stehen. Und eine Seele wie die Ihrige, die gewohnt ist, z. B. beim Anblick ihres Gedankenfreundes, des Mondes, und ihrer Lieblingsansicht, des Sternhimmels, sich zum Weltenschöpfer und zu den Vorgefühlen der Ewigkeit zu erheben, wird eine so unwiderstehliche und jeden Zweifel der abstrakten Vernunft überwiegende Überzeugung von diesen grossen, herrlichen Wahrheiten in sich fühlen, die zur vollen Beruhigung und Erfreueung des Geistes hinreicht und den kräftigsten Antrieb, immer gutgesinnt zu bleiben, recht zu handeln und weder mutlos noch müde zu werden, enthält.»

Diese «angelegtesten Wahrheiten» waren ihm aber wichtig als die eigentliche Begründung seiner Existenz im Diesseits und Jenseits, ohne welches auch das Diesseits seinen Wert zu verlieren schien. Ob die Kritik der praktischen Vernunft ihn mehr befriedigt hat, wissen wir nicht. Wohl aber schreibt er am 12. Dez. 1786 über den Aufsatz Kants in der Berliner Monatsschrift: «Was heisst, sich im Denken orientieren?», den er sich mehrfach ausbittet: «Kant hat mich in seinen Gedanken

vollkommen befriedigt. Die guten Herren, die sich auf diesen alleszermalmenden Kant immer so gern beriefen, mögen nun erkennen, dass sie sich an diesem unbefangenen Denker sehr geirrt haben, wenn sie ihren Glauben durch ihn für bestätigt hielten».

Dann begegnet Neander in einem der letzten Briefe (24. Okt. 1792) in eifrigem Kantstudium, bei Gelegenheit einer launigen Erzählung, wie vor einigen Tagen die Herzogin mit den drei Prinzessinnen ihn in Grenzhof überraschte. Er sitzt in seine Lektüre vertieft, als draussen gerufen wird: «Die Herzogin ist da!» Er springt auf, wirft einen alten schwarzen Kittel um und eilt ihr entgegen, «wirklich muss ich die Gestalt eines verabstrahierten Metaphysikers oder wohl gar eines cynischen Philosophasters dargestellt haben», schliesst er seine Erzählung.

Herders Name begegnet verschiedentlich, leider niemals in einem Zusammenhang, der auf die Art ihrer Beziehungen schliessen lassen könnte. Eine intensive Beschäftigung mit Herders Schriften findet sich nur in dem Brief an Bernhard Becker (1786), wo Neander schreibt, er hätte Herders «Ideen» aus Riga bekommen und mit «verschlingender Aufmerksamkeit» gelesen.

Reine Belletristik wird selten besprochen. Schon 1781 schreibt Neander, er verlöre am Lesen «der Romanen» je älter er würde, immer mehr den Geschmack. 1780/81 sammelt er aber Pränumeranten für J. K. Wezels neuesten Roman (wahrscheinlich «Hermann und Ulrike» 1780 erschienen), als dieser ihn darum bittet. Mit grossem Vergnügen liest er auch Tom Jones in der neuen Übersetzung von Bode (1787) «diesen trefflichen Roman voll tiefer Menschenkenntnis».

Wie weit die literarischen Urteile Neanders, die Elisa in ihrem Buch zitiert, authentisch sind, ist schwer zu beurteilen, da sie sich hauptsächlich auf französische Literatur beziehen, und diese in den Briefen kaum erwähnt wird, es sei denn, dass hier und da einmal ein Zitat herangezogen wird, das beweist, dass Neander auch dort zu Hause war. Elisa bringt Urteile über die Enzyklopädisten, die eine bemerkenswerte Unbefangenheit gegenüber diesen vielleicht typischsten Exponenten des Jahrhunderts zeigen, deren Wirken auch Neander als Mensch des 18. Jahrhunderts mit grösstem Interesse verfolgte. Nur das Urteil über Rousseau kann etwas korrigiert werden, denn während Elisa es als ziemlich absprechend hinstellt, finden sich in den Briefen mehrfach Worte grösster Anerkennung, wenn Neander z. B. von den Konfessionen sagt¹⁾: «Hätten wir nur mehr solche Lebensbeschreibungen so redlich, so voll gesunder Beurteilung aufgezeichnet, wie diese Bekenntnisse eines

¹⁾ Mai 1783.

wirklichen Menschen und wie Yoricks idealischer Tritram, so würde das zur Erweiterung unserer Menschenkenntnis nicht wenig beitragen.

Aus der englischen Literatur wird auch noch Shakespeare einmal genannt (2. September 1782) «dieser reizende Wildfang der Naturphilosophie oder, wenn sie lieber wollen, der geweihte Liebling der tragischen Muse».

Neben schöngeistigen und philosophischen Schriften begegnen rein theologische wie die des Göttinger Theologen Less, eines sich mühsam zwischen Rationalismus und Offenbarungschristentum hindurchwindendem Gläubigen, der aber in seiner Zeit und auch bei Neander viel Anerkennung fand, daneben Spaldings «Gedanken über den Wert der Gefühle im Christentum.»

Merkwürdig ist, dass das tägliche Leben in diesen Briefen kaum sine Rolle spielt und so wenig anschaulich wird. Nie wird die Umgebung lebendig, auch wenn wichtige Familienereignisse mitgeteilt werden, von Fahrten, die Neander, oder jemand von seinen Angehörigen machen muss, berichtet wird, Besucher namentlich genannt werden. Nur ganz selten wird eine Begebenheit etwas eingehender ausgemalt, eine Stimmungs- oder Milieuschilderung gegeben. Es ist in der Hauptsache nur ein Gedankenaustausch und man vermisst etwas den Zusammenhang mit den Menschen Elisa und Neander.

Nicht auffällig ist es darum, dass die Politik garnicht berührt wird, denn auch hier fehlt der Zusammenhang mit dem realen Leben. Auffällig ist es aber doch, wenn man bedenkt, wie bedeutsam diese Jahre gerade für Kurlands Staatsleben waren, und dass Elisa ja auch persönlich vielfach in die Politik eingriff. Weder ihr zweimaliger Aufenthalt in Warschau, der noch in die Zeit des Briefwechsels fällt, noch die Wirren der bürgerlichen Union von 1791 werden auch nur beiläufig gestreift. Wohl aber werden alle literarischen Händel Elisas, die sich im Anschluss an ihr Cagliostro-Buch ergaben, eingehends besprochen. Vielleicht sind diese Gegenstände zwischen ihnen absichtlich nicht berührt worden, um durch ihre Unerquicklichkeit nicht die schöne harmonische Welt, die die beiden sich aufgebaut hatten, zu zerstören.

XIII.

Neanders letzte Dichtungen.

Die Besprechung der Briefe hat vielfach in spätere Jahre hinübergreifen müssen, es ist aber Neanders Leben in der Zeit nach 1779, dem Jahr, das die Freundschaft mit Elisa von der Recke, die ich zu skizzieren versucht habe, begründete, in chronologischem Zusammenhang weiter zu verfolgen.

1782 kam, von Herzog Peter berufen, Joh. Adam Hiller nach Mitau. Er war mit Elisa schon früher durch seinen Schüler Fr. Parthey bekannt geworden und gab schon 1780 ihre erste Liedersammlung — «Geistliche Lieder einer vornehmen kurländischen Dame» mit seinen Melodien dazu heraus. Er hatte, obgleich er hauptsächlich Opern- und Operettenkomponist war, vorher 17 Gellertsche Lieder in Musik gesetzt. Jetzt kam er mit den beiden Sängerinnen Podleska nach Mitau, wurde mit grosser Herzlichkeit am Hofe und auch sonst in der Gesellschaft aufgenommen, so dass er später in seiner Lebensbeschreibung und auch schon in der Vorrede zu Elisens geistlichen Liedern nicht müde wird, Kurlands Lob zu singen. Durch Vermittlung Elisass hat auch Neander ihn persönlich kennen gelernt. Im August 1782 schreibt er an sie, er hätte «diesen wackeren, biederem, geschmackvollen Mann» sehr liebgewonnen, trotzdem zweifelt er, und mit Recht, an Hillers Fähigkeit zu höherer Begeisterung. Der Aufenthalt in Mitau steigerte Hillers Bewunderung für Elisa noch mehr, und auch gleichsam als Erkenntlichkeit für die ihm zuteil gewordene Aufnahme gab er 1783 ihre geistlichen Lieder mit einer Widmung an die Herzogin heraus¹⁾.

Auf dem Titelblatt erscheint sie zum ersten Mal als Elisa, unter dem Namen, der fortan ihr literarischer Name werden sollte, und der, je mehr sich ihr Leben aus der kurländischen Umgebung herauslöste, immer mehr ihren eigentlichen Rufnamen Charlotte verdrängte. Er wurde gleichsam eine Etikette für sie, meist ohne Familiennamen gebraucht, auch der Name, unter dem sie berühmt geworden ist. Die psychologische Begründung und die Bedeutung dieses Namenwechsels zu erörtern, ist hier nicht der Ort. Es ist merkwürdig, wie rasch der neue Name auch den ihr Nahestehenden geläufig wurde. Am 10. Dezember 1781 schliesst Neander noch seinen Brief an sie: «Leben sie recht wohl, teuerste, beste Charlotte». Ostern 1783 schreibt er schon als Anrede: «Edelste Elisa», und von da an nennt er sie, wenn überhaupt, nur Elisa. Elisa bedeutet eine Vertraulichkeit und eine Distanz, denn das Verhältnis zu den Menschen, die sie so anreden, wird in eine andere Sphäre erhoben, in die Sphäre unverbindlicher Geistigkeit, die jede seelische Mitteilbarkeit und Verbundenheit bis zum äussersten gestattet, jede Konkretisierung dieses Verhältnisses im realen Leben aber verbietet. Was zuerst vielleicht einer poetischen Laune entsprungen war, wurde später zu einem äusserst praktischen Mittel im Verkehr mit Personen so verschiedener Stände und Charaktere, wie ihn Elisa ihr Leben lang gepflegt hat.

¹⁾ Vorher hatte sich Elisa schon durch Vermittlung Partheys an Ch. F. Weisse gewandt, der sich auch zur Herausgabe bereit erklärt hatte, aber die Widmung an Neander weglassen wollte (vgl. Rachel II., S. 120 f.).

Elisens geistlichen Liedern¹⁾ wurde nun ein Oratorium und eine Hymne von Neander begedruckt. Sie waren schon früher gedichtet und lagen fertig da, als Elisa auf eigene oder Hillers Veranlassung ihn bat, seine beiden Stücke ihren Liedern beiducken zu lassen. Er dankt ihr für die Ehrung seiner «gutgemeinten Arbeiten»²⁾ und bittet, Hiller möchte in der Vorrede erwähnen, dass sie schon früher auf Verlangen «eines grossen Tonkünstlers» gedichtet worden wären. Wahrscheinlich ist Müthel dieser «grosse Tonkünstler» gewesen, der ja auch, wie schon gesagt wurde, Oratorien von Herder während dessen Aufenthalt in Riga komponiert hat. Die Komposition scheint nicht zustande gekommen zu sein, denn 1787, als das Neandersche Oratorium zum Kirchgang der Herzogin nach der Geburt des Erbprinzen aufgeführt werden soll, schreibt Veichtner eine neue Musik dazu.

Es trägt den Titel: «Die erste Feyer der Himmelfahrt Jesu, ein Oratorium von Neander». Er selbst bezeichnet es oft als Cantate, was auch dem Charakter des Stückes, der ein wesentlich lyrischer ist, besser angepasst wäre. Es gehen aber damals beide Begriffe stark ineinander über, besonders nachdem das Oratorium seinen grossartig dramatischen Stil verloren hatte, der mit H. Schütz begann und in Bach kulminierte. Jetzt wird es immer mehr zu einem geistlichen Singspiel mit moralisierender Tendenz, musikalisch ganz verweltlicht und kaum mehr vom eigentlichen Singspiel, einer der beliebtesten Kompositionsarten des Jahrhunderts, zu unterscheiden. Auch textlich schreitet die Verweltlichung immer weiter fort. Man begann mit einer freien Umdichtung des biblischen Textes (Erdm. Neumeister und R. Keiser in Hamburg zu Beginn des 18. Jahrhunderts) und kommt schliesslich zu ganz freien Dichtungen, geistlichen Opern oder Dramen, die ja auch durch Klopstocks «Adam» von neuem populär wurden. Vorher war das Oratorium nur eine dramatische und durch einzelne Choreinlagen später (bei Bach) durch Arien vermehrte Wiedergabe des biblischen Textes.

Neander folgt natürlich der modernen und modernsten Richtung, und so gehört auch seine Dichtung zu den «moralischen Oratorien,»³⁾ die «eine gewisse geistliche Handlung, oder tugendhafte Begebenheit auf dramatische Art vorstellen». Es ist eine ganz frei erfundene Begebenheit: Maria, Johannes und Maria Magdalena kommen auf dem Ölberge zusammen, um den Jahrestag der Himmelfahrt Christi zu feiern, ganz lyrisch-empfindsam gestaltet: es gibt kaum Dialoge, sondern hauptsächlich Gefühls- und Stimmungsergüsse der einzelnen Personen mit stark didaktischem Einschlag, also ohne alles eigentlich Dramatische.

¹⁾ erschienen wahrscheinlich zur Ostermesse 1783 in Leipzig in der Dykischen Buchhandlung.

²⁾ Brief v. 25. Oktober 1782.

³⁾ Moser a. a. O. S. 349.

Trotzdem scheint Neander eine Art Bühne vorgeschwebt zu haben, was Anweisungen, wie etwa:

Sie wendet sich nach Bethanien,
Johannes und Maria kommen von der anderen Seite herauf.
Johannes (er geht)
Maria (allein)

Schusschor der Jünger, die indess herzu gekommen sind, etc. und die Einteilung in 5 Auftritte beweisen, allerdings können sie auch nur als Mittel zur Belebung der Phantasie des Lesers (nicht Hörers), an den in erster Linie gedacht wird, gemeint sein. Es ist also ein Gemisch von lyrischen und dramatischen Elementen, das aber nicht ausschliesst, dass das Ganze doch einen einheitlichen Charakter besitzt und ästhetisch nicht wertlos ist.

Magdalena betrachtet zuerst allein die Stätte, von der Christus aufgehoben ward, und ergibt sich seligen Gedanken über den Tod, der eine Wiedervereinigung mit Ihm bringen soll. Sie erblickt das Grab Marias «der Bethanaitin», das Martha wie täglich mit frischen Blumen bestreut, und steigt herab, um mit ihr von den beiden Hingegangenen zu sprechen. Unterdessen kommen Maria, die Mutter, und Johannes herauf, Johannes schildert nun den Vorgang der Himmelfahrt, wobei Marias Worte gleichsam den Chorrefrain dazu bilden. Dann erblicken sie beide Magdalena, und Johannes steigt auf Marias Geheiss herab, um sie zu holen. Diese bleibt nun allein und will an der Stelle, wo Jesus so oft gebetet, sich zum Herrn erheben. Ihr Gebet richtet sich nur an Gott, den Allgegenwärtigen, Jesus wird mehrfach genannt als der Heilige des Herrn, der Seligmacher, nie taucht der Gedanke der Mutter-Sohnschaft auf bezeichnenderweise, nie eine Andeutung von Marias Sonderstellung. Es könnte das Gebet jeder anderen nach der Vereinigung mit Gott sich sehnenen Seele sein. Über nicht sehr zahlreiche Reflexionen steigert es sich in schönem Aufschwung zu einer verzückten Vision:

. Ich sehe

Den Himmel offen! — Jesus reicht mir seine Hand! —
was leider durch das nachfolgende Arioso stark abgeschwächt wird. Maria Magdalena und Johannes kehren zurück, erstere dankt Maria, «der Hochbegnadigten des Herrn», dass sie sie gerufen, denn:

Im allzufeurigen Verlangen, ach, alsbald
Bei dem zu sein, den meine Seele liebt,
Im schmerzlichen Vermissen seiner Gegenwart,
In einer lasterhaften Welt von ihm verlassen,
Entfernt ich mich von meiner Pflicht zu weit,
Vergass ich jener grossen Frage:
Bist Du schon würdig dort zu stehn vor Ihm?

Nun wolle sie sich ganz dem Willen Gottes ergeben. Maria

lobt dieses moralische und vernünftige Verhalten gegenüber der unerlaubten Schwärmerei und hält ihr die Verheissung des Herrn vor:

Ich bin bei Euch bis an der Tage letzten.

Bis dahin sollte man sein Lob hier auf Erden singen. Magdalena fordert sie auf, den Lobgesang zu beginnen:

Dein heiliger Gesang begeistre dann auch uns!

Und Maria beginnt mit einer Paraphrase des Lobgesangs Mariä (Luc. 1. 46)

Meine Seele lobsinget dem Herrn,
Und mein Innerstes freuet sich seiner.

Die anderen fallen mit dem Preis von Gottes Barmherzigkeit ein. Die Stellen des Evangeliums, die auf Maria selbst Bezug haben, sind fortgelassen. An den Lobgesang der Drei schliesst sich ein Chor der Jünger, der Natur und Menschen auffordert, sich der Wiederkunft des Herrn, des gerechten Richters der Welt zu freuen.

Es ist eine wirksame Steigerung und ein fromm kirchlicher Zug von der Zustands- und Stimmungsschilderung der Einzelnen zur Gemeinschaft der Heiligen, allerdings fehlt beim letzteren ein wirkliches «Wir», der Schlusschor ist ganz Aufforderung, Ermahnung, wohl richtet er sich an eine Allgemeinheit, ist aber doch nicht Äusserung dieser Gemeinschaft.

Wie die Hauptpersonen sich an ihre Seele in der zweiten, oder gar dritten Person wenden, auch wenn sie zusammen singen, so die Schlussarie:

Alle drey:

Ihn, der keines Erlösten vergisst,
soll mein ewiges Loblied erheben!
Herz, empfinde, wie gütig er ist!
Preis' ihn, Seele, durch würdiges Leben!

So ist auch der Chor der Jünger eine Aufforderung zum Dank und nicht Ausdruck dieses Dankes.

Lobsingt, lobsinget dem König der Ehren!
Wer ist an Huld und Hoheit ihm gleich?
Sein Nam' ist hehr und ewig währt sein Reich.
Wohl denen, die ihm angehören!
Erde, freue Dich! Brause, Meer!
Frohlocket, Ströme, Hügel und Feld!
Jauchzet, all' ihr Frommen!
Er, der König der Ehren, er
Wird einst wiederkommen,
Ein gerechter Richter der Welt.
Lobsingt, lobsinget etc.

Da zeigt sich der didaktische Zug der geistlichen Dichtung, nicht nur Neander's sondern der ganzen Zeit. Man könnte sie (mit Einschränkungen gewiss, im Gegensatz zu der Wir-Dichtung

der Reformationszeit und der Ich-Dichtung eines P. Gerhard, die Du-Dichtung nennen, denn wenn sie nicht Darstellung eines Sachverhalts ist (Gott und Mensch und ähnliche Verhältnisse), ist sie doch fast immer Aufforderung und Ermahnung, wenn auch häufig an die eigene Seele gerichtet, die dann eben zweite Person ist, oft mit starker Betonung der Distanz.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, dass die Kantaten und Passionen in jener Zeit das Didaktische soweit vorherrschen lassen, dass sie zu einer Art «Nebensonne der deutschen Predigt,»¹⁾ schliesslich selbst zu einer Predigt werden, d. h. zur Auslegung eines Schriftwortes, ähnlich den geistlichen Spielen des Mittelalters und dem Jesuitendrama, das ja noch im 18. Jahrhundert florierte. Das Didaktische wird in dieser Zeit überhaupt zu einer notwendigen Begleiterscheinung des Lyrischen, man ist eben in jeder Gefühlsaufwallung moralisch und in der Moral immer sozial, indem man sich verpflichtet fühlt, seine Erkenntnisse und Gefühlserfahrungen zur Besserung seiner Mitmenschen auszusprechen.

Es gelingen Neander freilich auch einige wenige lyrische Stellen, so Magdalena im 1. Auftritt:

Du bist mir heilig, Stätte etc.

und

O Du, nach welchem meine Seele

oder: Maria im 1. Auftritt

Allgegenwärtiger,

Hier, wo Dein Heiliger fern vom Lärm der Welt etc.

Nicht ohne dichterischen Schwung ist die Schilderung des Himmelfahrtsvorganges durch Johannes im 2. Auftritt. Ganz frei von moralischen Betrachtungen war ja auch Neanders weltliches Singspiel nicht. Übrigens finden sich auch einige sprachliche Anklänge an dieses. So sagt Magdalena zu Maria 4. Auftritt:

Lies, Hochbegnadigte des Herrn,
In meinen Augen meines Herzens Dank.

Monimia zu Scipio 2. Auftritt S. 11:

Lies hier in meinen Augen,
Was jeder Ausdruck schwächen würd'.

Auch das Versmass ist das Gleiche.

Bemerkenswert ist der starke Anklang an die biblische Sprache, die in der Liederdichtung den Forderungen der Kritiker gemäss möglichst vermieden werden sollte, daneben aber auch ganz moderne Wendungen wie: Seligkeitengeber, Allgegenwärtiger, Hoherhabener und das durch Klopstock wieder so in Schwung gebrachte «Mittler».

¹⁾ Graff a. a. O. S. 283.

Inhaltlich ist das Oratorium wenig verschieden von der übrigen geistlichen Dichtung Neander's: Christus, der Erlöser aus Todesnot und Führer zum barmherzigen Gott und Vater, Verpflichtung des Menschen zu seiner Nachfolge auf dem Wege der Tugend und der Liebe, der zugleich auch der natürliche Weg zur Glückseligkeit ist z. B.

2. Auftritt

Maria

Und unsers Heil Bedingung, o wie billig,
Wie ehrenvoll: Gesinnt zu werden, wie er war!

Johannes

Sein einziges Gebot der Liebe schrieb er uns
Wie tief ins Herz! Befolgen wir's, o dann,
Dann haben wir auch seinen Frieden schon,
Dann prophezeit uns selbst die freundliche Natur
Des Himmels höhere Glückseligkeit.

Was die letzte Wendung betrifft, so findet sich ein ähnlicher Gedankengang übrigens in den Liedern nicht. Sollte darin eine Folge der Auseinandersetzung mit der «natürlichen Religion» zu sehen sein?

Ausser der Kantate ist Elisens geistlichen Liedern eine Hymne von Neander beigelegt. Er selbst bezeichnet sie einmal als Himmelfahrtshymne¹⁾, doch ist ein inhaltlicher Zusammenhang mit der Kantate nicht festzustellen. Elisa nennt sie in der Aufzählung der Werke Neanders: Hymne an Gott. Auch Hiller bezeichnet sie in der Vorrede ebenso, über dem Gedicht selbst steht aber nur Hymne. Es wäre vielleicht besser Hymne von Gott zu sagen, denn Gott wird keimlich angeredet, sondern nur in seiner Grösse und Allmacht geschildert. Doch führt uns die Bezeichnung Hymne an Gott in einen literarischen Zusammenhang, ähnlich wie Neanders erstes Gedicht: Die Grösse des Schöpfers in dem Weltgebäude. Hymnen und Oden, — die beiden Begriffe gehen gewöhnlich durcheinander, — an Gott sind damals von fast allen mehr oder weniger bedeutenden Dichtern gedichtet worden, jeder musste einmal diesen Höhepunkt dichterischer Ergriffenheit erreichen und seine Kunst einmal ganz heiligen, indem er sie dem Lob des höchsten Wesens weihte. Neander hatte somit viele Vorbilder. Vor allem drängt sich wohl der Vergleich mit Klopstocks «Ode an Gott» auf, die aber als ganz subjektiv und ganz Gebet hier nicht in Frage kommt. Mehr noch Klopstocks «Frühlingsfeier», die Gegenüberstellung des strafenden und liebenden Gottes, während Uzens «Gott im Ungewitter» nur strafend erscheint. Auch der Seraph und der Wurm sind Klopstocksche Motive, wie auch der Rythmuswechsel von Klopstock in seinen geistlichen Oden oft angewandt wird, gleichsam den Kantatenstil

¹⁾ Brief 12. Juni 1782.

des Kirchenliedes unterstreichend. Es bilden sich auf diese Art und Weise Chöre und Gegenchöre, ein Wechselgesang, für dessen Belebung Klopstock warm eingetreten war. Hier ist der Wechsel auch ein wirksames Stilmittel, während er im Gemeindegesang störend wirkte. Es finden sich Anklänge auch an E. von Kleists und Wielands frühe Hymnen, die aber mehr auf Gleichheit des Stoffes und seiner zeitgemässen Behandlung zurückgehen, als auf Nachahmung.

Das Gedicht ist leidenschaftlich pathetisch, auch wenn die Güte Gottes besungen wird, so dass die Bezeichnung Hymne, wenn man damit einen Grad dichterischer Ergriffenheit bezeichnen will, durchaus passend ist¹⁾. Nach der «Wohltemperiertheit» der Lieder Neanders, von der oben die Rede war, wirkt diese Leidenschaftlichkeit überraschend. Sollte die Hymne darum aus einer früheren Zeit stammen?

Elisens geistliche Lieder beginnen mit einem Gedicht: «An Neander bei seinem Geburtstage». Damit ist gleichsam das ganze Werkchen ihm geweiht, und es ist ja auch sein Geist, der in diesen Liedern lebt, die auch äusserlich Spuren seiner feilenden Hand tragen. Nach seinen Briefen kann man bei mehreren Liedern feststellen, wie alle seine formalen und inhaltlichen Korrekturen befolgt sind mit einem fast rührenden Gehorsam, den er auch selbst immer wieder bewundernd hervorhebt. Bei manchen Stellen hat man so sehr das Gefühl, dass Elisa ihre etwas absonderlichen Wendungen als sehr originell und poetisch empfunden haben mag, und die scharfe Kritik oder die vollständige Ausmerzung dieser Stellen ihrer dichterischen Eitelkeit doch etwas zu nahe treten mussten. Sie hat aber in allen Fällen den Rat des älteren Freundes befolgt (jedenfalls in allen Fällen, die an Hand der Briefe zu verfolgen sind, oft verweist Neander auf einen Extrabogen Korrekturen, der natürlich nicht mehr erhalten ist). Ihr Gedicht an Neander ist nun ein rührendes und schönes Zeugnis ihrer Verehrung und Freundschaft für ihn. Rührend in seiner Unbeholfenheit und Unfähigkeit zum wirklichen Erreichen des angestrebten hohen Pathos, um den Freund wirklich würdig zu preisen. Scharen seliger Geister, die sich nach Neanders Gesellschaft sehnen, dann aber aus Liebe zu den Irdischen darauf verzichten, damit er noch Gutes stiften könne, die «himmlische Seele», die schon aus «des Säuglings werdenden Zügen» strahlt, und Ähnliches wird herangeholt und lässt den Anfang gezwungen und konstruiert erscheinen. Dass das Gedicht als solches aber durchaus empfunden ist, beweist der zweite Teil, in dem Elisa ihr persönliches Verhältnis zu Neander schildert.

Hier, wo ich im Staube noch walle,
Hier heb' ich die Hände,

¹⁾ Vgl. Reallexikon für deutsche Lit.-Gesch. Artikel: Hymne.

Für Dein Leben dankend, o Freund,
Zum milden Vater der Menschen empor.
Auch mir, mir wurde das Leben
Des frommen Sängers zum Heil.

Aus seinen Liedern, die sie kindlich nachstammelte,
sprossten ihr die ersten Keime der Tugend:

In reiferen Jahren, wie sehnt' ich mich da
Nach Dir, o Freundschaft des Edlen!

— — — — —
Als endlich mein Auge begegnete seinem,
Wie schlug mir für ihn voll Dankes das Herz,
Gott, Schöpfer der Freude, wie wallet Dir dieses,
Nun Du mich durch seine Freundschaft beglückst.

und sie schliesst mit dem Gelöbniß:

Streben will ich nach Würde der Seele,
Dass einst mein Freund sich meiner erfreue
Am Fusse des Thrones der Gottheit.

Verfasst ist dieses Gedicht wahrscheinlich schon zu Neanders Geburtstag 1781, denn am 3. Januar 1782 dankt er ihr für die «geist- und liebreiche» Geburtstagsgratulation in Form einer Rhapsodie. «Sie sind gewiss unter den Damen ihres Standes, die ich kenne, die einzige, welche fähig war, einen armen Gelehrten eines solchen Vorzuges zu würdigen und ihm mit solcher Würde und Neuheit zu seinem Geburtstag zu gratulieren», schreibt er dazu und wird auch sonst nicht müde zu bezeugen, wie wert auch ihm diese Freundschaft sei, und wie hoch er das Vertrauen, das sie ihm entgegenbringe, zu schätzen wisse.

Im Jahre vorher war ein kurzes Gedicht auf den Tod der alten Herzogin-Mutter von ihm gedruckt worden unter dem Titel: Dem ruhmwürdigen Andenken der selig verewigten Herzogin von Kurland Benigna Gottliebe gewidmet von C. F. Neander.

Es ist sehr schlicht im Vergleich zu dem noch immer üblichen prunkvollen Stil der Gelegenheitscarmina, den Klopstock ja auch auf seine Art wieder eindringlichst vorgeführt hatte.

Von Neanders Beziehungen zu der alten Fürstin war oben die Rede. Auch dieses Gedicht zeugt von einer gewissen Wärme des Gefühls und ist in seiner Schlichtheit dem Charakter und dem Leben dieser Frau, die immer etwas im Schatten gestanden und viel wahrhaft Schweres durchgemacht hat, ganz angepasst.

XIV.

Lebensende.

Mit den eben besprochenen Werken endet Neander's öffentliche literarische Produktion, Still und unbemerkt tritt er zurück, ob er für sich noch gedichtet hat, ist nicht nachweisbar,

aber wahrscheinlich. Es scheint auch allmählich ein immer grösseres Interesse für philosophische Fragen in ihm wach zu werden; einem Brief an Elisa fügt er eine Abhandlung über die Freiheit hinzu, unter den Büchern, die er mit ihr wechselt, wiegen immer mehr philosophische und religionsphilosophische Schriften vor. Sein philosophischer Freund in dieser Zeit ist der bedeutend jüngere Theologe Masch, der als Hauslehrer in der Nähe auf dem Gute Gross-Berken lebt, er scheint aussergewöhnliche Fähigkeiten und ein besonders tiefes philosophisches Interesse gehabt zu haben. Leider hat sich nichts von dem Briefwechsel, der zwischen Neander und ihm geführt worden ist, erhalten. Nur gelegentlich teilt Neander Elisa mit, dass Masch ihm eine Abhandlung über irgend ein philosophisches Thema, oder über eine Auseinandersetzung zwischen zwei Philosophen geschickt hätte und, um sie zu beurteilen, erbäte er sich die betreffenden Bücher. Persönliches über Masch zu erfahren, war auch nicht möglich. Unter den Briefen Neanders an Elisa ist auch einer von ihm, der aber nur seine grenzenlose Verehrung für die letztere, die er nicht persönlich, sondern nur durch Neander kennt, ausdrückt, von ihm selbst aber, ausser bedeutender Stilgewandtheit, nichts verrät. In dem Stammbuch eines H. von Blomberg¹⁾, das in der Hauptsache Eintragungen von Königsberger Studiengenossen desselben aus den Jahren 1761—63 enthält, findet sich auch die Eintragung eines Masch (Vorname unleserlich) S. S. Theol. cultor ohne Jahreszahl. Es ist möglich, dass sie aus denselben Jahren stammt, und dass es derselbe Masch ist. Es kam schon vor, dass man 20 und mehr Jahre als Hauslehrer verbrachte, ja oft das ganze Leben, wie Masch, der am 30. Oktober 1787 stirbt, noch immer als Hauslehrer in Gross-Berken bei dem in anderem Zusammenhang erwähnten Rittmeister von Buttlar.

Wann Neander mit ihm bekannt geworden ist, ist unbekannt, zum ersten Mal erwähnt wird er in einem Brief Neanders wahrscheinlich an den Mitauschen Buchhändler Hinz v. 6. Dez. 1775.²⁾ Später erwähnt Neander ihn wohl häufig als seinen «philosophischen Freund», wird aber nur bei der Beschreibung seines standhaften Leidens und Sterbens etwas ausführlicher und wärmer.³⁾ Masch war ein «stiller Wahrheitsforscher und Denker», wahrscheinlich ein Mensch ganz für Wissenschaft und Forschung geschaffen, darum zu keinem praktischen Beruf recht fähig, ein nicht seltener Typ unter den Literaten, der, weil ihm in dem damaligen und auch späteren Kurland jede Betätigungsmöglichkeit als reinen Gelehrten fehlte, er aber unfähig und unwillig war, einen praktischen Beruf zu erfüllen, in etwas kümmerlichem Hofmeisterdasein sein Leben beschloss, oder als Krippenreiter

¹⁾ im kurländischen Provinzial Museum.

²⁾ Riga, Altertumsgesellschaft.

³⁾ 9. November 1787.

von Pastorat zu Pastorat zog. Mühsam erworbene Bücher und die reiche Welt ihres Wissens waren der einzige Besitz, die einzige Seligkeit dieser Menschen, die vielleicht bedeutende Gelehrte geworden wären, wenn ihnen Mittel und Wege gegeben worden wären, ihre Gelehrsamkeit der Welt zu offenbaren und sie zu ihrem einzigen Beruf zu machen. Wie viel Begabung und wie viel unschätzbares Wissen ist auf diese Art nutzlos verloren gegangen, wie viel geistige Energie nutzlos verpufft in ohnmächtigem Kampf gegen die Lebensumstände und die Enge der Berufswahl. Es waren die Schwachen, die auf diese Art verloren gingen, aber ist die Tatsache als solche deshalb weniger bedauerlich? Die Starken haben immer verstanden ihren Beruf mit der Wissenschaft zu vereinigen, wie der Gelehrtenpastor, G. F. Stender, später ein Aug. Bielenstein. Andere sind aus innerer Unbefriedigtheit zersplittert wie der Pastor Eisen von Schwarzenberg, der als Hauslehrer ins Land kam, um Geld zu verdienen und auf Reisen zu gehen, dann, nach seinen eigenen Worten, «faul» geworden, ohne inneren Beruf Pastor wurde, weil eben nichts anderes in Frage kam, und nun ein ruheloses Wanderleben begann bald als Apostel der Kuhpockenimpfung, dann als ökonomischer Berater von Herzog Ernst-Johann.

Lange vor Merkel begann er den Kampf gegen die Leibeigenschaft, als er dann aber von Katharina quasi als Sachverständiger nach Petersburg berufen wurde, flüchtete er vor der Realisierung der eigenen Ideen. Er ist eine merkwürdige, aber auch sehr typische Gestalt in den baltischen Landen des 18. Jahrhunderts, ebenso wie der stille Masch und so mancher andere verborgene Gelehrte, der auch den Weg hinaus nicht fand, weil er zu wenig oder vielleicht auch zu viel wollte.

Neander fühlte die Lücke, die Masch's Tod gerissen hatte, tief, auch sonst hatte er in den letzten Jahren mehrere Todesfälle naher und nächster Freunde und Verwandten erlebt. 1782 starb sein Schwager Hermann Voigt nach einem langen Leiden, von dem er sich umsonst durch Bäderreisen zu befreien gesucht hatte. «Wie wohl muss ihm nach so vielem, vielem Schmerz und Ungemach sein, wie wohl!», schreibt Neander an Elisa,¹⁾ für sich findet er Trost in dem Gedanken an die Unsterblichkeit, denn «ist es möglich an der Unsterblichkeit zu zweifeln, wenn man einem rechtschaffenen Freund und Bruder durch den Tod verloren hat und glaubt, ein Gott, eine allmächtige Güte regiere die Welt?» Die typische Begründung des Unsterblichkeitsgedankens eines empfindsamen Menschen.

1784 verlor Neander kurz hintereinander den Freund Schwander (3./III. 1784) und im Sommer desselben Jahr einen Sohn, der in Jena, wohin er 1782 mit zwei Brüdern gezogen war, im Duel fiel. Es ist Joh. Imanuel geb. 1760, sein zweiter

¹⁾ 16. April 1782.

Sohn. Ob er diesen gerade besonders geliebt hat, wie Elisa es hinstellt, vermag ich nicht zu entscheiden. In den Briefen an Elisa spricht Neander nur von «meinen Jenensern», oder «meinen Söhnen» ohne Namensnennung und gewöhnlich in der Mehrzahl, später, aber noch zur Zeit des Studiums, scheint ihm Georg Friedrich, einer von den jüngeren Zwillingen (geb. 1762) am nächsten gestanden zu haben, der auch einen Hang zur Dichtkunst zeigte. Daneben erscheint auch Ulrich (geb. 1770) «der Wildfang», wie ihn Neander einmal bezeichnet, die einzige etwas zärtliche Äusserung, die Neander über seine Kinder tut. Merkwürdig ist, dass der älteste Sohn, ausser in der erwähnten Epistel an den Bruder, wo er noch ein Kind ist, gar nicht genannt wird. Es ist nicht bekannt, wo und wann er studiert hat und ob überhaupt. Er lebte unverheiratet als Kammerverwalter in Mitau und starb 1813 daselbst. Elisa hatte die Nachricht vom Tode Joh. Immanuels erhalten, als sie schon auf dem Wege zur Grenze war auf ihrer ersten grossen Auslandsreise. Sie schrieb Neander sofort ihre Teilnahme. Sein Antwortschreiben¹⁾ klingt sehr gefasst, zu gefasst sogar, könnte man sagen, wenn man die Grösse des Verlustes bedenkt. Freilich ist er nicht im ersten Schmerz geschrieben, sondern schon eine ganze Weile nach Empfang der ersten schrecklichen Nachricht, die allerdings sehr «niederschlagend» war. «Durch die Seele der Mutter drang ein Schwert. Nur der Gedanke an Gott hielt uns, dass wir nicht in Kummer versanken.» Jetzt aber hätten «das gute Zeugnis», das Professor Döderlein von dem Verstorbenen gegeben, die allgemeine Versicherung, dass dieser zur Abwehr gezwungen gewesen und nicht der Mörder war, so wie sein «christliches und edles Bezeigen» in seinen letzten Augenblicken, sie beruhigt. Man erwartet aber trotz allem eine heftigere Äusserung des Vaterschmerzes über den Verlust eines Sohnes, besonders wenn es der Liebling gewesen sein soll. Vielleicht verstummte in einem wirklich tiefen Schmerz die sonst so ausgiebig zu Gebot stehende Gesprächigkeit der Empfindsamen.

Die beiden zurückgebliebenen Zwillinge dichteten eine Ode auf den Tod des Bruders, die sie drucken liessen. Ein gutgemeintes, aber formal und inhaltlich etwas schwaches Produkt ihrer noch ungeübten Muse.

Über Schwanders Tod findet sich keine Äusserung Neanders, denn in der Sammlung fehlen die Briefe aus dem betreffenden Monat. Er ist ihm gewiss nahe gegangen, und dieser selten edle und lebenswürdige Mann wurde im ganzen Lande betrauert. Schön ist, was sein Freund Tetsch in einem Brief an Carl von Sacken²⁾ von ihm sagt, er wäre dahingegangen «mit der besten Disposition der Seele, aber so, wie man aus einer

1) 27. Juli 84.

2) Mscr. im Kurl. Prov. Museum 6. V. 1784.

Gesellschaft geht, in der man froh gewesen ist und Gutes getan hat». «Und so ist es auch schon ganz recht», schliesst er.

Dieser Briefwechsel zwischen Tetsch und Sacken¹⁾ ist übrigens ein ganz köstliches Dokument altkurischen Humors und altkurischer Art überhaupt. Ein sehr wirksames Gegenstück zu dem so ganz empfindsamen und literarischen Briefwechsel Elisass und Neanders. Es spielt natürlich dabei eine Rolle, dass es ein Briefwechsel zwischen Männern ist, aber doch ist der ganze Grundton ein so völlig anderer. Sie sind ein wirksames Gegenstück nicht nur als Äusserungen der so völlig anderen Individualitäten, sondern auch als ein Zeugnis des anderen, ja, des eigentlichen Kurland. Beide sind dabei völlig moderne Menschen, durchaus gebildet, mit allen neuen Ideen bekannt und stark von ihnen beeinflusst, wie Sackens Glaubensbekenntnis bezeugt, das der Briefsammlung vorangesetzt ist, aber doch so ganz in dem alten Heimatboden verwurzelt, was man bei Neander nur manchmal spüren, eigentlich nur ahnen kann. Sie sind beide Originale und darum keine Typen, aber doch glaube ich, dass sie nicht ganz einzigartig waren, und dass es doch eine Syntese zwischen altkurischer Art und neuer aufklärerischer Geistigkeit gegeben hat und nicht, wie es gewöhnlich angenommen wird, besonders im Anschluss an Elisass Jugendgeschichte, das Alte und das Neue in unüberbrückbarem Gegensatz zu einander standen, und man nur zwischen den ganz konservativen Nationalen und den modernen Kosmopoliten zu scheiden hat. War doch die Starostin Korff, Elisass Grossmutter, gar nicht nur die erklärte Feindin alles Neuen und der Frauenzimmerbildung, sondern eher auch ein Original vom Tetsch-Sackentypus, mit aller Derbheit und Urwüchsigkeit der alten Zeit und doch durchaus neuen Ideen zugänglich, konnte doch K. A. Kütner in seiner Kuronia²⁾ sie als seine Mäcenatin feiern.

Diese drei hintereinander folgenden Todesfälle, zu denen noch 1785 der Tod des Freundes Medem, Elisass Vater, hinzukam, verdüsterten das Bild von Neanders sonst so heiterem Leben. 1788 verlor er auch noch seine älteste Tochter Sophie Elisabeth, die seit 1778 mit ihrem Vetter C. L. Gerzyski verheiratet war. Dieser heiratete später eine jüngere Tochter Neanders — Charlotte (geb. 1763) und war der Erfinder verschiedener landwirtschaftlicher Maschinen, was ihm von Kaiser Alexander I. und Friedrich Wilhelm III., denen er seine Schriften darüber eingesandt hatte, Ehrungen und materiellen Gewinn eintrug. Aus seiner ersten Ehe stammt wahrscheinlich der kleine Grosssohn Hermann, den Neander einmal³⁾ Elisa gegenüber erwähnt. Seuberlich gibt in seinen Stammtafeln nur einen Hermann an, der 1802 geboren ist, so ist wohl der von Neander

¹⁾ hsg. von H. Diedrichs, Baltische Monatsschrift Bd. 49, 1900.

²⁾ Mitau 1791, 2. Aufl. u. d. T. Kurona Leipzig 1793.

³⁾ 24. November 1789.

erwähnte Hermann ein Sohn von Sophie Elisabeth die nach Seuberlich gar keine Kinder gehabt hat, der vor der Geburt des anderen gestorben ist. Charlotte hatte vier Kinder, von denen aber nur zwei zu Neanders Lebzeiten geboren sind. Von seinen Söhnen hat Neander nur den einen von den Zwillingen Christoph Friedrich (geb. 1762), der auch als einziger dem Beruf des Vaters gefolgt war, verheiratet gesehen und sich an zwei Enkelinnen freuen können, nicht aber an einem Stammhalter. Erst vier Monate nach seinem Tode wurde dem anderen Zwilling, Georg Friedrich, ein Sohn geboren, der spätere Konsistorialrat Friedrich Eduard Neander, einer der eifrigsten Vorkämpfer der neu erstarkten Gläubigkeit gegen den Rationalismus. Der Enkel ging daran, das Werk des Grossvaters zu vernichten. Freilich hat er in den beiden von ihm herausgegebenen Gesangbüchern (1838 und 1851) aus dem alten Mitauschen Gesangbuch fast als einzige die Lieder seines Grossvaters gelten lassen, er hat es aber doch nicht aufhalten können, dass die von ihm heraufgeführte orthodoxe Richtung auch sie verbannte, so dass in dem jetzt gültigen Gesangbuch der Ostseeprovinzen, das in den 80-er Jahren des 19. Jahrhunderts, also noch zu seinen Lebzeiten (er starb 1895) entstand, keins davon mehr enthalten ist, wohl aber noch in manchen Gesangbüchern im Reich, so z. B. dem für das Grossherzogtum Sachsen, ja auch im Rigaschen Reformierten von 1909.

Äusserlich gestaltet sich Neanders Leben in seinen letzten Jahren immer günstiger. Er hat nun einen Namen, der überall, auch im Auslande, mit Achtung genannt wird. Er ist einer der offiziellen und allgemein anerkannten Liederdichter der Zeit, und es gibt kaum eins unter den jetzt gerade in unheimlicher Menge entstehenden Gesangbüchern, in dem seine Lieder nicht mitaufgenommen wären. Es fehlte auch nicht an manchen Ehrungen. Schon 1770 wurde er im Leipziger Almanach der Musen unter den «schönen Geistern» genannt, jetzt brachte die Allgemeine Deutsche Bibliothek in ihrem 98. Bande 1791 sein Bild. In hymnologischen Werken wurde er lobend genannt, ja als Vorbild hingestellt, so z. B. in Kinderlings: «Nötige Berichtigung der kurzen und wahrhaften Geschichte der ältesten deutschen Kirchengesänge etc., Dessau 1782» und «Die Frage: ist es notwendig, die alten Kirchengesänge zu verbessern? nach der Wahrheit mit Anwendung auf das Berlinische und Magdeburgische Gesangbuch beantwortet von einem Freund des christlichen Gesanges», wo seine Umarbeitung des Lutherschen «Wir glauben all an einen Gott» gelobt wird, und in Heerwagens Literatur-Geschichte der evangelischen Kirchenlieder, 1792.

1781 erschienen anonym die «Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten» von K. A. Kütner, einem damals recht bekannten Odendichter aus Ramlers und Klopstocks Schule¹⁾ nun

¹⁾ vgl. über ihn: Vietor, *Cesch. d. deutschen Ode*, München 1923 S. 108. 130. 186.

Professor an der Akademie in Mitau. Diese Charaktere sind ein kleines gefälliges Werkchen, das einen für die Zeit bemerkenswerten Versuch einer Literaturgeschichte von Karl des Grossen Zeiten bis zu Goethe darstellt. Trotz mancher Schnitzer sind Kütners Kenntnisse für jene Zeit bedeutend und seine Begeisterung für «altdeutsches» Schrifttum ehrlich und schön. Sie wurden viel gelesen, unter anderen soll auch Friedrich der Grosse sich für das Buch interessiert und Kütner mit einem gnädigen Schreiben beehrt haben. Neander schreibt dazu, als er es von Elisa, die die Nachricht wohl von Kütner persönlich hatte, erfahren hat: «So beginnt denn doch dieser einsichtsvolle und wirklich gelehrte Monarch in seinen alten Tagen auch unsere guten Schriftsteller zu kennen und zu schätzen. Freude in Walhalla vor allen Barden Wodans über seine Sinnesänderung und Bekehrung.»¹⁾

In der Heimat genoss Neander nun schon seit Jahren Ansehen und Verehrung bei allen Parteien des Landes, trotzdem er in enger Verbindung mit dem Herzog stand, so dass Elisa (S. 17) sagen konnte: «Noch ist mir kein Mensch begegnet, der so allgemein geliebt und vertrauensvoll verehrt worden wäre, als Neander.» Seine Schwester war nun Erzieherin der Prinzessinnen, die Doróthea zu ihrem und aller Patrioten Schmerz statt des erwünschten Erbprinzen ihrem Gemahl geschenkt hatte. Das Herzogpaar selbst liess es an kleinen Aufmerksamkeiten nicht fehlen. Bald schickte der Herzog Neander einen von ihm erlegten Elch, bald Pflirsiche, aus seinen Orangerien, eine grosse Seltenheit in Kurland. Öfters berichtet Neander von Besuchen, die er und die Herzogin ihm abstatten. Grenzhof und die umliegenden Güter waren zu einem grossen Teil herzogliche Ämter, die der Fürst revidierte oder zur Jagdzeit aufsuchte. Diese so ganz privaten Beziehungen dürfen nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie sehr der kurländische Herzog im Lande als Privatmann angesehen wurde hauptsächlich vom Adel, der ihn ja überhaupt nur als primus inter pares gelten liess, doch färbte dieses Verhalten auch auf die anderen Stände ab, zumal der Herzog selbst sie darin fast noch bestärkte. Trotz aller Floskeln von «allerdurchlauchtigst» und «alleruntertänigst» im offiziellen Schriftstil, die aus dem Westen entlehnt waren, hat Kurland die unüberbrückbare Kluft von Landesherr und Untertan nie gekannt, zumal jetzt nicht, wo der Fürst eine Tochter des Landes zu seiner Gemahlin erhoben hatte.

1785 trat an Neander die Möglichkeit heran, kurländischer Superintendent zu werden. Christ. Huhn war gestorben, und der Herzog wollte gern Neander zu seinem Nachfolger machen. Auch die Mitausche Gemeinde, deren Frühprediger er geworden

¹⁾ 16. August 1781.

wäre, wünschte, ihn zu gewinnen. Neander lehnte den Ruf ab, noch bevor er offiziell an ihn ergangen war. Am 8./III. 1785 schreibt er Elisa davon: «einige gutmeinende, vornehme Seelen» wollten ihn nach Mitau ziehen, es wäre aber doch wohl nur eine vorübergehende Aufwallung. «Daraus kann nichts werden,» schreibt er dann, «Sie kennen meine Gesinnung hierin,» darum hätte er dem Kanzler Taube schon seine Meinung gesagt, dass er den Ruf nicht annehmen werde auch wenn man ihn nur zum Superintendenten machte und er in Grenzhof bleiben könnte, ein ganz unerhörter Fall in Kurland.

Er war trotz aller Ehrungen und Erfolge derselbe bescheidene Mensch geblieben, wie er sich im Anfang seiner Laufbahn gezeigt hatte. Nun mochte er sich auch mit seinen 62 Jahren zu alt für das arbeitsreiche und verantwortungsvolle Amt fühlen, obgleich sein grosses Kirchspiel ihn auch reichlich in Anspruch nahm und grosse Anforderungen an seine Kräfte stellte. Es war eben vielleicht doch mehr Mangel an Selbstvertrauen einer ganz neuen Aufgabe gegenüber, dann aber auch ein Ausweichen; als Superintendent und Haupt der Kirche musste er oft gezwungen sein, in dem Streit zwischen Herzog und Adel Partei zu nehmen, manchmal vielleicht, wenn er seinem Gewissen folgte, auch gegen den Herzog, dem er doch soviel zu verdanken hatte. Das mögen die inneren Gründe gewesen sein. Äusserlich wurde die ganze Angelegenheit verwickelt und verzögert durch Unstimmigkeiten zwischen dem Landtag und dem Herzog über die Gagierung des Superintendenten, nachdem der Herzog Ländereien, die dazu gehörten, eingezogen hatte. Interessant ist, dass Herder, der sich ja einstmals die Generalsuperintendentatur von Livland als letztes Lebensziel gesetzt hatte, sich nun auch für diese kurländische Vakanz interessierte, denn Weimar lastete damals schon drückend auf ihm und er sehnte sich nach jedem Ausweg¹⁾. Die viel unabhängigere Stellung und das «gute Einvernehmen zwischen den Predigern in Kurland», das er schon im Tagebuche rühmt, mochten ihm das Amt verlockend machen.

Gewählt wurde schliesslich E. Fr. Ockel, der mit der ersten Gemahlin Herzog Peters, Luise von Waldeck, ins Land gekommen war. Neander sagt von ihm²⁾: «er verdient es in der Tat zu sein, hat, so klein und rund er ist, einen hellen Kopf (das grösste Kompliment übrigens, das Neander von seinem Standpunkt einem Menschen machen konnte) und ein gutes tolerantes Herz und ist dabei auch ein guter Autor». Ockel war bei aller Toleranz aber doch ein eifrigerer Orthodoxer als der verstorbene Huhn und geistesverwandt dem livländischen Super-

¹⁾ Brief an Hamann 4. August 1785 in Herders Briefwechsel mit Hamann, hrsg. von Hoffmann, S. 218.

²⁾ Brief an Elisa v. 24. Oktober 1785.

intendenten C. D. Lenz, G. M. Reinholds Vater, der im mild pietistischen Sinne in Riga regierte. Ockel wandte sich auch nach Schwartz (vgl. S. 103) Zeugnis gegen die Wehrtsche Kirchenordnung.

Am 14. Februar 1786 wurde er von Neander introduziert, nachdem dieser über ein Jahr, solange das Amt freistand, die Obliegenheiten des Superintendenten erfüllt hatte¹⁾. «Der H. Pröp. Neander hielt bei dieser Gelegenheit über das Sonntagsevangelium von den Arbeitern im Weinberge eine lehrreiche und erbauliche Predigt, nach deren Endigung er das zu dieser Feierlichkeit Erforderliche von der Kanzel sowohl als dem Altare verlas», berichtet die Mitausche Zeitung vom 14. Febr. 1786.

Danach zieht sich Neander wieder ganz in sein stilles Grenzhof zurück, die laute Welt draussen, besonders die der Politik, stösst ihn immer mehr ab, nur die Ereignisse der Gelehrtenrepublik interessieren ihn noch lebhaft, aber auch hier wird er immer milder und zurückhaltender im Urteil. Die eigene literarische Produktion hat aufgehört, es fehlt aber nicht an neuen Aufforderungen dazu.

1782 bittet Lavater Elisa um kirchliche Nachrichten aus Kurland für seinen Kirchenboten, sie wendet sich deswegen an Neander. Dieser lehnt ab²⁾, hier mehr aus sachlichen Gründen. Er ist mit dem Programm des Kirchenboten unzufrieden, das ausdrücklich die Aufnahme unzuverlässiger Nachrichten duldet. Dann aber meint er auch, die ganze Wahrheit könnte man doch nicht schreiben, denn die Schreibfreiheit wäre hierzulande «nicht so gefahrlos, wie etwa in London», und «die kleine Ladung», die er allenfalls mitgeben konnte, wäre zu belanglos. «Ich denke, wir täten am besten, wenn wir jeder in seinem Wirkungskreise uns nur eifrigst bestreben zur Vervollkommnung unserer Mitmenschen möglichst beförderlich zu sein und das Übrige der Regierung des überlassen, der allen alles ist.» Später lässt er sich doch zu dem Zugeständnis bewegen, Elisa möchte Lavater mitteilen, man wolle hier erst das Erscheinen und den Erfolg des Kirchenboten abwarten.

1783 fasst der Professor Kütner den Plan zu einer kurländischen Monatsschrift und bittet Neander um Beiträge. Dieser bittet³⁾ Elisa ihm seine Absage möglichst schonend beizubringen. Hier sind es andere Gründe, und es ist ein Verzicht auf schriftstellerische Tätigkeit überhaupt. Er fühlt seine Kräfte erschöpft, sieht zu klar die Grenzen seines Schaffens und kleidet das in die launigen Verse:

Mir raunt, ich weiss nicht welche Stimme, ins Ohr,
Sei klug und spann den alten Klepper noch

¹⁾ vgl. Verzeichnis der aus der herzoglichen Kammer ausgehenden Schreiben im Kurl. Prov. Museum (Act. 13). Unter and. begegnet da ein herzoglicher Befehl, eine Kollekte für die katholische Kirche in Memel auszuschreiben (Sept. 1785).

²⁾ 5. Oktober 1782.

³⁾ 19. November 1783.

Bei Zeiten aus, bevor er auf der Bahn,
Wo einst der Sieg ihn krönte, lahm und keuchend
Nicht weiter kann und zum Gelächter wird.

Nützlich werden könnte er nicht mehr «auf der Bahn der Autorschaft», und Ruhmbegierde hätte ihn nie zu etwas verlockt, auch fühlte er sich zu «recht würdigen Beiträgen» zu schwach. «Mit einem Wort, ich lasse mich während meiner übrigen Lebenszeit hienieden aus meiner seligen Verborgenheit nicht herauslocken».

Während er sich nun immer mehr zurückzieht, spriesst draussen im Lande das geistige Leben immer reicher hervor. Trotz des ungünstigen Handelsvertrages mit Russland von 1783 herrscht im ganzen Lande ein behäbiger, ja fast üppiger Wohlstand, jetzt im Zeitalter der Menschenrechte von keinen drakonischen Luxusgesetzen eingeengt. Der Adel reisst seine nach dem grossen Kriege nur notdürftig wiederhergestellten, z. T. recht dürftigen Häuser ab und baut sich breit angelegte neue, nach aussen schlicht und vornehm, im Inneren behaglich zu gastlichem Wohnen eingerichtet. Der Herzog geht mit seinen Bauten voran, die nicht mehr im Stil von Ernst-Johanns Monumentalschlössern errichtet werden, sondern heitere, kleine, intime Palais sind, äusserlich ruhig und schlicht gehalten, innen mit zierlichem Schnörkelwerk in Holz und Stuck belebt. Ziergärten kennt man nicht, aber weit angelegte Parks in englischem Geschmack. Bildung und Kunst werden immer mehr Allgemeingut, wenn auch der Graf H. Ch. Keyserling in einem Brief an Kant sich in bitteren Betrachtungen über die Unkultur des Kurländers ergeht¹⁾.

In Mitau bildet sich immer mehr ein tatsächlicher geistiger Mittelpunkt heraus durch die Akademie, durch das herzogliche Theater u. a. m. 1784 erscheint tatsächlich Kütners Mitausche Monatsschrift. Unter den Subskribenten erscheint Neander merkwürdigerweise nicht, sonst aber alles, was auf Geistigkeit hält, auch Auswärtige wie Gadebusch in Dorpat, Hartknoch und J. C. Berens in Riga. Trotzdem konnte die Monatsschrift nur 1½ Jahre existieren, und schon zu Beginn des zweiten Jahrgangs klagt Kütner bitter über die Interesslosigkeit des Publikums. Die Zeitschrift trug einen ausgesprochen historischen Charakter, was den Lesern wohl nicht behagte, und das fast ganz auf Kurland beschränkte Interessengebiet mag ihnen doch zu eng erschienen sein. Dazu kam die Konkurrenz der ausländischen Zeitschriften, die man doch halten und lesen musste, um nicht ganz von der Welt abgeschnitten zu sein. Auch mögen einige freimütige Bemerkungen über die Leibeigenschaft hier und da verstimmt haben.

¹⁾ vom 29. Dez. 1782, abgedruckt in d. Balt. Monatsschrift, Bd. 27, 1879, und in Kants Briefwechsel, Werke Bd. 12, hsg. v. d. Preussischen Akademie der Wissenschaft.

Es ist übrigens charakteristisch, dass bis auf Hupels Nordische Miscellaneen, die es auf 16 Jahre Erscheinen und 46 Stücke brachten, keine baltische Zeitschrift gediehen ist, trotz manigfacher Versuche, die aufzuzählen eine lohnende Aufgabe wäre, weil sie ein interessantes Zeugnis geistiger Regsamkeit bilden. Die erste Zeitschrift, die Bestand hat, ist das «Inland» (1819—1860), erscheint also in einer Zeit, wo die Trennung vom Westen äusserlich und innerlich vollzogen war. Nachfolgerin des Inlands wird die Baltische Monatsschrift, die bis auf den heutigen Tag existiert. Auch Garlieb Merkel, der geborene Journalist, hat trotz seiner Bemühungen an der Tatsache nichts zu ändern vermocht.

In diese in jeder Beziehung reiche Zeit fällt Neanders Lebensabend. Es ist kein müdes Ausruhen, sondern bis zum Schluss rastlose Tätigkeit in dem engen Kreise, der ihm vorgeschrieben war. In den 51 Jahren seines Berufslebens soll er nach Elisas Zeugnis nur viermal die Predigt versäumt haben, und kein Wetter, geschweige denn persönliches Vergnügen hält ihn von den weiten Krankenfahrten zurück. Immer wieder erzählt er in seinen Briefen von der Absicht nach Mitau oder nach Würzau zu fahren (dem gewöhnlichen Aufenthaltsort der Herzogin und auch Elisas), die ihm durch Abberufung zu Kranken vereitelt wird. Bald ist es die alte Landhofmeisterin Oelsen auf Gemauerthof, bald Bauern, es spielt keine Rolle. So gibt er wegen Amtsgeschäften eine Fahrt zum Geburtstag der alten Herzogin im Oktober 1782 auf, freilich nicht ahnend, dass es ihr letzter sein sollte, und als dann noch Bauern aus einer anderen Gemeinde, deren Pastor verweist ist, mit einem Kinde kommen, sagt er nur schlicht: «Gut war's doch für diese Leute, dass ich zu Hause geblieben, sonst hätten sie den Weg von anderthalb Meilen mit dem schwachen Kinde umsonst gemacht». Seine überaus harmonische Ehe und ein glückliches Familienleben, Freuden heiterer Geselligkeit und der Verkehr mit gleichgesinnten Freunden schmücken sein Dasein, Briefe von Elisa mit Nachrichten von ihren literarischen Freunden, oder deren Briefe, die sie mitschickt und in denen er manchmal auch seinen Namen erwähnt findet (so in dem von Fritz Stolberg an Elisa vom 5. Januar 1784¹). An ihren verschiedenen Fehden im Anschluss an die Entlarvung Cagliostro's mit Stark, Schlosser, Prinz Eugen von Württemberg etc. nimmt er lebhaften Anteil, doch weigert er sich, irgendwie in sie einzugreifen. Schon die zweimalige Erwähnung seines Namens in ihrer Schrift wider Stark ist ihm zu viel. «Zu geizig mit dem Besitz Ihrer Freundschaft, wünscht ich diese . . . zu verbergen», schreibt er ihr darüber. Über Cagliostro selbst hat er ein

¹) Ob er mit Stolberg, der 1785 als eutinischer Gesandter nach Petersburg reiste und sich in Kurland einige Zeit aufhielt, persönlich zusammengetroffen ist, ist nicht bekannt.

auffallend freies Urteil. Während selbst Nicolai fest davon überzeugt war, Cagliostro sei ein Emissär der Jesuiten, und man allgemein den geschickten, ihm Gründe aber doch sehr harmlosen Schwindler auch nach seiner Entlarvung masslos überschätzte, nimmt Neander die Angelegenheit viel leichter und wahrhaft aufgeklärt. Als Elisa ihm das Manuskript ihrer «Nachricht über des berühmten Cagliostro Aufenthalt in Mitau» zur Durchsicht schickt, sucht er mit leiser Ironie ihr Wahrheitspathos zu mildern, weil es seiner Meinung nach zu hoch für diese geringfügige Sache sei, und von Cagliostro selbst sagt er sehr treffend, er wäre wohl nur «Emissär seiner eigenen liebwerten Schelmerei».

Dieselbe freie Vorurteilslosigkeit zeigt Neander auch in seiner Stellungnahme in allen Streitigkeiten der Berliner mit ihren Feinden der verschiedensten Lager, die ihm von Elisa, die zum Teil persönlich darin interessiert war, mitgeteilt werden. In politischen Dingen hält er sein Urteil zurück, er fühlt sich zu inkompetent und weiss, darüber hinwegzugehen. So geht auch das grosse Ereignis der französischen Revolution an ihm vorüber: «Die Revolution in Frankreich betreffend halte ich mein geringes Urteil zurück. Klopstock und Gleim erscheinen mir bei ihrem so verschiedenen Urteil darüber wie der feurige Luther und der bedachtsame Erasmus zur Zeit der Reformation», schreibt er am 24. November 1789. Tetsch hatte sich glücklich gepriesen, diese grosse Menschentat erlebt zu haben. Voltaire, Rousseau, auch Friedrich der Einzige (!) seien ihre Lehrmeister gewesen.

Über Kurland kann Neander sagen: «in unserem lieben Curonien herrscht Gesundheit und Friede», was nur ein Mensch ohne jegliches politisches Verständnis tun konnte. Denn die inneren Zustände wurden immer verwickelter und unerfreulicher, was alle wahren Patrioten schmerzhaft empfanden, und doch konnte keiner den Ausweg finden und die Trägheit der grossen Masse überwinden. 1787 schreibt Tetsch sehr treffend: «Der Zustand unseres Landes ist überhaupt dieser: es mault so wie Fritz, wenn Papa nicht immer, oder nicht genug Rosinen und Mandeln gibt». Etwas später (Januar 1791) schreibt er: «. . . eigentlich sollte das ganze Herzogtum Kurland nach Carlsbad gebracht und allda rein ausgewaschen werden». Das war nun nicht recht möglich, so maulte Fritz weiter und Papa verschloss die Rosinen fester, denn die Streitigkeiten zwischen Herzog und Adel gingen nun nicht mehr um Macht- und Prestigefragen, sondern nahmen immer mehr einen wirtschaftlichen Charakter an. Fehler wurden von beiden Seiten gemacht, und keine sah die drohenden Mächte, die sich an den Grenzen sammelten. 1787 war der ersehnte Erbprinz geboren, mit nichtendenwollendem Jubel begrüsst. Auch Neander nahm daran teil, aber mehr aus persönlicher Teil-

nahme an dem Glück der herzoglichen Familie als aus staatlichen Erwägungen. Vielleicht klingt allerdings auch dieses mit, wenn er sagt¹⁾: «so wie Sie, edelste Frau, sag' auch ich über das Dasein unseres lieben Erbprinzen von meinen Empfindungen nur: Gottlob, dass dies Kind geboren ist, und dass Mutter und Kind sich wohl befinden». Unter ihnen beiden war auch jeder Kommentar zu diesem Ereignis überflüssig. Es konnte alles und nichts bedeuten. Zunächst brachte es einen überaus günstigen Aufschwung der freundlichen Gesinnungen. Der Enthusiasmus, mit dem das Kind begrüsst wurde, verrät, dass man in ihm eine Gewähr für die Selbständigkeit des Landes sah, und dass sich alle bewusst oder unbewusst darüber Sorge gemacht hatten. Es tauchten Pläne auf, den Herzog zum Rücktritt zu zwingen und die Herzogin mit den Oberräten als Regenten einzusetzen, denn gerade die Person des Herzogs und sein wenig lebenswürdiger Charakter erschwerten so sehr jeden Versuch der Annäherung. Tetsch gibt dieser Stimmung Ausdruck, wenn er noch vor der Geburt wünscht, der Prinz möchte doch gleich majorenn auf die Welt kommen, «so ein fertiges Knäblein von 21 Jahren». Dies konnte nun ebenfalls nicht eintreten, und auch die anderen Pläne waren unausführbar, sie scheiterten wohl theils an dem Widerstand des Herzogs, theils an dem Russlands, das eine Erstarkung ungen gesehen hätte und eifrig bemüht war, die Zwietracht zu begünstigen.

So verrauschte die Begeisterung des Frühlings 1787, und bald fingen die Streitigkeiten von neuem an. Es ist schon gesagt worden, dass sie jetzt mehr einen wirtschaftlichen Charakter trugen. Das kam dadurch, dass der Herzog eine rein dynastische Finanzpolitik trieb und nur auf Hebung seiner eigenen Einkünfte bedacht war mit Massnahmen, die den Adel schädigten. Er war der grösste Grundbesitzer des Landes, in dessen Händen sich fast $\frac{2}{3}$ des ganzen Bodens befanden. Dieser Landbesitz zerfiel in persönlichen Besitz und das sogenannte Lehn, aus dessen Einkünften die gesamten Verwaltungskosten des Herzogtums bestritten wurden und, da diese sehr gering waren, noch eine bedeutende Summe zum Verbrauch des Herzogs zurückblieb. Die fürstlichen Ämter oder Domänen wurden in der Regel an Adlige und auch Bürgerliche in Pacht vergeben, sie waren somit eine Erwerbsquelle für einen grossen Teil der Bevölkerung, hauptsächlich für den ärmeren und unbesitzlichen Adel, auch für die jüngeren Söhne der noch besitzlichen Familien, denn nach kurländischem Brauch war die Zerschlagung eines Grundbesitzes nicht üblich, zu einer intensiveren Bewirtschaftung aber, die auch kleinere Grundstücke ertragsfähig gemacht hätte, konnte und wollte man sich nicht bequemen, theils aus echt kurländischer Trägheit und falschen Conserva-

¹⁾ 12. III. 1787.

tismus, teils aus Unkenntnis der Mittel dazu. Herzog Peter machte nun keinen scharfen Unterschied zwischen Schatull- und Domänengütern und schaltete mit beiden recht willkürlich, indem er sie, um die Einkünfte zu erhöhen, zu grösseren Ökonomien zusammenzog, die von einem Beamten verwaltet wurden. Landwirtschaft war aber die einzige Erwerbs- und Berufsmöglichkeit des Adels, denn Staatsämter gab es nur ganz wenige und die meisten waren ehrenamtlich, die wenigen Gerichtsstellen waren von Bürgerlichen besetzt, die diese sich nicht nehmen liessen. Dabei waren durch den allgemeinen Wohlstand und fremden Einfluss die Lebensansprüche gestiegen, und ein früher nicht gekannter Luxus eine unbedingte Forderung standesgemässen Lebens geworden.

Die Erbitterung über des Herzogs rücksichtsloses Vorgehen war darum gross und auch zum Teil berechtigt, nur dass man über diesen Brotstreitigkeiten immer mehr den Blick für das Schicksal des Landes verlor und sich aussenpolitisch willig ins Schlepptau Russlands nehmen liess, ohne an die Zukunft zu denken. Der Herzog seinerseits suchte nicht ohne Erfolg Rückhalt an Preussen, dem es hauptsächlich wieder um eine Barriere gegen Russland zu tun war. Auch eine erklärte preussische Partei des Adels bildete sich heraus, die allerdings nicht sehr zahlreich war und der mächtigeren russischen unter der Führung des überaus gewandten Politikers O. H. von der Howen nachstand. So herrschte denn in «unserem lieben Curonien» keineswegs eitel Friede und Glückseligkeit, wenn auch das Land äusserlich einen recht glücklichen und wohlhabenden Eindruck machte, ein recht schmucker Aufschlag zu dem immer schäbiger werdenden polnischen Rock, um sich des Hippelschen Bildes zu bedienen. — Auch der trostlose Zustand Polens, das sicher seinem Verderben entgegensteuerte, wurde wenig beachtet, leider nur zu wenig, denn man hätte sich sagen müssen, dass mit Polen auch Kurland verloren war. Noch immer suchte man bei dem ohnmächtigen König und dem ebenso ohnmächtigen, aber umso grosssprecherischen Reichstag Hilfe gegen den Herzog und umgekehrt, bezahlte mit hohen offiziellen und un-offiziellen Schmiergeldern Entscheidungen, die von der Gegenpartei doch nicht berücksichtigt wurden. Übrigens waren diese Gelder der einzige tatsächliche Vorteil, den Polen damals von Kurland erhielt. Das Interesse der polnischen Öffentlichkeit für kurländische Dinge war darum gering und nur von den Personen getragen, denen diese Gelder gezahlt wurden.

Auch in Polen beginnt man nun an Preussen gegen das immer rücksichtsloser vorgehende Russland Halt zu suchen, und unter preussischem Schutz kommt die Konstitution des 3. Mai 1790 zustande, die für eine kurze Zeit tatsächlich eine Regeneration des gesamten Staatslebens brachte. Die Konföderation hatte auch zum ersten Mal in der polnischen Geschichte

den Städten wieder weitgehende Selbständigkeit eingeräumt. Dieser Umstand wurde auch für Kurland wichtig, denn er gab den äusseren Anstoss zu der Auseinandersetzung zwischen Adel und Bürgertum in der sogenannten bürgerlichen Union von 1791.

Auch hier haben wirtschaftliche Ursachen mitgespielt. Der Adel, durch seine wirtschaftliche Bedrängnis gezwungen, versuchte, die höheren Justizämter ganz für sich in Anspruch zu nehmen, während das Bürgertum erneut nach dem Landbesitz trachtete, der ihm einmal zugestanden hatte und dann unter dem Druck wirtschaftlicher Verhältnisse genommen worden war. Trotzdem bestand für das letztere keine absolute Notwendigkeit mit seinen Forderungen hervorzutreten, darum macht das ganze Zustandekommen dieser «Bürgerlichen Union» einen stark konstruierten Eindruck, sie war mehr aus dem Geist, als aus der Not der Zeit geboren, denn das Bürgertum befand sich durch den Aufschwung des Handels in einer weit günstigeren Lage als der Adel. Einen Klassenantagonismus kannte man in Kurland nicht, wohl aber musste das Bürgertum, gerade weil es wirtschaftlich so gestärkt war, sein völliges Ausgeschlossensein von allem politischen Einfluss als drückend und unwürdig empfinden, und so ist denn auch eine der Hauptforderungen — das Recht zur Teilnahme an den Landtagen. Dieses letztere ist vielleicht der einzige tatsächliche Grund für das unvermutete Auftreten des Bürgertums, das dem ganzen Lande sehr überraschend kam, sonst ist aber wohl kaum irgendwo von deutschen Menschen, beeinflusst von den Ideen der französischen Revolution, eine Bewegung ins Leben gerufen worden, die so sehr einer gedanklichen Überlegung entstammte und aller instinktiven und wahrhaft revolutionären Motive entbehrte. Die «Bürgerliche Union» gehört somit weniger in die politische, als in die Geistesgeschichte Kurlands in den letzten Jahren der Selbständigkeit und ist gleichsam der letzte Triumph und der grösste Sieg der Humanitätsgedanken der Aufklärung, deren allmähliches Eindringen im Verlauf dieser Arbeit geschildert worden war. Als Beleg dafür braucht bloss ihre Programmschrift herangezogen zu werden, die erfüllt ist vom Geist der Zeit in allen seinen Schlagworten von Menschenrechten etc. unter direkter Berufung auf die Ereignisse in Frankreich, und deren Weiterschweifigkeit und gründliche historische Gelehrsamkeit mehr an eine wissenschaftliche Abhandlung, als an eine staatsrechtliche Eingabe, geschweige denn einen revolutionären Protest erinnert. Ihre Führer waren ja auch hauptsächlich die Professoren der Akademie, darunter der sachsen-weimarische Hofrat F. Schulz, in Deutschland als Romanschriftsteller bekannt, Historiker und begeisterter Anhänger der Revolution, deren Zeuge er in Paris gewesen war. Politischen Erfolg hat die «Union» nicht gehabt, trotzdem sie grosse Geldsummen, die zum Teil vom Herzog

vorgestreckt wurden, der sie als Waffe gegen den Adel benutzen wollte, verschlungen hat. Nicht zuletzt zerfiel sie an der Uneinigkeit im eigenen Lager, indem auch hier ein sozialer Riss entstand, da Kaufmann und Handwerker nicht zusammengehen wollten.

F. Schulz und die Kaufleute Grund aus Libau und Vierhuff aus Mitau gingen nach Warschau, um beim Reichstag die Bestätigung der geforderten Bürgerrechte zu erlangen, ohne nennenswerten Erfolg. Hier in Warschau wurden sie sich auch der ganzen Unsinnigkeit und Unüberlegtheit ihres Vorgehens bewusst, wie aus den höchst interessanten Briefen F. Schulz's an den Professor Beitler in Mitau hervorgeht, die auch sonst ein helles Licht auf die polnischen Zustände und die Politik der grossen und kleinen Staaten werfen¹⁾.

Der die Bürgerunion eigentlich tragende Stand war die Kaufmannschaft und die land- und wirklichkeitsfremden Professoren der Akademie. Das eigentliche kurländische Litteratum hielt sich zum grossen Teil zurück, darunter die Geistlichkeit in corpore. Auch darin entbehrte die Bewegung der breiten Basis.

Auch Neander war nur Zuschauer dieser Ereignisse, aber mit leiderfülltem Herzen, denn seiner harmonischen Natur musste ein so gewaltsames Vorgehen widersprechen, und schmerzen musste es ihn, das friedliche und auf gegenseitiger Achtung beruhende Verhältnis zwischen den Ständen zerstört zu sehen. Denn die Empörung des Adels war begreiflicherweise sehr gross, und der Riss, der in die Gesellschaft gebracht worden war, wurde nur ganz allmählich geheilt.

Nun wurden die politischen Verhältnisse mit jedem Jahr unerfreulicher, so dass auch Neanders stilles, geistiges Leben von ihnen nicht unberührt bleiben konnte.

Die Zustände in Polen werden immer chaotischer, es ist seine Agonie, und ihre Wirkungen auf Kurland sind nicht unerheblich. Hier agitiert Howen rücksichtslos gegen den Herzog, den er pekuniär doch immer auszunutzen versteht. 1790 stirbt der Erbprinz und mit ihm alle Hoffnungen der Patrioten. Der Herzog sucht die Nachfolge durch die Heirat seiner Tochter mit einem Prinzen von Oranien unter preussischer Protektion zu sichern, Russland widersetzt sich aber, und so muss der Plan aufgegeben werden.

Katharina tut nun nichts mehr zur Beruhigung der Gegensätze im Lande. Sie wartet auf die letzten Zuckungen des ohnmächtigen Staatskörpers Polens, um zugreifen zu können. Endlich ist es so weit. Die polnischen Patrioten erheben sich unter Kosciuszko und versuchen zum letzten Mal, das Joch

¹⁾ Original im kurl. Provinzialmuseum (B. 38).

Russlands abzuschütteln. Das gibt Katharina die willkommene Gelegenheit einzugreifen. Kosciuszko, dessen Truppen unter dem Kurländer Mirbach Libau erobern und auch sonst im Lande umherstreifen, wird geschlagen, und Katharina hat in Polen freie Hand. Österreich und Preussen sind gern bereit, die Beute mit ihr zu teilen. Noch einmal ersteht für Kurland die Möglichkeit einer Angliederung an Preussen. Der preussische Bevollmächtigte Tauentzien erhält die Weisung, eine Angliederung an Russland auf jeden Fall zu verhindern und die an Preussen zu betreiben, er wird aber durch die Forderung Russlands überrumpelt, das Samogitien, das schmale Stück Litauen, das sich zwischen Kurland und Ostpreussen zum Meere hinzieht, verlangt. Darauf ist er nicht gefasst und muss sich erst neue Instruktionen holen. Unterdess einigen sich Österreich und Russland über ihre Ansprüche, nachdem sie schon vorher Preussen durch die französische Kampagne von den Ostfragen abzulenken gewusst hatten.

Unterdessen hat man aber auch in Kurland die Entscheidung gefällt. Der Landtag vom März 1795 hat sich von Howen und seiner Partei, wobei dieser wieder eine zweifelhafte Rolle spielt, überrumpeln lassen, und sich für eine bedingungslose Unterwerfung unter Russland erklärt zur grössten Bestürzung des ganzen Landes, das seine Sonderrechte gewahrt wissen wollte. Dem Herzog blieb nichts übrig, als sich mit möglichst viel Geschick mit dem Unvermeidlichen abzufinden, was ihm auch zum ersten und einzigen Mal unter Wahrung seiner Würde gelang¹⁾.

Am 15. April 1795 empfängt die Kaiserin in feierlicher Audienz die kurländischen Deligierten mit der Unterwerfungs-urkunde. In einer recht allgemein gehaltenen Ansprache versichert sie sie ihrer «mütterlichen Zuneigung» und der Erhaltung aller ihrer Rechte und Privilegien, was sie aber nicht hinderte, alsbald die Statthalterchaftsverfassung, unter der Livland schon seit einigen Jahren viel zu leiden hatte, einzuführen.

Am 25. August desselben Jahres verlässt der Herzog seinen Lieblingssitz Würzau, eine Unpässlichkeit hält ihn in Doblen etwas zurück, alles in der Nähe von Grenzhof, so dass Neander gewiss nicht versäumt hat, ihn aufzusuchen. Am 29. August geht es weiter und am 30. überschreitet er die Grenze seines Landes, das er nicht mehr wiedergesehen hat. Die Herzogin war schon 1793 ins Ausland gereist. Auch sie hat Neander nicht mehr wiedergesehen, denn als sie 1806 und 1810 noch einmal ins Land kam, lebte er nicht mehr. Auch Elisa verliess bald auf immer die Heimat. So wurde es ganz still

¹⁾ Vgl. J. Eckardt: Das Ende des Herzogtums Kurland, in: Jungrossisch und Altlivländisch, Leipzig 1871.

um ihn, nur seine Schwester kehrte wieder in seine Nähe zurück. 1795 kaufte sie mit Hilfe des Bruders und der reichlichen Pension, die sie von der Herzogin erhielt, das nahe am Pastorat Grenzhof gelegene Gütchen Steguln, wo sie noch 1805 lebte¹⁾.

1797 wird er in die Kommission zur Ausarbeitung einer neuen Kirchenordnung berufen. Das ist seine letzte bedeutende Wirksamkeit. Seit 1793 ist ihm sein Sohn Christ. Friedrich adjungiert, und trotzdem er seiner Tochter schreibt, man möchte nicht besorgt sein, dass er, seitdem er den Adjunkten hätte, am Faulheitsfieber erkranken könnte, so geht doch die Kraft des 70-jährigen zur Neige. Er erlebt noch die Wiederherstellung der alten Verfassung unter Paul I., bei dessen Thronbesteigung Kütner sang: «Jünglinge, lobet den Herrn. Auch wir sind Reussen, auch wir sind Kinder und Untertanen des hoherhabenen Herrschers!» So schnell konnte der Kosmopolit des 18. Jahrhunderts seine Nationalität vergessen. Kütner war erst 1775 aus Schlesien eingewandert.

Neander erlebt auch noch die düsteren Tage der Reaktion, er erlebt die Jahrhundertwende und die Thronbesteigung Alexander I., die mit grossem Jubel begrüsst wurde.

Dann kommen lange Wochen schweren Leidens, das der kräftige und tätige Mann sonst nicht gekannt hatte. Er erträgt es mit stiller Ergebung, versucht, der Gattin die Stärke seiner Schmerzen zu verbergen, und nimmt bis zur letzten Stunde Anteil an allem, «was Menschenglück und Menschenwohl betraf». Am 21. Juli kommt dann die Erlösung. «Mit sanfter, erhabener Heiterkeit und mit einem begeisterten Blick ins Reich der helleren Tage verliess seine Seele ihre Hülle», schreibt einer seiner Söhne an Elisa. So war auch für ihn dieser Augenblick der letzten und höchsten Vereinigung mit seinem Gott gekommen, den er so oft besungen hatte. Nicht unvorbereitet trat er die Reise an und mit einem letzten dankbaren Blick auf die Erde, für deren Schönheiten er so empfänglich gewesen war. Die «flache» rationalistische Weltanschauung hielt auch hier Stand.

Am 27/15. Juli wurde er auf dem Friedhof seiner Pfarrkirche begraben. Sein Sohn hielt die Predigt, tief erfüllt von eigenem Schmerz und voller Verehrung für die hohe, verklärte Gestalt des Vaters, findet er doch Worte des Trostes und der Erhebung für die Gemeinde. Er hält seine Rede in lettischer Sprache, er, der deutsche Sohn eines deutschen Vaters! Der deutsche Dichter C. F. Neander wird von seinem Sohne in einer fremden Sprache zur letzten Ruhe geleitet! Uns Heutigen kaum verständlich und doch so symbolisch für das Leben und

¹⁾ Seuberlich gibt ihr Todesjahr nicht an. Nach den im Archiv des kurländischen Provinzialmus, vorhandenen Papieren das Gut Steguln betreffend scheint sie 1808 bereits nicht mehr am Leben zu sein.

Wirken dieser Männer, das deutsche Arbeit für ein fremdes Volk gewesen war, in fremder Sprache, aber im Namen deutscher Kultur und deutscher, lutherischer Frömmigkeit. Die Tragik und der hohe Beruf des Kolonisten liegen darin.

Ausserlich hatte es den natürlichen Grund, dass die anwesenden Deutschen wohl die lettische Sprache verstanden, die Letten die deutsche aber nicht, und eine zweisprachige Feier wäre doch nicht so erhebend gewesen. Ein feindseliges Gefühl gegen die fremde Sprache hatte man ja nicht, und erschien es allen ganz zweckmässig und natürlich gehandelt, zumal solche Feiern häufig vorkamen, hatte man doch auch dem urdeutschen G. F. Stender als Ehrentitel für sein Lebenswerk das Epitheton: «der Lette» auf den Grabstein gesetzt.

Die Trauer um Neander war gross. Wenn auch die meisten seiner Freunde ihm schon vorangegangen waren oder in der Ferne lebten wie Elisa, so gab es doch noch viele, die an ihm hingen. Auch die Gemeinde fühlte den Verlust, und viele Tränen wurden von Hohen und Niedrigen an seinem Grabe vergossen. Elisa erzählt, dass Bauern noch nach Jahren, wenn sie aus der Kirche kamen, an seinem Grabe niederkniet seien und geschworen hätten, «so zu leben, dass er sich droben vor Gott ihres Wandels auf Erden freuen könne». Und sie schliesst daran den Ausruf: «So war, so lebte Neander! so wirkte das edle Leben eines Weisen auch nach seinem Tode noch fort!» — «Heilig ist Neanders Andenken meinem ganzen Vaterlande!»

Sie selbst erfuhr von Neanders Tode in Berlin, als sie schwer krank darniederlag an einem rätselhaften Leiden, das nach dem Ausspruch ihrer Ärzte eine mehr nervöse Ursache hatte. «Tief gerührt», schreibt Tiedge¹⁾, «blickte sie bei dieser Trauerbotschaft auf denjenigen Zeitpunkt ihres Lebens zurück, an dem Neanders Andenken in ihrer Seele besonders haftete». Es ist die schon geschilderte Zeit nach ihrem Cagliostroabenteuer. «Konnte sie den teuren Mann dahinscheiden lassen aus dem irdischen Dasein, ohne sein Gedächtnis zu feiern?» — Sie glaubte auch sich selbst dem Tode nahe und wollte «diesseits noch das kleine Denkmal hinstellen, welches sie den Manen ihres teuren Lehrers schuldig zu sein glaubte.» — So entstand auf dem Krankenlager ihr kleines Büchlein, «in dem sie mit einer tiefen Herzlichkeit den Charakter des frommen Weisen» entwickelte. So fügt sich ihre lebendige, doch anspruchslose Darstellung unwillkürlich und gleichsam unbewusst in eine Form, aus der, wie aus einem klar dahinfließenden Quell, sich das Bild ihres eigenen schönen Lebens zurückspiegelt», — Sie erhielt sich an «dem würdigen Charakter, den sie nachbildete», aufrecht und überwand damit auch allmählich ihre Krankheit.

¹⁾ E. von der Recke in Brockhaus's Zeitgenossen 1818, S. 62 ff.

Die Entstehungszeit fällt in denselben Winter, in dem Tiedge sich ihr erneuert näherte, und in dem diese rührende Freundschaft begründet wurde, die bis zu ihrem Tode dauern sollte. Tiedge wurde auch der Herausgeber der kleinen Schrift, die 1804 bei Fröhlich in Berlin erschien.

Auch andere Nachrufe wurden Neander gewidmet. In der Mitauschen Zeitung vom 30. Juli 1802 erschien ein Gedicht von F. G. Maczewski, einem jungen Prediger, — «Dem Andenken Neanders».

Er findet recht schöne Worte des Danks und der Deutung des Besten in Neanders Leben und Schaffen in Versen, wie:

Einst sangst Du mit der Jugend Kraft in der goldenen Harfe
Tugend und Gott, und es schlug dankbar Dir jegliche Brust.
Aber Dein Leben war selbst ein langes, harmonisches Loblied
Deines Gottes, und drum lieben wir inniger Dich.

Allerdings auch die sehr charakteristischen Worte:

Wandle, Verklärter, denn hin durch des besseren Lebens Gefilde,
Wandle mit Sokrates dort (im christlichen Himmel!) und misch'
in den frommen Gesang
Deines Gellert, Dein heiliges Lied.

Im Nordischen Archiv, einer Zeitschrift, die der Schauspieler Kaffka in Riga herausgab, erschien im März 1803 ein Nekrolog.

Merkwürdigerweise wird Neander aber in dem 1803 erschienenen III. Band von Matthissons lyrischer Anthologie, der vier Lieder von ihm enthält, als noch lebend bezeichnet.

Wie stark Neanders Andenken noch lange nach seinem Tode lebendig war, bezeugt K. Elverfeld in seinem: Etwas zur Ehrenrettung der angegriffenen Kurländer früherer Zeit, Mitau 1827, wenn er ausruft: «Brauche ich erst zu nennen C. F. Neander, der noch täglich wirkt in seinen frommen, schönen Liedern. Und wie? —».

Die Elverfeldsche kleine Schrift ist ein begeistertes Loblied auf das Kurland des 18. Jahrhunderts, und fürwahr, so kläglich dieses angefangen hatte, und so mühevoll der Wiederaufbau gewesen war, am Ende war doch eine Höhe des geistigen Niveaus in allen Ständen erreicht worden, die später selten erstiegen worden ist. Selten ist Kurland so reich an schöpferischen Persönlichkeiten gewesen, deren eine ich hier in ihrer schlichten Kraft zu schildern versucht habe, wie gerade damals, und selten ist in der baltischen Geschichte seit den Tagen Bischof Alberts das Sendungsgefühl des deutschen Kolonisten so lebendig gewesen, der nicht für sich und sein Fortbestehen, sondern im Namen der deutschen Kultur zu kämpfen und zu arbeiten hat.

Literaturverzeichnis.

Q u e l l e n .

1. Neander C. F.

Geistliche Lieder, Riga und Leipzig 1766.

Geistliche Lieder, 2. Ausgabe Riga und Mitau 1768.

Geistliche Lieder, zwote und letzte Sammlung Riga 1774.

Geistliche Lieder, 3. Ausgabe Riga 1779.

Neue Sammlung christlicher Gesänge, Frankfurt und Leipzig 1773.

Die Grösse des Schöpfers in dem Weltgebäude, in: Belustigungen des Verstandes und Witzes 1. Stück Jänner 1742.

Die Ruhe, ebenda 6. Stück Brachmonat 1742.

Die Torheit derer, die sich des Christentums schämen, in: Der kgl. deutschen Gesellschaft in Königsberg eigene Schriften, 1. Sammlung, Königsberg 1754.¹⁾

Das Glück der Schelme in: Auserlesene Oden und Lieder von verschiedenen Dichtern zum musikalischen Vergnügen in die Musik gesetzt von J. G. Müthel Hamburg, verlegt von C. F. Brandt 1759.

Liebreiche Einladung eines würdigen Mannes an seinen Freund zum Genuss des Frühlings, Mitau 1764.

Gedächtnisrede auf den weiland Hochwohlgeborenen Herrn Levin Grotthuss ehem. Hochfrstl. Guarderittmeister gehalten am 19. Juni, 1765. Mitau, bei C. Liedtke.

Scipio, ein Singspiel, Mitau 1778.

Entwurf zu einer neuen Kirchenordnung im Diarium des kurl. Landtages vom 14. September 1778.

Dem ruhmwürdigen Andenken der selig verewigten Herzogin von Kurland Benigna Gottliebe, Mitau 1782.

Elisens geistliche Lieder nebst einem Oratorium und einer Hymne von C. F. Neander, hsg. v. J. A. Hiller, Leipzig 1783.

Gellert Chr. F. Geistliche Oden und Lieder, Leipzig 1759.

Klopstock F. G. Geistliche Lieder.

Mitauisches Gesangbuch herausgegeben von Ch. Huhn, Mitau 1771.

(Lavater J. C.): C. F. Neanders geistliche Lieder herausgegeben von J. C. Lavater, Zürich 1768.

¹⁾ Während der Drucklegung ist mir noch eine der kgl. dt. Gesellschaft gewidmete Schrift Neanders bekannt geworden. Den vorteilhaften Einfluss der christl. Religion in die schönen Wissenschaften erweist in einem Danksagungsschreiben an die kgl. deutsche Gesellschaft in Königsberg C. F. Neander, Prediger zu Cabillen in Kurland. Den 6. März 1752. Gedr. in Königsberg 1752.

Darstellungen.

a. Rezensionen und Urteile.

1. Allgemeine deutsche Bibliothek Bd. 12. 1770; Bd. 26. 1775; Bd. 78. 1788; Bd. 98. 1791.
2. Allgemeine theologische Bibliothek Bd. 3. Mitau 1775.
3. Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 25. Febr. 1792., 24. Febr. 1792.
4. Ernesti's Neue theologische Bibliothek Bd. 10, 1769.
5. Hamburgischer Correspondent 3. Sept. 1774.
6. Gellerts Briefe an Borchward in: Nachtrag zu Gellerts freundschaftlichen Briefen herausgegeben von Bamberger Berlin 1780.

b. Biographie, Zeitgeschichte und Kirchenlied.

1. J. L. Blessig: Leben des Grafen J. F. von Medem, Strassburg 1792.
2. Berens, J. C.: Bonhommiën Mitau 1792. (anonym).
3. Bernouilli J.: Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preussen, Curland, Russland und Polen in den Jahren 1777—78. Leipzig 1779/80.
4. Busch E. H.: Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der evang.-luth. Gemeinden in Russland, Petersburg 1862.
Ergänzungen hierzu, Petersburg und Leipzig 1867.
5. Büttner: Zur Gesangbuchfrage, in: Mitteilungen und Nachrichten für die evang. Kirche in Russland Bd. 24.
6. Cruse H.: Curland unter den Herzögen 2 Bde, Mitau 1833/37.
7. Czarnewski: Nachrichten über den Zustand der Schulanstalten im Mitauschen Kreise. 1. und 2. Stück, Mitau 1805.
8. Czarnewski: Stenders Leben. Mitau 1805.
9. Dalton H.: Beiträge zur Geschichte der evangelischen Kirche in Russland Bd. I.—II. Gotha 1887/88.
10. Dietz Ph.: Tabellarische Nachweisung des Liederbestandes der jetzt gebräuchlichen Landes-Provinzialgesangbücher des ev. Deutschlands.
11. Diarium des kurländischen Landtages 1778 und 1789.
12. Eckardt J.: Jungrussisch und Altivländisch, Leipzig 1871.
13. Eckardt J.: Die baltischen Provinzen Russlands 2. Aufl. Leipzig 1869.
14. Eckardt J.: Beiträge zur Charakteristik unserer Provinzialen in: Rigascher Almanach 1863.
15. Eckardt J.: Baltisch-russische Culturstudien Leipzig 1869.
16. Eckardt J.: Livland im 18. Jh. Leipzig 1876.
17. Eckardt J.: Cagliostro in Mitau, Baltische Monatschrift Bd. 10, S. 324.

18. Elverfeld: Etwas zur Ehrenrettung der angegriffenen Kurländer früherer Zeit. Mitau 1827.
19. Fischer: Kirchenlieder-Lexicon 1878. II. 458.
20. Gadebusch F. K.: Livländische Bibliothek nach alphabetischer Ordnung II, 285. Riga 1777.
21. Gebhardi: Geschichte der Herzogtümer Curland und Semgallen. Halle 1789.
22. Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung 5. Aufl. 1878.
23. Goedeke K.: Grundriss der deutschen Literaturgeschichte 3. Aufl. 1916. IV.
24. Giessler R.: Die geistliche Liederdichtung d. Katholiken im Zeitalter der Aufklärung. Schriften der Görresgesellschaft Bd. 10. 1928.
25. Graff P.: Geschichte der Auflösung gottesdienstlicher Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Göttingen 1921.
26. Hagen J. Ph.: Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt 1793.
27. Heerwagen: Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. Neustadt 1792.
28. Herder J. G.: Journal meiner Reise im J. 1769. Werke ed. Supphan B. IV.
29. Herder J. G.: Briefe an J. G. Hamann hsg. von Hoffmann. Berlin 1889.
30. Herder J. G.: Briefwechsel mit F. Nicolai hsg. von O. Hoffmann. Berlin 1887.
31. Hettner H.: Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts Bd. III. 4. Aufl. Braunschweig 1893.
32. Hiller J. A.: Lebensbeschreibung Leipzig 1784.
33. Hillner: Hamann und das Christentum. Riga 1924.
34. Hippel G. Th. von: Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Jubelausgabe von A. von Öttingen. Leipzig 1878.
35. Horn F.: Die schöne Literatur Deutschlands während des 18. Jahrhundert. Berlin und Stettin 1812.
36. Jördens K. H.: Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten IV. Leipzig 1806/11.
37. Jahrbuch für Genalogie, Heraldik und Sphargistik hsg. v. d. Kurl. Gesellsch. f. Lit. und Kunst.
38. Kallmeyer P.: Die evang. Kirchen und Prediger Kurlands 2. verb. Auflage hsg. von Dr. G. Otto. Riga 1910.
39. Kaffka: Nordisches Archiv. 1803.
40. Kant I.: Briefwechsel. Werke hsg. von der preuss. Akademie der Wissenschaften Bd. 12.
41. Kinderling H.: Nötige Berichtigung der kurzen und wahren Geschichte der ältesten deutschen Kirchen gesänge . . . (anonym) Dessau 1782.

42. Kinderling H.: Die Frage: Ist es notwendig die alten Kirchengesänge zu verbessern? nach der Wahrheit beantwortet mit Anwendung auf das Berlinische und Magdeburgische Gesangbuch von einem Freund des christlichen Gesanges (anonym) Dessau 1782.
43. Klopmann F.: von: Kurländische Gütterchroniken Bd. I—II. Mitau 1856.
44. Koch E. E.: Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs der christl. insbesondere der deutschen ev. Kirche. 8 Bde. 3. Aufl. 1866—1876.
45. Kütner K. A.: Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781.
46. Kütner K. A.: Mitauische Monatsschrift, hsg. von Kütner. Mitau 1784/85.
47. Kütner K. A.: Kuronia. Mitau 1791. 2. Aufl. Leipzig 1793.
48. Lektionsverzeichnisse der Friedrichsuniversität Halle 1698 bis 1768.
49. Merkel G.: Die Letten, vorzüglich in Livland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Leipzig 1797.
50. Mettig C.: Baltische Städte, 2. Aufl. Riga 1905.
51. Mettig C.: vgl. Jahresberichte d. Geschichtswissenschaft 1883.
52. Meusel J. G.: Gelehrtes Teutschland. Lemgo 1796/1834
53. Michaelis J. D.: Lebensbeschreibung. Rinteln-Leipzig 1793.
54. Mitauische Zeitung von Staats-, gelehrten und einheimischen Sachen, Jahrgänge: 1766, 1767, 1778, 1782, 1785, 1786, 1802.
55. Moser H. J.: Geschichte der deutschen Musik. Stuttgart 1922. 3. Aufl. 1928.
56. Neander Th.: Der Mitauische Buchadel, Ztg. für Stadt u. Land 1886 № 80.
57. Nelle W.: Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes. Leipzig. 3. Aufl. 1928.
58. Otto G. Dr.: Die öffentlichen Schulen Kurlands in herzoglicher Zeit. Mitau 1904.
59. Reallexikon für deutsche Literaturgeschichte, hsg. von Merker und Stammler, Bd. I. 1925/26.
60. Recke-Napiersky: Schriftstellerlexikon 1827.
61. Recke E. v. d.: Über C. F. Neanders Leben und Schriften, Berlin 1804.
62. Recke E. v. d.: Aufzeichnungen und Briefe, hsg. von P. Rachel. Leipzig 1901/2.
63. Recke E. v. d.: Mein Journal. Hsg. von J. Werner. Leipzig 1927.
64. Recke E. v. d.: Briefe an E. v. d. Recke, hsg. v. O. Clemen.
65. Richter G. L.: Allgemeines biographisches Lexikon älteren und neueren geistlichen Liederdichtern.
66. Richter A. L.: Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. Weimar 1854.

67. Richter A. v.: Geschichte der dem russischen Kaisertum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen, 2 Bände. Riga 1857/58.
68. Rechenberg-Linten v.: Zustände Kurlands im vorigen und diesen Jahrhundert. Mitau 1858.
69. Schiemann Th.: Herzog Friedrich-Willhelm. Balt. Monatschrift Bd. 22, 1873.
70. Schneider F. J.: G. Th. v. Hippel in den Jahren 1741—1780. Prag 1911.
71. Schneider F. J.: Die Freimaurerei und ihr Einfluss auf die geistige Kultur des 18. Jahrhunderts. Prag 1909.
72. Schrader W.: Geschichte der Friedrichsuniversität Halle. Berlin 1894.
73. Seraphim A.: Geschichte des Herzogtums Kurland, 2. Aufl. Reval 1904.
74. Seraphim A.: Deutsch-baltische Beziehungen im Wandel der Jahrhunderte. Berlin, Leipzig, Riga 1918.
75. Seraphim A.: Aus vier Jahrhunderten. Reval 1913.
76. Seraphim A.: Liv-, Est-, Kurländer auf der Universität Königsberg i. Pr. Riga 1893.
77. Seuberlich E.: Stammtafeln deutsch-baltischer Geschlechter 2. Reihe. Riga 1927.
78. Seuberlich E.: Baltische Hauslehrer im 17. und 18. Jahrhundert. Riga 1920.
79. Sammelband von Schriften der Mitauschen grossen Stadtschule im kurl. Provinzialmuseum Mitau.
80. Sturm P.: Das evangelische Gesangbuch der Aufklärung. Barmen 1923.
81. Tetsch C. L.: Kurländische Kirchengeschichte I. und II. Riga 1767/68. III. Königsberg 1770.
82. Tetsch C. L.: Herrenhutische Bewegungen in Curland in: Acta hist. eccl. Wimar. Weimar 1744 T. 44.
83. Tetsch C. L.: Kurze Geschichte der zum Dienst der Gemeinde Jesu in Curland und Semgallen gewidmeten lettischen Kirchenlieder. Kopenhagen 1751.
84. Tiedge C. A.: Elisa v. d. Recke in: Zeitgenossen B. III. Leipzig, Brockhaus 1818.
85. Ulbrich F.: Die Belusigungen des Verstandes und Witzes. Leipzig 1911.
86. Vietor C.: Geschichte der deutschen Ode. München 1923.
87. Waniek G.: Jac. Im. Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1882.
88. Wachtsmuth W.: Adel und Literatentum. Balt. Monatschrift 1928 Heft 3.
89. Wegner A.: Geschichte der Stadt Libau. Libau 1898.
90. Zahn J.: Die Melodien der deutschen ev. Kirchenlieder 6 Bände. Gütersloh 1888—93.

91. Ziegenhorn K.: Staatsrecht der Herzogtümer Curland und Semgallen. Königsberg 1772.

Autographisches:

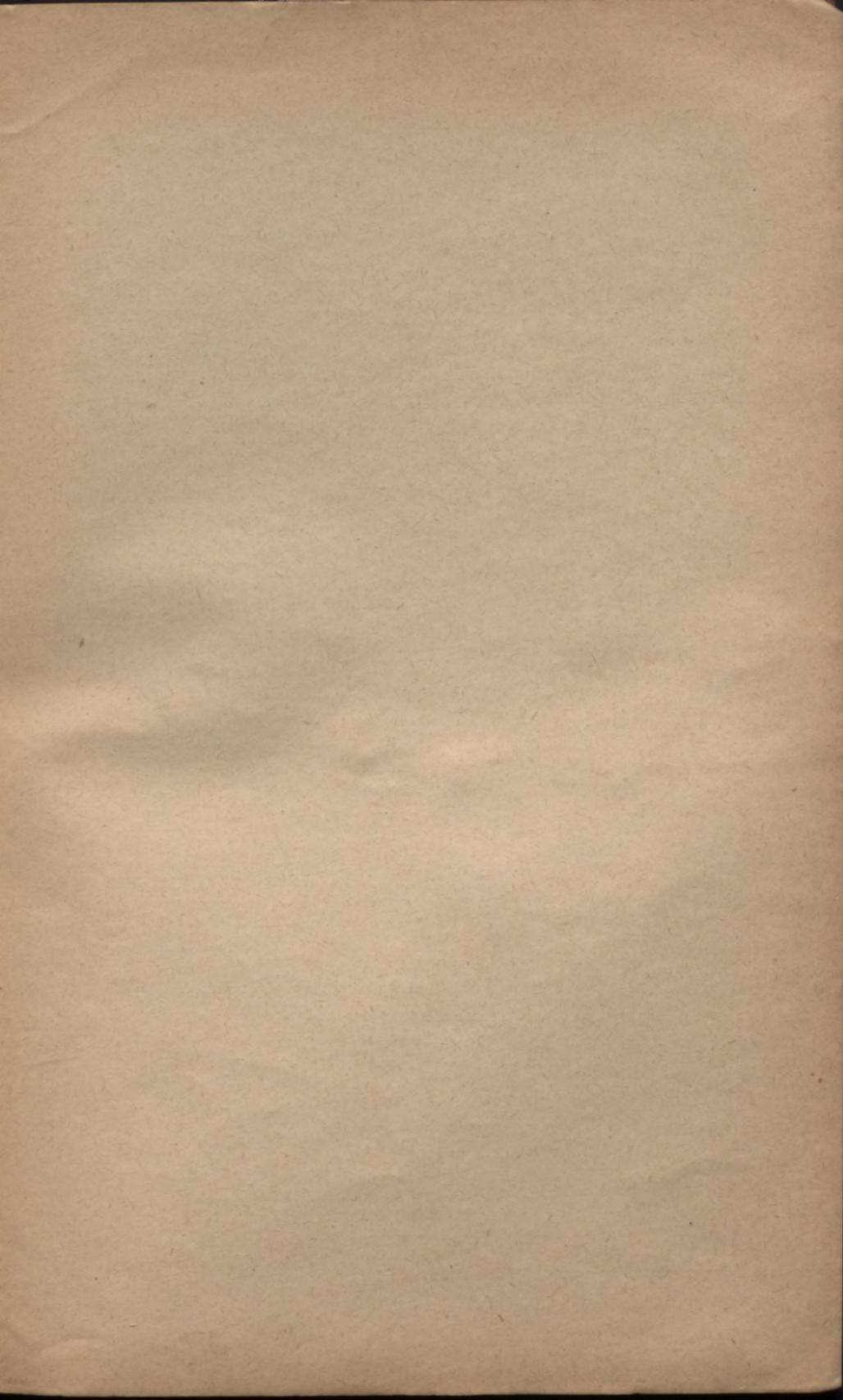
- Neander C. F.: Theses de peccatu originali. 1751. kurl. Prov.-Museum.
Neander C. F.: 88 Briefe an Elisa v. d. Recke.
Neander C. F.: 2 Briefe in der Autographensammlung des Provinzialmuseums.
Neander C. F.: 1 Brief in der Buchholtzschen Sammlung zur Personenkunde. Riga Stadtbibliothek.
Neander C. F.: Brief an E. v. d. Recke in der Autographensammlung der preussischen Staatsbibliothek Berlin.
Neander C. F.: 1 Brief an den Buchhändler Hinz im Besitz der Ges. für Geschichte und Altertumskunde Riga.
Neander C. F.: Dankesbrief an C. Flottwell nach der Aufnahme in die kgl. deutsche Gesellschaft in Königsberg, im Archiv der Gesellschaft, Königsberg, Stadtbibliothek.

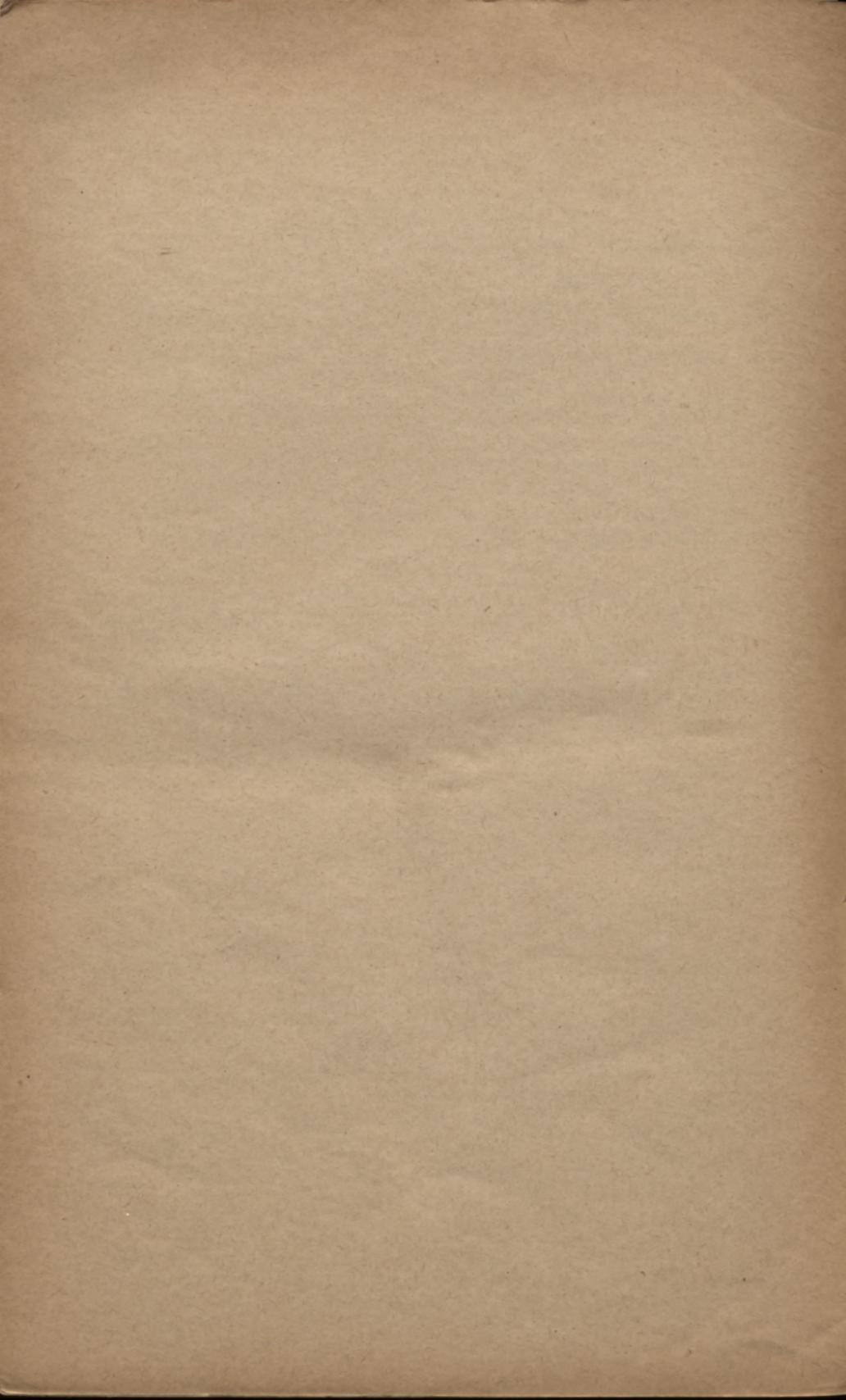
Allgemeines:

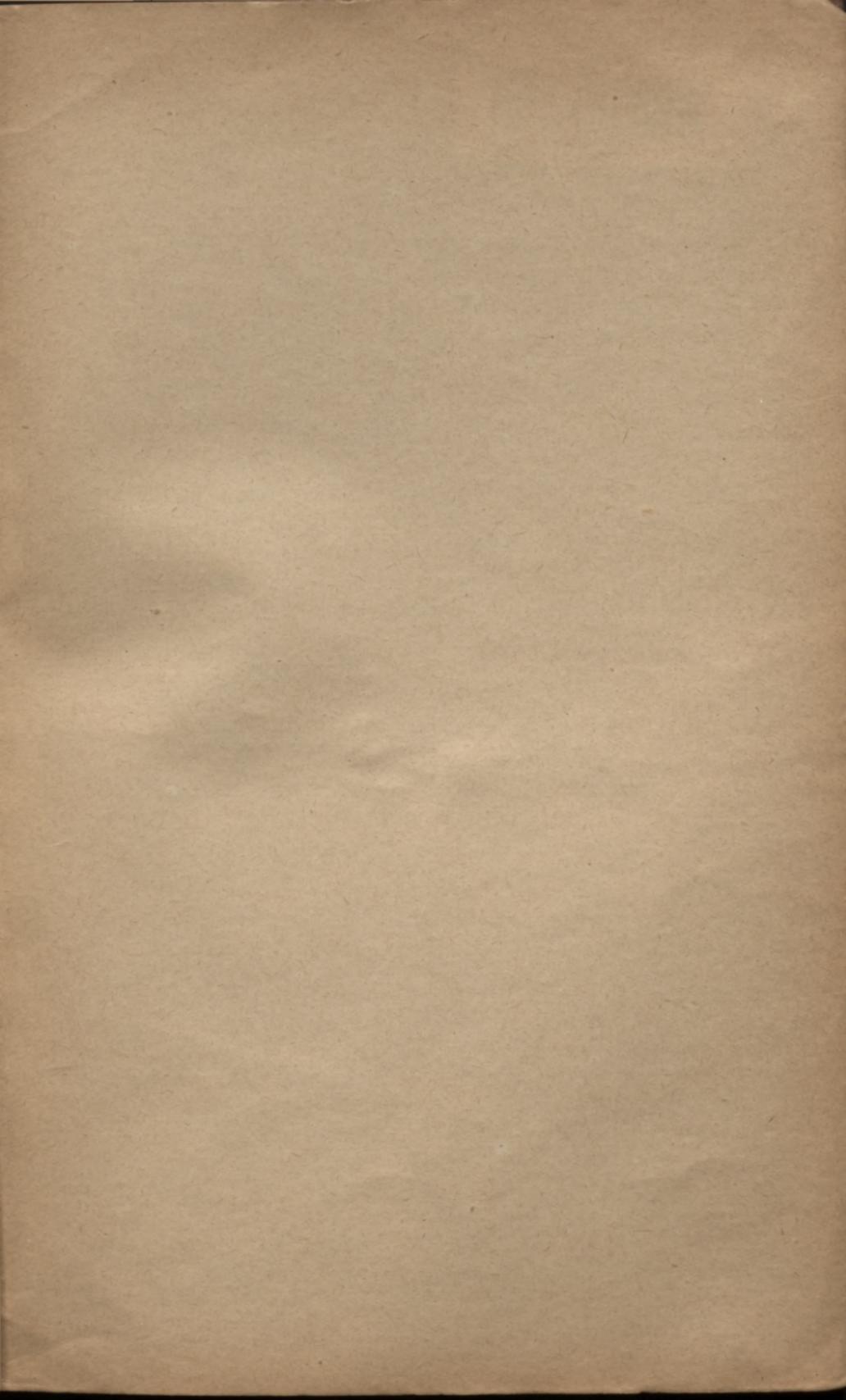
Archiv und Autographensammlung des kurl. Provinzialmuseums Mitau.

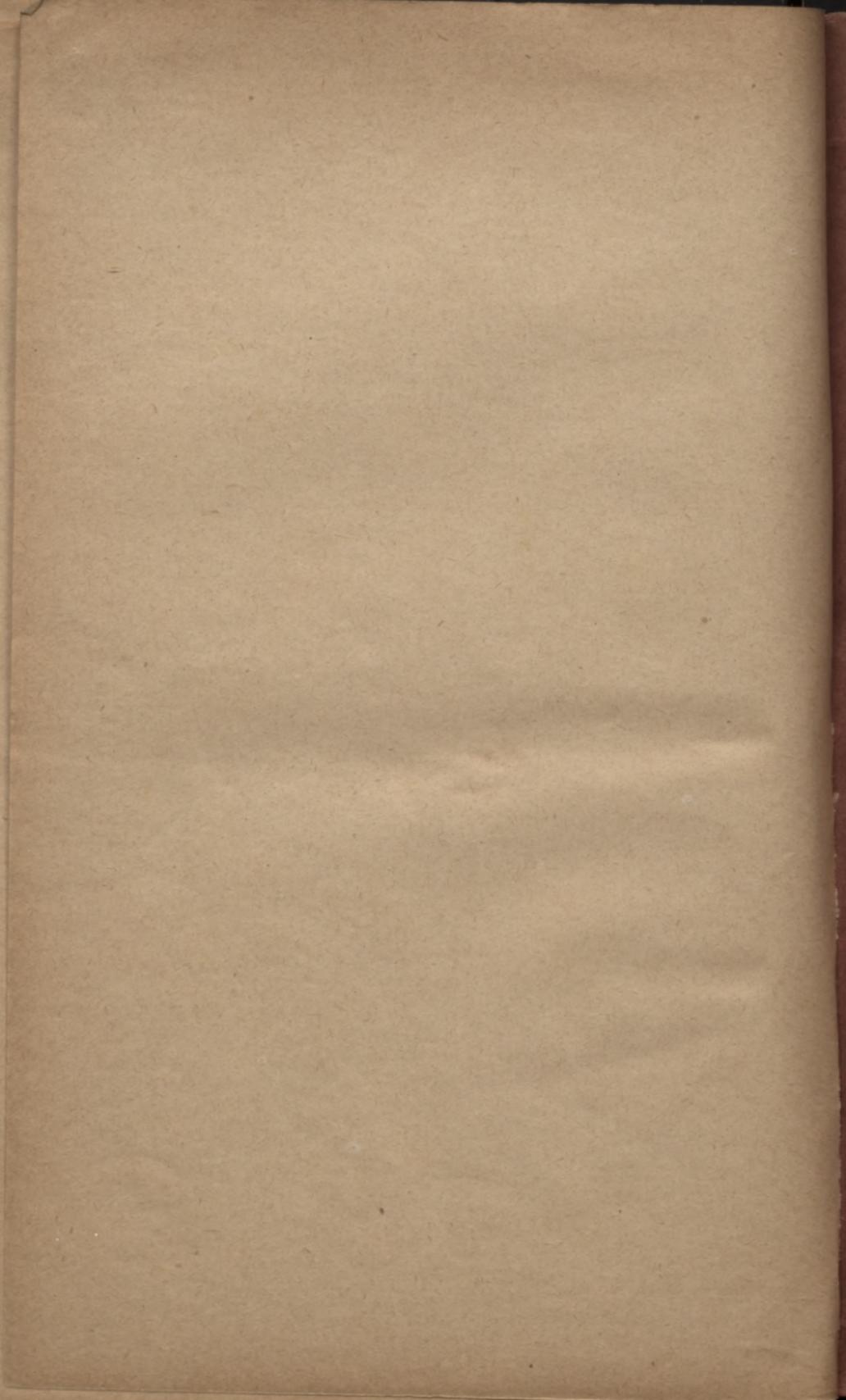
Buchholzsche Sammlung zur Personenkunde.

Briefe an F. K. Gadebusch, Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, Riga.

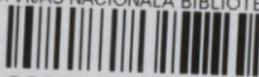








LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0309087220

[0,50]